This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

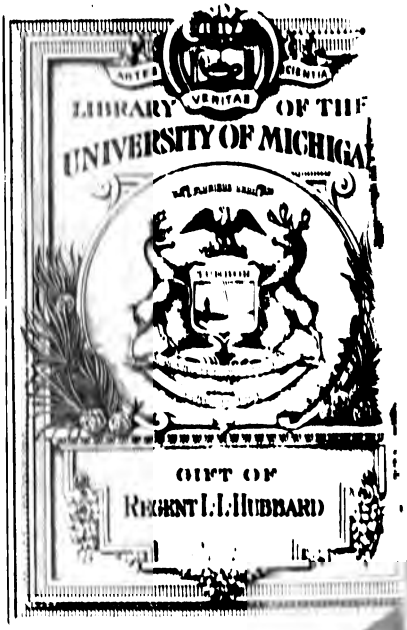
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

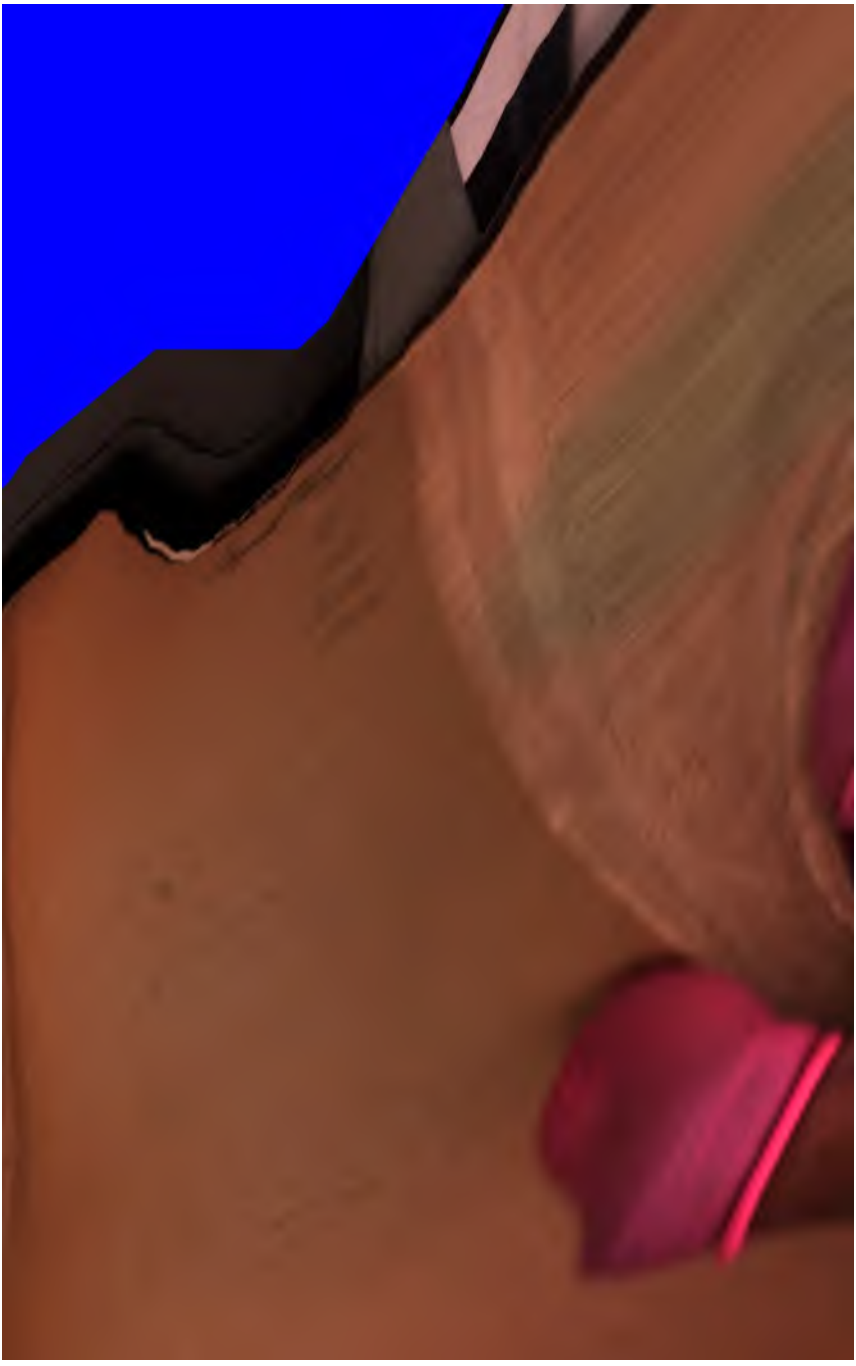
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

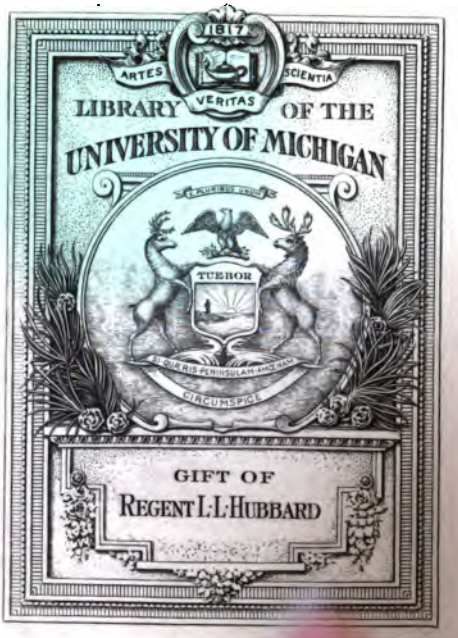
A 401176

Mädchen-
Erziehungs - Institut.





Mädchen-
Erziehungs - Institut.



Land und Leute in Amerika.

Skizzen

aus dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1863.

Gift
Regent L. L. Hubbard
6-26-30
2 v.

Inhalt des ersten Theils.

		Seite
1.	Der Yankee oder der Stockamerikaner	1
2.	Die Freiheit in Amerika oder warum gibt's daselbst Sclavenstaaten und Nichtsclavenstaaten	39
3.	Der südliche Plantagenbesitzer oder der Baumwollenbaron der neuen Welt	64
4.	Ein Preisfaustkampf in Amerika	106
5.	Verbrechen, Einwanderung und Nativismus	150
6.	Der Nigger in der Leibeigenschaft oder Sclavenleben in Amerika	164
7.	Posten oder das Duell auf die neue Mode	208
8.	Der Deutsche in Amerika	236
9.	Wie speist man im Lande der Yankees?	311
10.	Musik und Musikanten in den Vereinigten Staaten	336
11.	Der Irländer in Amerika	351
12.	Singsing, das große Zuchthaus	373
13.	Sclavenhandel in Amerika	395
14.	Hotel Park in New-York	437
15.	Indianerjagd im Westen	462

1.

Der Yankee oder der Stockamerikaner.

Das eigentliche Amerikanerthum der Vereinigten Staaten wurzelt im Yankee, und doch will kein Mensch dort Yankee sein. Kommt man nemlich von Europa aus im Hafen von Neu-Orleans an und fragt nach einem Yankee, so schüttelt alle Welt den Kopf und deutet nach dem Norden. Man setzt sich also auf die Eisenbahn oder auf das Dampfboot, und fährt nach St. Louis, welches seine gute achthundert Meilen nördlich von Neu-Orleans liegt. Dort angekommen, frägt man abermals nach den Herren Yankees; allein die Leute schütteln wiederum mit dem Kopfe und weisen mit dem Finger nach Nordosten. Somit benützt man zum zweitenmale das Dampfroß und fliegt drei Tage und drei Nächte lang, ohne aus den Kleidern und dem Wagen zu kommen, zwölfhundert Meilen weit nach Philadelphia oder New-York. Hier, denkt man, muß doch das Yankeethum endlich einmal zu Hause sein. Aber, Gott bewahre! Weder die Neuyorker, noch die Pennsylvanier wollen Yankees sein, gerade so wenig als die Bewohner von Ohio, Indiana oder Illinois. „Yankees finden Sie nur in den Neu-England-Staaten," antwortet Ihnen, wenn Sie fragen, ein Neuyorker Kaufmann mit

größter Höflichkeit, aber auch zugleich mit einer solchen Bestimmtheit, daß ein Zweifel oder gar ein Widerspruch für grob gelten müßte. Sie schweigen also, obwohl Sie es dem Spitzbubengesichte des Mannes auf den ersten Blick ansehen sollten, daß er selbst ein Stock-Yankee ist, und den andern Tag fahren Sie in Gottes Namen weiter den Neu-England-Staaten zu. Diese heißen Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, Neuhampshire, Vermont und Maine, liegen im nördlichsten Theil der Union, sind nicht sehr umfangreich und haben ihren Namen „Neuengland" schon im Jahr 1606 von dem Prinzen von Wales erhalten. *) Hierauf, d. h. auf den Namen Neuengland, sind sie auch überaus stolz, weil darin das Zeugniß liegt, daß ächt englisches, kein deutsches, französisches oder sonst eingewandertes Blut in ihren Adern fließt; dagegen aber wollen sie um so weniger etwas von dem Namen „Yankee" wissen. Man reise nach Hartfort, Springfield, Providence, Boston, Portland, New-Haven oder wie immer die Städte Neuenglands heißen mögen, so wird man allüberall von den Einwohnern die Antwort bekommen, daß bei ihnen zu Lande eine derartige Menschensorte nicht zu finden sei.

*) Schon unter der Königin Elisabeth nahmen die Engländer von der ganzen nordamerikanischen Küste Besitz und der berühmte Walter Raleigh sowie dessen Halbbruder Humphrey Gilbert gründeten die ersten Niederlassungen daselbst. Der Nachfolger Elisabeths König Jakob I. theilte sodann anno 1606 das ganze ungeheure Land zwischen dem 34. und 46. Breitegrad in zwei Portionen, eine südliche und eine nördliche, und sein ältester Sohn der Prinz von Wales, darum angegangen, der nördlichen Portion (die südliche hatte schon von Walter Raleigh zu Ehren der "jungfräulichen" Königin Elisabeth den Namen „Virginien" erhalten) einen Titel zu geben, taufte dieselbe „Neuengland".

„Früher," antwortet man Einem in ganz entschiedenem Tone, „früher hat es Yankees bei uns gegeben, allein dieselben sind längst weiter gezogen und haben den Westen und Südwesten der Union bevölkert." In gewisser Beziehung ist die Antwort richtig, denn der Yankee hat sich über die ganze Union verbreitet und es gibt keine Gegend, weder im Norden, noch im Westen, noch im Osten, noch selbst im Süden der Vereinigten Staaten, in welchem sich das Yankeethum nicht eingebürgert hätte. Ja den Norden Nordamerika's dirigirt der Yankee vollständig und in allen dortigen Institutionen, Gebräuchen und Sitten findet sich sein Wesen ausgeprägt. Er hat dem Amerikanerthum seinen Stempel aufgedrückt und weder Land noch Leute können ihn verläugnen. Aber ist er deßwegen aus den Neuengland-Staaten vollständig ausgewandert, wie die dortigen Einwohner behaupten? Du lieber Himmel, unter hundert Gesichtern können neunzig den Yankeeschnitt nicht verläugnen und die übrigen zehn ahmen wenigstens sein Thun und Treiben nach!

Was ist nun aber ein Yankee? Antwort: ein Mensch von mittlerer Größe mit dünnen Beinen und äußerst geringer Corpulenz, mit einem mageren scharfgeschnittenen Gesichte und einem überaus klugen oder vielmehr verschmitzten Auge, mit merkwürdig großer Beweglichkeit in den Gliedern und mit lediglich keiner Farbe auf den Wangen. Dies ungefähr ist der „äußere" Typus des Yankees, und zwar nicht dieses oder jenes Yankees, sondern vielmehr aller Yankees zusammen. Eigenthümlicherweise nehmlich sehen sich diese Menschenkinder alle einander mehr oder minder gleich, und nicht einmal die verschiedenen Handthierungen, die sie treiben, sind im Stande, ihnen ein

besonderes Gepräge zu verleihen. So ist es z. B. rein unmöglich, einen Bauern von einem Kaufmann oder einen Soldaten (natürlich wenn er in Civil ist) von einem Prediger zu unterscheiden, sondern man hat eben immer einen „Yankee" vor sich. Hierüber darf man sich aber durchaus nicht wundern, sondern der Grund liegt einfach darin, daß alle Yankees einen und denselben Charakter haben. Von Natur besitzen sie sämmtlich Verstand und Scharfsinn, Nüchternheit und Thätigkeit, Kaltblütigkeit und Ausdauer, Unabhängigkeits-Sinn und Energie, lauter Eigenschaften, die einem Menschen zur höchsten Ehre gereichen, sobald er sie gut anwendet. Leider aber kommt das letztere bei dem Yankee nicht immer und manchmal sogar sehr selten vor, denn er führt noch einige andere Eigenschaften, als da sind „Herzlosigkeit, Geldgier, Rohheit und Egoismus" bei sich und diese vier Attribute machen, daß er seinen Verstand, seine Ausdauer und seine Energie zu Dingen benützt, zu welchen er sie besser nicht benützen würde. Daher kommt es denn auch, daß man, wenn man einen Yankeeschädel des Näheren untersucht, den Betrugsinn regelmäßig sehr stark ausgeprägt findet, während umgekehrt von den Eigenschaften der Geradheit, Biederkeit und Gutmüthigkeit meist nur eine ganz geringe Spur entdeckt werden kann.

So ungefähr ist ein Yankee-Charakter beschaffen und wer wird sich daher darüber wundern, daß die Herren Nordamerikaner keine Yankees sein wollen? Es ist ein Spott- oder Spitzname, den man am liebsten ganz von sich abschütteln würde, wenn er sich nur nicht bereits so sehr eingebürgert hätte, daß man ihn unmöglich mehr loswerden kann! Wie übrigens das ominöse Wort eigentlich

entſtand, weiß man ſogar heut zu Tage noch nicht genau anzugeben und die Einen rathen dahin, die Andern dorthin. Sicher iſt nur, daß daſſelbe vor der amerikaniſchen Revolution nicht bekannt war, ſondern daß man damals die Bewohner Nordamerikas einfach „engliſche Koloniſten“ nannte; während ſchon in den erſten Jahren des Revolutionskrieges die Aufſtändiſchen ſchimpfweiſe von ihren Bekämpfern „Yankees“ titulirt wurden. Ohne Zweifel waren die mit den Engländern aſſocirten Indianerſtämme die erſten, welche den Ausdruck gebrauchten, indem ſie das Wort „New-english“ nach und nach in „Yankee“ verkehrten; *) allein es ſtand nicht lange an, ſo bemächtigte ſich die geſammte engliſche Armee deſſelben als eines Schimpfnamens für die empörten Koloniſten und Letztere wußten nun nichts Beſſeres zu thun, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und den Namen als einen „Ehrennamen“ von ſich ſelbſt zu gebrauchen. Freilich — nach der Revolution, als der Frieden mit England abgeſchloſſen war, hätten die Herren Yankees lieber wieder „Neuengländer“ geheißen, allein der Spitzname war einmal gegeben und konnte ihnen nicht mehr abgenommen werden. Gebrauchte man ihn doch in Nordamerika ſelbſt, um damit das verzerrte oder „grimaſſirte“ Engländerthum zu bezeichnen, d. h. um zu ſagen, daß das Yankeethum nichts anderes ſei, als „ein Conglomerat aller auf die Spitze ge-

*) Man wird dieß leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß New-english wie „Nju-änglisch“ ausgeſprochen wird, woraus dann die Indianer in ihrer gebrochenen Sprache „Juängli“ und endlich (weil ſie das „l“ nicht recht herausbrachten) „Jänki“ (ſo ſpricht man Yankee aus) machten.

triebenen schlechten Eigenschaften des englischen Volkes mit Beiseitelegung der guten!"

Ein Abkömmling Alt-Englands ist also der Yankee ganz sicherlich, aber er ist es in dem Sinne, wie der Römer ein Abkömmling der alten Römer ist. Die Wahrheit und Schönheit der ursprünglichen Natur ist verschwunden und nur ein Zerrbild derselben zurückgeblieben! Wie richtig dieses ist, das zeigt der Yankee in allen Situationen des Lebens, obwohl er selbst der Ueberzeugung lebt, eine „vermehrte und verbesserte Auflage der englischen Nationalität" zu bilden, und obwohl er sich deßhalb über die andern Völker des Erdkreises hoch erhaben fühlt. Dieser Hochmuth und Selbstdünkel kommt schon mit ihm auf die Welt und es gibt deshalb keinen Yankeebuben, der nicht der Ueberzeugung lebte, das Non plus ultra der Schöpfung zu sein. Ja, Nordamerika selbst dünkt ihm das Musterbild aller übrigen Länder der Welt und aus diesem Grunde will er gar nichts davon wissen, daß so zu sagen, Alles, was daselbst lebt — Menschen und Thiere, sogar die meisten Pflanzen — über's Wasser aus Europa herüber gekommen ist. Im Gegentheil, er thut, als ob dieß Alles schon von Anfang und von Ursprung an „amerikanisch" gewesen wäre, und es fehlte nicht viel, so würde er erklären, Amerika sei das Land, welches unser Herrgott zuerst geschaffen habe, während die übrigen Continente nur so nachträglich und beiläufig hintendrein gekommen seien. Freilich einiger „Neid" und einige „Eifersucht" auf Europa, besonders auf das in so mancher Beziehung über Amerika stehende Brittanien steckt immer im Hintergrunde und daher kommt auch das fortwährende „Plänkeln und Frontmachen" des Yankee gegen England und die alte Welt, aber

er ſucht dieſen Neid, der ihm heimlich das Herz abfrißt, durch ſeinen Uebermuth und ſeine Selbſtüberſchätzung zu betäuben, oder ihn wenigſtens dadurch vor aller Welt zu verbergen.

Bei ſolcher Denkungsweiſe kann man ſich wohl denken, daß die Herren Yankees am Studium des Auslandes keine große Freude haben. Sie intereſſiren ſich lediglich nicht dafür, wie man dieß ſchon daraus erſieht, daß ſie ihre Buben nur äußerſt ſelten zum Erlernen fremder Sprachen anhalten. Es iſt genug, wenn dieſelben das Engliſche oder vielmehr „das Amerikaniſche" verſtehen! Man muß nemlich wiſſen, daß die engliſche Sprache, trotzdem ſie die Mutterſprache Nordamerikas iſt, in letzterem Lande zu einem eigenen Idiom umgebildet wurde, ſo daß man den Nordamerikaner augenblicklich ſchon an ſeiner Ausſprache erkennt. Ueberdieß ſind in der Union hunderte von Worten im Brauche, welche man in England gar nicht kennt und andere hunderte werden in einem ganz anderen Sinne genommen, als im früheren Mutterlande. Fragt man aber, wo das reinſte Engliſch geſprochen werde, ſo antwortet der Yankee unbedingt: „in Amerika," und bedauert es nicht ſelten ſehr ernſthaft, daß die armen Engländer eine ſolch korrumpirte Art, ſich auszudrücken, hätten! Wenn jedoch, um auf unſer eigentliches Thema zurückzukommen, „das Amerikaniſche" das „Non-plus-ultra" aller Sprachen iſt, warum wäre es dann nöthig, auch noch franzöſiſch, deutſch oder italieniſch zu lernen? Der Yankeebube läßt's alſo hübſch bleiben! Auch zeigt er in der That ſehr wenig Talent dazu und kann, wenn er je ausnahmsweiſe zum Studium der Sprachen der alten Welt angehalten wird, nur äußerſt ſchwer dahin gebracht werden, das Franzöſiſche

oder Deutsche „so“ auszusprechen, wie man es in Deutschland und Frankreich ausspricht. Im Gegentheil, er „amerikanisirt“ jede fremde Sprache, auch das Lateinische, Griechische u. s. w. und spricht z. B. das Wort Luther wie „Liuser,“ das Wort Livius wie „Leiwioes,“ das Wort Execution wie „Exekiusch'n“ u. s. w. aus. Ja sogar, wenn ihm der Lehrer bemerkt, daß eine solche Aussprache unrichtig sei, bleibt er bei seinem „Amerikanisiren“ stehen und meint kaltblütig, er hätte sich nicht nach den Franzosen, Deutschen und Lateinern zu richten, sondern diese sollten sich vielmehr nach ihm kehren. Ganz ebenso wie mit den fremden Sprachen hält er es auch mit der übrigen Kenntniß des Auslandes und Geographie wie Geschichte Europas sind ihm förmliche böhmische Dörfer.*) Er verwechselt alles miteinander und es kommt ihm gar nicht darauf an, zu sagen: „Baiern liege in München oder Turin in Unteritalien“ und was dergleichen Verstöße mehr sind. Was kümmern ihn all' die Länder, von welchen er durch den großen Ocean getrennt ist? Er kennt nur Amerika und will nur Amerika kennen! Dagegen muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er dieses sein Vaterland auch wirklich kennt und zwar von innen und außen, sowie von allen Seiten. Schon in frühester Jugend wird er zu dieser Kenntnißnahme angehalten, denn in jeder öffentlichen Schule Nordamerikas (und neuester Zeit haben fast alle Staaten, wenigstens die nördlichen, öffentliche Freischulen

*) Daß es auch hier „Ausnahmen und zwar recht rühmliche Ausnahmen“ gibt, versteht sich von selbst; allein eben weil sie „Ausnahmen“ sind, bleibt die „Nichterkenntniß“ des Auslandes „Regel“ bei dem Yankee.

gegründet) macht man es den Lehrern zur ersten Pflicht, die Zöglinge, sobald irgend thunlich, mit der Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes bekannt zu machen, ganz im Gegensatz gegen den bei uns Deutschen heimischen Brauch, den Kindern statt z. B. der Geschichte der Hohenstaufen, die Geschichte Jerobeams und Compagnie, nebst verschiedenen Sprüchlein und Verslein aus dem alten Testamente oder dem Gesangbuche einzubläuen. Später, wenn er etwas mehr herangewachsen ist, macht sich der Yankee-Junge an die Zeitungen und verschlingt deren täglich, so umfangreich sie auch sind, fünfe oder sechse. Hiedurch wird er, da die Zeitungen Nordamerikas ganz anders geschrieben sind als die unsrigen, „mit den öffentlichen Zuständen sowie mit der Constitution und den Gesetzen seines Vaterlandes" bekannt und es gibt daher fast keinen einzigen Amerikaner, der nicht alle diese Dinge aus dem Fundamente verstände. Freilich dem Ausländer fällt es arg auf, daß man in der ganzen Union weder auf dem Dampfboot, noch im Eisenbahnwagen auf einen Menschen stoßen kann, der nicht irgend eine Zeitung in der Hand hielte und darin aufs eifrigste studirte, ja daß sogar die Bauern oder Farmer auf dem Lande, selbst die, welche in den entlegensten und uncultivirtesten Gegenden ihren Wohnsitz haben, das Zeitungslesen und Zeitungshalten für ebenso nothwendig, wenn nicht nothwendiger halten, als das tägliche Brod. Allein so sehr Einem dieß im Anfang auffällt, so sieht man doch bald den großen Nutzen ein, welchen der Yankee aus dem Zeitungsstudium zieht, denn er verdankt demselben meistentheils so zu sagen „seine ganze Bildung."

Uebrigens auch eine andere Folge hat diese amerikanische Erziehungsmethode, nemlich die, daß ein Yankeebube

schon sehr frühe, was man sagt „reif“ wird d. h. daß er in einem Alter, in welchem deutsche Buben noch kaum ohne Aufsicht ins Bad gelassen werden, bereits „selbstständig“ zu denken und zu handeln angefangen hat. „Jung“ oder vielmehr „jugendlich fühlend“ ist der Yankee eigentlich gar nie, wenn man nemlich unter Jugend einen munteren frischen poetischen Sinn versteht, welcher für alles Gute und Schöne sich enthusiasmirt und mit kindlich vertrauender Naivität der Zukunft entgegensieht. Ein solcher Sinn fehlt dem Yankee gänzlich und von sprudelnder Jugendlust oder gar von studentischem Humor weiß er gar nichts. Dazu ist er viel zu klug, viel zu kaltblütig und viel zu herzlos. „Rohheiten“ allerdings begeht er als Junge eine Menge und zwar recht grobe oder auch gemeine und gesetzwidrige Rohheiten, aber gemüthlich oder was man sagt „fidel“ zu sein, ist ihm rein unmöglich. Kann er doch nicht einmal ein Liedchen pfeifen und noch viel weniger kneipen, singen und commerciren! Dagegen versteht er Eins schon von frühester Jugend an aus dem Fundamente, nemlich das Rechnen, und man trifft nur zu häufig Buben von kaum vierzehn Jahren, welche bereits „Geschäfte machen und speculiren,“ als hätten sie die Dreißige hinter sich. Im zwanzigsten Jahre aber hat ein richtiger Yankee unbedingt Altersrunzeln auf der Stirne und man sieht ihm an, daß er für nichts mehr Sinn und Gefühl hat, als nur noch für sein eigenes liebwerthes Ich. *)

*) Bei dieser Gelegenheit fühlen wir uns gedrungen, von dem auffallenden Umstande Notiz zu nehmen, daß der Nordamerikaner „I“ d. h. „Ich“ groß schreibt und „you“ d. h. „Sie“ klein, während der Deutsche es gerade umgekehrt macht. Sollte diese Schreibeweise mit der „Ichsucht“ des Yankee in keinem Zusammenhang stehen?

Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß das Verhältniß eines Yankeebuben zu seinen Eltern ein ganz anderes ist, als wir es in Deutschland zu sehen gewohnt sind.*) In der That entzieht sich ein junger Neuengländer schon sehr bald der väterlichen Gewalt. Er ist wie gesagt „viel zu früh reif", als daß er sich von seinem zwölften Jahre an noch etwas gefallen lassen könnte, und nimmt sich daher die Freiheit, nach eigenem Belieben zu handeln. Er geht zur Schule oder nicht zur Schule, er kommt zu Tische oder kommt nicht zu Tische, wie es ihm convenirt, und wenn der Vater ihm deßhalb eine Züchtigung angedeihen lassen wollte, so wäre er im Stande zum nächsten besten Richter zu laufen und seinen Herrn Erzeuger „wegen Mißhandlung" zu verklagen. Solche Fälle sind schon vielfach vorgekommen, denn es gibt ja Gesetze, welche das Schlagen der Jungen verbieten und diese Gesetze kennt der Bube natürlich aus dem Fundamente! Hat übrigens der Bursche erst die Fünfzehn zurückgelegt, so wird er noch selbstständiger und hält sich nur dann noch an die Eltern, wenn er Geld braucht. Er tritt also in irgend ein Geschäft, sei's in der Stadt oder auf dem Lande ein, um sich für seinen künftigen Beruf auszubilden, oder begibt er sich auf die Wanderung und habilitirt sich bald da, bald dort, oder kauft er sich endlich an und etablirt ein eigenes Geschäft oder heirathet er gar schließlich, und zwar ohne daß er Vater und Mutter auch nur im geringsten um ihre Meinung und Einwilligung be-

*) Von den Yankee-Mädchen sprechen wir deßwegen nicht, weil wir dem weiblichen Geschlechte Nordamerikas, wie billig, ein eigenes Capitel zu widmen gesonnen sind.

[illegible] der Vater [illegible] auch [illegible] in der Ord[illegible] [illegible] er hat es [illegible] [illegible] [illegible] und denkt dann [illegible], daß über den Sum[illegible] [illegible] [illegible] [

nur „einträglich“ war! Was liegt daran, ob man ein wenig „Kniffe und Pfiffe“, oder auf amerikaniſch einen „Yankeetrick“ in Anwendung bringen mußte, wenn die Spitzbuberei nur zum Ziele führt! Der Geldwerth iſt und bleibt die Hauptſache und darum, wenn Einer auch auf die „allerzweideutigſte“ Weiſe zu ſeinem Vermögen gekommen iſt, ſo ſagt der Yankee doch voll Reſpekt von ihm: „he is worth twenty or thirty thousand Dollars“, zu deutſch: er iſt zwanzig oder dreißigtauſend Dollars werth. Ein ſolcher Menſch, d. h. Einer, der Geld gemacht hat, gilt dem Nordamerikaner als ein „smart man“, während umgekehrt Einer, der keine „Smartness“ beſitzt, unbedingt mit Verachtung betrachtet wird. Es iſt übrigens nicht gar leicht, dieſes Wort in eine andere Sprache zu überſetzen und wir Deutſche z. B. beſitzen lediglich keinen Ausdruck, der den Begriff, welchen der Yankee damit verbindet, „vollſtändig“ wieder gäbe. Ja nicht einmal die Engländer wiſſen, was smart iſt, denn obwohl das Wort ein gut engliſches iſt, ſo gebrauchen ſie es doch nie im Yankee-Sinne! Die beſte Ueberſetzung wird noch die ſein, wenn wir ſagen: „ein ſmarter Menſch iſt ein überaus kluger und raffinirter, oder auch ein gewiegter und mit allen Hunden gehetzter Burſche, welcher ſich weder durch Moral-Vorſchriften, noch durch Gewiſſens-Scrupel abhalten läßt, dieſes oder jenes profitable Geſchäft zu machen.“ Es iſt vielleicht Zuchthaus-Strafe darauf geſetzt, wenn das Ding herauskömmt, allein gerade darin beſteht die Smartness, daß nichts herauskömmt, oder wenigſtens nichts bewieſen werden kann; denn ſobald einer „das eilfte Gebot“ nicht kennt und ſo thöricht iſt, ſich ertappen zu laſſen, ſo gilt er natürlich nicht mehr als ein smart man!

Auf solche Art sucht der Yankee im Leben vorwärts zu kommen und man hat ihn deßwegen schon vielfach den Juden des Westens genannt.*) Der Vergleich mag in mancher Beziehung seine Richtigkeit haben; in der Hauptsache aber „klappt's" doch nicht, denn der Yankee ist keineswegs so engherzig, um seine ganze Lebensthätigkeit auf das Schachern und Schmusen, wie die meisten Juden in Europa und Asien thun, zu beschränken, sondern er läßt sich vielmehr auf alles und jedes Geschäft ein und es gibt keinerlei Arbeit, keinerlei Handthierung, keinerlei Gewerbe, keinerlei Industrie, worin er nicht zu Hause wäre. Ja, nicht genug damit, sondern er greift auch alles mit einem Geschick, mit einem Eifer und mit einer Ausdauer an, wie vielleicht kein anderer Mensch auf der Welt, und wenn er vielleicht heute in der von ihm erwählten Laufbahn Fiasco gemacht hat, so steckt er morgen schon über Hals und Kopf in einem andern Rocke. Keine Arbeit gilt ihm als entehrend, auch die geringste nicht, und ebenso wenig läßt er sich dadurch, daß ihm dieses oder jenes Unglück passirte, vom Weiterarbeiten abhalten. Selbst dann, wenn ihm in diesem Augenblicke Haus und Hof verbrennt, oder wenn er durch Diebstahl, Bankerott u. s. w. um sein ganzes Hab und Gut kommt, verzweifelt er nicht, sondern fängt augenblicklich ganz von Vornen wieder an, ohne daß man ihm sein Unglück auch nur ansieht, oder wenigstens ohne daß man ihn darüber seufzen und klagen hört. Kurz, über die Beharrlichkeit und Entschlossenheit, sowie über den Muth und die Ausdauer eines Yankee geht gar nichts und die

*) Das Sprüchwort sagt: „Aus einem Yankee kann man zwei Juden machen und dann bleibt immer noch ein Christ übrig."

übrigen Nationen der Welt, absonderlich aber die Deutschen, dürften sich in dieser Beziehung gar wohl ein Beispiel an ihm nehmen.

Fragen wir nun nach den verschiedenen Handthierungen, welche der Yankee mit Vorliebe ergreift, so sind diese entweder Ackerbau oder Handel oder Industrie. Das „Soldatenmetier" hält er für keine Handthierung, sondern eher für eine Faullenzerpartei, bei der sich nichts verdienen lasse, und somit bleibt er der Kriegsfahne, wo irgend möglich, fern. Nur allein die Offiziersstellen sind ihm recht und genehm, und obwohl er es tief bedauert, daß man nicht gleich für den Anfang die Generalsepauletten und was noch mehr Werth hat, die Generalsbesoldung in Anspruch nehmen kann, so würde er es doch gerne sehen, wenn sämmtliche Offiziers-Posten aus der Mitte des Yankeethums besetzt würden. Allein die Vereinigte-Staatenarmee ist bekanntlich oder war vielmehr bis jetzt so klein, daß man das gesammte Offizierscorps derselben in einem einzigen Newyorker Hôtel einlogiren könnte; wie verlohnte es sich also der Mühe, an eine derartige „Handthierung" auch nur zu denken? Solches mag etwas für einzelne reiche Familien sein, aber das „Gros" des Yankeethums muß ein weiteres Feld für seine Thätigkeit haben und dieses Feld ist vor allem der Ackerbau. In der That lebt nun auch der Yankee als Bauer oder Farmer über die ganze Union zerstreut und er war es fast immer, der zuerst in die unangebauten Wildnisse des Westens eindrang, um dieselben der Cultur zu öffnen. Er hat nemlich durchaus nicht jene Anhänglichkeit an Haus und Hof, oder vielmehr an die heimathliche Geburtsstätte, welche z. B. den Deutschen und Schweizer kennzeichnet, sondern es lebt vielmehr eine Art von „zigeu-

nerartigem Wanderungstrieb" in ihm, welcher ihm nicht erlaubt, gar zu lange an einer und derselben Scholle zu kleben. Man könnte nun vielleicht glauben, es komme dieß daher, daß eine poetische Ader in seinem Herzen schlage, welche ihn immer und ewig antreibe, nach Abenteuern zu suchen. Aber, du lieber Himmel, eine poetische Ader und ein Yankee! Wie ließe sich solches zusammenreimen? Ebensowenig ist es der Sinn für Naturschönheiten, welcher ihn in die Welt hinaustreibt. Was Naturschönheiten! Das Geld ist die einzige Schönheit, welche er bewundert. Er sieht z. B. eine Blume, eine recht schöne und wohlriechende Blume, aber was kümmert ihn ihre Schönheit und ihr Wohlgeruch, sobald es ihm nicht möglich ist, mit derselben Geld zu machen? Oder er kommt an einen Wasserfall, vielleicht gar an den Niagarafall, vor dem ein Europäer tagelang in Entzücken verloren stehen bliebe, aber — wie käme ein Yankee zu einem solchen Entzücken? Er bleibt auch stehen und sieht hin, aber er sieht nur hin, um zu berechnen, wie viel Mühlwerke der Fluß wohl treiben könnte, wenn man im Stande wäre, seine Wasserkraft gehörig zu benützen. Von „Bewunderung" der Natur kann also bei einem Yankee nimmermehr die Rede sein, wohl aber „von deren Ausbeutung", und somit liegt der Grund, warum er jetzt da nnd dann wieder dort sich seßhaft macht, nur allein darin, daß er hofft, dort einen größeren Gewinn zu ziehen als hier. Nicht den Abenteuern und nicht den Schönheiten der Natur, nein, nur allein „dem Gelde" zieht er nach und darum gibt es eine Menge von Yankees, die in einem Alter, in welchem bei uns die Bauernbursche erst zu Haus und Hof kommen, nemlich im dreißigsten Jahre,

bereits acht oder neun Farmen in verschiedenen Staaten besessen haben, welche sie alle wieder verkauften, um an einem zehnten Platze einen noch profitableren Hof zu acquiriren. Woher käme es denn sonst, daß die neuen Gebiete und Territorien sich so schnell bevölkern? Woher käme es, daß innerhalb siebzig Jahren nicht weniger als einundzwanzig neue Staaten der Union beitreten konnten? „Money" und „Business" sind die beiden Schlagworte, welchen der Yankee unbedingten Gehorsam leistet, und darum drängt es ihn überall hin, wo er glaubt, daß ein Geschäft zu machen sei. Unter hundert Europäern würden neunundneunzig, die Bequemlichkeit der einmal erworbenen Farm vorziehend, vor den Entbehrungen in der Wildniß zurückschrecken; der Yankee aber kennt kein Hinderniß, keine Gefahr und keine Noth, sobald er nur die Aussicht hat, schnell ein Vermögen zu erwerben. Ebendaher kam es auch, daß, als die Goldminen in Californien entdeckt wurden, der Yankee zuerst auf dem Platze erschien, um dieselben auszubeuten und ebendaher kommt es auch jetzt noch, daß, wenn irgend woher die Kunde erschallt, es sei ein neuer Goldfluß oder eine neue Silberader aufgefunden worden, ihn, den Yankee, immer zuerst das Wanderfieber ergreift. Freilich wurde er schon oft gar bitterlich getäuscht, indem nicht selten derlei Nachrichten von aufgefundenen Goldregionen nichts anderes waren, als betrügerische Anlockungen oder Humbugiaden,*) und Er, der kalte, nüchterne, berechnende Mensch, mußte sich zugestehen, daß er auf ganz elende Weise am Narrenseile herumgeführt wor-

*) Ueber die Bedeutung des Wortes „Humbug" werden wir den Leser in einem besonderen Aufsatze aufzuklären versuchen.

den sei. Es war schmählich, aber hat man nun vielleicht das Recht, zu glauben, er werde sich hiedurch abschrecken lassen, bei der nächsten Gelegenheit einen zweiten ähnlichen Versuch zu wagen? Sicherlich nicht! Zehnmal mag es ihm mißlingen, ja vielleicht zwanzigmal; einmal aber muß er doch zu seinem Zwecke, dem Money-making, nemlich, gelangen, und in dieser Ueberzeugung lebt er und stirbt er!

Dieselbe Umsicht und dieselbe Ausdauer zeigt der Yankee auch, wenn er ein Gewerbe ergreift oder sich an einem Industriezweige betheiligt. Ja man darf sagen, daß er sich in diesen beiden Fächern fast noch geschickter erweist, als in der Landwirthschaft, denn es geht ihm Alles so flink aus der Hand und er weiß die Dinge so praktisch anzufassen, daß ihm hierin kein Europäer gleichkommt. Insbesondere ist er erfinderisch, wie er denn auch im Maschinenwesen schon Ausserordentliches leistete, und jedenfalls darf man sich darauf verlassen, daß er, wenn er einmal eine Sache ergreift, nicht ruht, als bis er sie zu einem glücklichen oder auch unglücklichen Ende gebracht hat. Ein Resultat muß da sein, falle dieses aus, wie es wolle! Besonders auffallend ist es für einen Europäer, zu sehen, wie der Yankee bei Allem *selbsthandelnd* mit eingreift, und sich lediglich an keiner Art von Arbeit schämt. In Deutschland nemlich ist man gewöhnt, zu diesem oder jenem Geschäft einen Hausknecht, einen Commis, einen Buchhalter oder irgend einen andern passenden Gehülfen zu engagiren, und es würde sich z. B. der Buchhalter unter keinen Umständen dazu verstehen, die Dienste des Hausknechtes zu verrichten, sowie auch der Fabrikherr selbst es unter seiner Würde hielte, das zu thun, für was er seine Commis u. s. w. bezahlt. In Amerika dagegen lacht man über

derlei Thorheiten und man kann es jeden Tag mit anſehen, wie der reichſte Fabrikant, den Hut auf dem Kopf; aber in Hemdärmeln, einem ſeiner Gehülfen oder Knechte im Zunageln einer Kiſte, im Herunterlangen eines ſchweren Packes und was dergleichen mehr iſt, beiſteht. Ja ſogar davor ſcheut er ſich nicht, auf das Trottoir vor ſeinem Laden, auf welchem Tauſende von Menſchen hin- und herwandeln, hinauszutreten und ſeinem Fuhrmann beim Aufladen dieſes oder jenes Ballens zu helfen, ſeine Bekannte aber ſtaunen nicht nur nicht darüber, wenn ſie ihn auf dieſe Art beſchäftigt ſehen, ſondern finden ſolches vielmehr ganz natürlich und in der Ordnung!

Auch in dieſer Beziehung alſo kann ein Europäer viel vom Yankee lernen, dagegen aber entwickelt Letzterer als Fabrikherr, Kaufmann oder Gewerbsmann auch noch andere Eigenſchaften, welche wir keineswegs zur Nachahmung empfehlen möchten. Er iſt nemlich nie das, was man bei uns zu Lande einen ſoliden Geſchäftsmann nennt; ſondern er geht vielmehr immer ſo ſcharf ins Zeug, daß eine deutſche Firma, wenn man ihr das gleiche Verfahren zumuthete, ſich ſchaudernd abwenden würde. Von einem „langſamen“ oder „reellen“ Vorwärtsſchreiten, ſowie überhaupt von einem Geſchäftsbetrieb „auf ſicherer Grundlage“ weiß der Nordamerikaner durchaus nichts; davon aber weiß er ſehr viel, daß man ohne einen Heller Vermögen ſich in Speculationen einläßt, bei denen es ſich um viele Tauſende handelt. Auch iſt es etwas ganz Gewöhnliches, daß Einer, der über ſeine fünf oder zehntauſend Dollars zu verfügen hat, Geſchäfte bis zum Betrag von hunderttauſend, ja von zweimalhunderttauſend Dollars übernimmt.

Anderswo nennt man derartige Spekulationen „Schwindelgeschäfte," der Yankee aber meint: „ein bischen Schwindel müsse bei allen Unternehmungen mit unterlaufen." Glückt die Geschichte, so ist's gut, denn man hat ja in diesem Fall seinen Profit in der Tasche; mißlingt aber die Speculation und bricht der Bankerott herein, ei nun, was liegt daran? Man muß eben dann wieder von Vornen anfangen! Daher kommt es denn auch, daß jährlich so viele tausende von Fallimenten in den Vereinigten Staaten vorkommen und daß sogar Häuser, welche in der Handelswelt als überaus reiche und respectable Firmen bekannt sind mit einemmale d. h. durch ein einziges verfehltes Unternehmen gestürzt werden. Derlei Dinge ist man übrigens in Nordamerika nach und nach so sehr gewöhnt, daß man kein Haarb mehr darüber aufschlägt, sondern vielmehr fortfährt, einem jungen Anfänger, der über einiges Vermögen zu gebieten hat, einen fast unbeschränkten Credit zu gewähren. Der Credit ist ja die Seele der Geschäftswelt und nur durch's Creditgeben und Creditnehmen kann man etwas Ordentliches prosperiren! Also es lebe der Credit, und wenn er zehnmal den Bankerott in seinem Gefolge hat!

Nächst dem Credit und dem Bankerott liebt der Yankee am meisten das „Associren." Zwei oder drei vereinigte Kräfte können natürlich immer mehr leisten, als ein Einzelner; also frischweg ein Bündniß geschlossen! Auch in der alten Welt weiß man dieß und es gibt daher dort „Societätsunternehmungen," allein ehe [illegible] einen derartigen Vertrag mit einem Andern [illegible], erkundigt man sich vorher immer genau nach [illegible]charakter [illegible] nach den [illegible]gens-Verhältni[illegible] betreffen[illegible]

Amerika dagegen würde man eine ſolche Vorſicht viel zu langweilig finden und es genügt ſchon eine ganz oberflächliche Erkundigung. Ja manche aſſociren ſich heute, die ſich vielleicht geſtern noch gar nicht gekannt haben und wenn es dann nachher herauskommt, daß der Eine den Andern mit falſchen Angaben über ſein Vermögen oder ſeine Arbeitsfähigkeit übertölpelt hat, ſo tröſtet ſich der Betrogene damit, daß er ſich vornimmt, das nächſtemal einen Dritten ebenſo pfiffig anlaufen zu laſſen. Eine ſolche Verfahrungsweiſe iſt ja in den Augen des Neuengländers kein Betrug ſondern nur „Smartnes!“ Die allerliebſten Societäts-Unternehmungen ſind übrigens für den Yankee die ſogenannten „Aktienunternehmungen“ und jemehr Aktien in fremde-Hände abgeſetzt werden, umſomehr frohlockt er. Sein Geld ſteckt ja dann nicht in der Speculation, ſondern das Geld Anderer, während der Profit jedenfalls „getheilt wird“ oder vielmehr „ihm, der die Aktiengeſellſchaft befürwortet hat“, in die Taſche fällt! Das ſchwerſte bei einem ſolchen Geſchäft iſt immer das „an den Mann bringen“ der Aktien, allein der Yankee verſteht es aus dem Fundament, dieſelben durch Zeitungs-Artikel ſo herauszupuffen, daß das Publikum am Ende anbeißen muß, es mag wollen oder nicht. Iſt nun aber die Geſellſchaft gegründet und haben die Leute ihr Geld hineingeſteckt, ſo läßt man die Bombe platzen und das ganze Unternehmen erweist ſich dann nicht ſelten als ein reines Schwindelgeſchäft. Freilich wird ſofort von den Actionären ein furchtbares Lamentiren und Schimpfen losgelaſſen und [illegible] machen ſie ſogar gerichtliche Klagen anhängig; [illegible] Gründer der Geſellſchaft hat die Sache ſo [illegible] adelt, daß man ihm nicht wohl bei-

Anderswo nennt man derartige Spekulationen „Schwindelgeschäfte," der Yankee aber meint: „ein bischen Schwindel müsse bei allen Unternehmungen mit unterlaufen." Glückt die Geschichte, so ist's gut, denn man hat ja in diesem Fall seinen Profit in der Tasche; mißlingt aber die Speculation und bricht der Bankerott herein, ei nun, was liegt daran? Man muß eben dann wieder von Vornen anfangen! Daher kommt es denn auch, daß jährlich so viele tausende von Fallimenten in den Vereinigten Staaten vorkommen und daß sogar Häuser, welche in der Handelswelt als überaus reiche und respectable Firmen bekannt sind mit einemmale d. h. durch ein einziges verfehltes Unternehmen gestürzt werden. Derlei Dinge ist man übrigens in Nordamerika nach und nach so sehr gewöhnt, daß man kein Halloh mehr darüber aufschlägt, sondern vielmehr fortfährt, einem jungen Anfänger, der über einiges Vermögen zu gebieten hat, einen fast unbeschränkten Credit zu gewähren. Der Credit ist ja die Seele der Geschäftswelt und nur durch's Creditgeben und Creditnehmen kann man etwas Ordentliches prosperiren! Also es lebe der Credit, und wenn er zehnmal den Bankerott in seinem Gefolge hat!

Nächst dem Credit und dem Bankerott liebt der Yankee am meisten das „Associren." Zwei oder drei vereinigte Kräfte können natürlich immer mehr leisten, als ein Einzelner; also frischweg ein Bündniß geschlossen! Auch in der alten Welt weiß man dieß und es gibt daher dort „Societätsunternehmungen," allein ehe man einen derartigen Vertrag mit einem Andern abschließt, erkundigt man sich vorher immer genau nach dem Charakter sowie nach den Vermögens-Verhältnissen des Betreffenden. In

Amerika dagegen würde man eine solche Vorsicht viel zu langweilig finden und es genügt schon eine ganz oberflächliche Erkundigung. Ja manche associren sich heute, die sich vielleicht gestern noch gar nicht gekannt haben und wenn es dann nachher herauskommt, daß der Eine den Andern mit falschen Angaben über sein Vermögen oder seine Arbeitsfähigkeit übertölpelt hat, so tröstet sich der Betrogene damit, daß er sich vornimmt, das nächstemal einen Dritten ebenso pfiffig anlaufen zu lassen. Eine solche Verfahrungsweise ist ja in den Augen des Neuengländers kein Betrug sondern nur „Smartnes!“ Die allerliebsten Societäts-Unternehmungen sind übrigens für den Yankee die sogenannten „Aktienunternehmungen“ und jemehr Aktien in fremde Hände abgesetzt werden, umsomehr frohlockt er. Sein Geld steckt ja dann nicht in der Speculation, sondern das Geld Anderer, während der Profit jedenfalls „getheilt wird“ oder vielmehr „ihm, der die Aktiengesellschaft befürwortet hat“, in die Tasche fällt! Das schwerste bei einem solchen Geschäft ist immer das „an den Mann bringen“ der Aktien, allein der Yankee versteht es aus dem Fundament, dieselben durch Zeitungs-Artikel so herauszupuffen, daß das Publikum am Ende anbeißen muß, es mag wollen oder nicht. Ist nun aber die Gesellschaft gegründet und haben die Leute ihr Geld hineingesteckt, so läßt man die Bombe platzen und das ganze Unternehmen erweist sich dann nicht selten als ein reines Schwindelgeschäft. Freilich wird sofort von den Actionären ein furchtbares Lamentiren und Schimpfen losgelassen und vielleicht machen sie sogar gerichtliche Klagen anhängig; allein der Gründer der Gesellschaft hat die Sache so klug eingefädelt, daß man ihm nicht wohl bei-

kommen kann, und wenn die Actien vollends (worauf der Yankee vor Allem ausgeht) im Auslande d. i. in England, Frankreich u. s. w. abgesetzt wurden, so darf man zum Voraus versichert sein, daß die Klage keinen Erfolg hat. Den besten Beweis hiefür liefern die vielen Eisenbahn- und Bergwerks-Unternehmungen, an welchen sich der europäische Geldmarkt betheiligte, weßwegen wir auch nicht für nöthig halten, etwas weiteres zur näheren Aufklärung hinzuzusetzen. *)

Auf diese Art betreibt der Yankee seine Geschäfte und daher kommt es auch so häufig vor, daß ein Mann, der noch vor wenigen Jahren so zu sagen als armer Schluker seine Laufbahn begann, nun auf einmal gleichsam über Nacht über Hunderttausende gebietet und vielleicht als Millionär stirbt, während ein Anderer, dem der Vater ein großes Capital, oder ein schönes Geschäft hinterließ, nach kurzer Zeit mit seinem Vermögen fertig ist und dann wieder von unten anfangen muß. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Yankee sich ganz allein auf den Handel und die Industrie oder auch auf den Ackerbau und die Feldcultur beschränkt. Im Gegentheil er ist überall zu Hause, sogar auf der hohen See, wie denn dieß bei der Lage seines von zwei Meeren begränzten Vaterlandes gar nicht anders sein kann. Man trifft daher nicht leicht bessere Matrosen, Steuerleute und Schiffs-Capitäne als die Neuengländer, und der Leser hat gewiß schon viel von ihren kühnen Seefahrten gehört. Nicht minder excellirt der Yankee im Schiffbauen und selbst die Engländer, welche doch als

*) Dagegen wird der Leser ersucht, den Artikel Humbug nicht außer Augen zu lassen. Anmerkung des Setzers.

die erſte ſeefahrende Nation der Welt bekannt ſind, müſſen zugeben, daß ſie in dieſem Artikel von den Söhnen ihrer früheren Unterthanen überflügelt wurden. Möglich iſt es allerdings, daß die auf den amerikaniſchen Werften gezimmerten Schiffe nicht dieſelbe Solidität beſitzen, als die engliſchen oder deutſchen; aber in Beziehung auf kühne Conſtruction, ſowie beſonders in der Herſtellung der Eigenſchaft des Schnellſegelns übertrifft der Neuengländer alle übrigen Nationen. Dieſen Vorzug verdankt er ſeinem praktiſchen Sinne, ſeinen Kenntniſſen im Maſchinenweſen und ſeinem Erfindungstalente, in welchen Eigenſchaften die Europäer nicht mit ihm concurriren können. Ein noch weit ureigenthümlicherer Zug ſeines Charakters iſt aber der, daß er nicht ſelten als Seefahrer und Landbebauer zugleich fungirt, was in Europa gar nicht vorkommt. Beſitzt er nemlich eine Farm in der Nähe des Meeres oder an einem Fluße, welcher fähig iſt, größere Schiffe zu tragen, ſo fällt es ihm nicht ſelten ein, einen kleinen Schooner zu bauen und damit in der Zeit, in welcher die Feldgeſchäfte ruhen, auf den Fiſchfang auszuziehen. Man muß Alles mitnehmen, was Geld einträgt, warum ſollte alſo ein Farmer ſeine Hände den Winter durch in den Schoos legen? Mit dem gewöhnlichen Fiſchfange übrigens begnügt ſich ein ächter Yankee nur ſelten, denn die Ausbeute erſcheint ihm im Verhältniß zur Mühe allzugering. Alſo wagt er ſich auf ſeinem kleinen „Banker“ oder Küſten-Fahrzeuge, nachdem er ſich vorher ein paar Jahre lang dem Ufer entlang in die Sache eingeübt hat, friſch weg in die hohe See hinaus und fährt an die Küſten von Neufundland hinüber, um daſelbſt den Stockfiſchfang zu betreiben. Geld für Matroſen giebt er übrigens keines aus, ſondern ſeine

Mannschaft besteht außer ihm selbst und seinen etwaigen Söhnen aus ein paar Nachbarn, mit denen er sich zu diesem Behufe associrte. Auch die Beschaffung des Proviants macht ihm keine Sorge, da ihm ja seine Farm und sein Viehstall Bohnen und gesalzenes Fleisch in Menge liefern. So ausgerüstet beginnt er seine Fahrt und kreuzt an der Küste von Neufundland so lange auf und ab, bis er sein ganzes Schiff von unten bis oben mit Stock- und andern Fischen angefüllt hat. Gewöhnlich glückt ihm dieß nach zwei oder drei Monaten und dann kehrt er wohlgemuth auf seine Farm zurück, um von nun an wieder acht oder neun Monate lang Ackerbauer zu sein, natürlich jedoch nicht, ohne daß er zuvor die Ladung verkauft und mit seinen Associés abgerechnet hätte.

Man sieht hieraus, daß der Neuengländer in allen Dingen zu Hause ist und somit wird sich Niemand wundern, wenn wir ferner berichten, daß er sich auch nicht selten als Staatsmann oder vielmehr als Aemterjäger gerirt. Politiker ist nämlich jeder Yankee ohne Ausnahme und schon als ganz junger Bursche hält er sich zu einer bestimmten Partei. Das Hin- und Herschwanken und auf beiden Achseln Wasser tragen, ist durchaus nicht nach seinem Geschmacke, sondern er liebt es vielmehr, mit Entschiedenheit aufzutreten. Das jedoch wird man natürlich finden, daß er sich nur zu denjenigen politischen Farben bekennt, welche ihm den größtmöglichen Vortheil versprechen, denn wenn er nicht so dächte und handelte, so wäre er ja kein Neuengländer. Von einer Begeisterung für eine politische Idee weiß er, wie sich von selbst versteht, lediglich nichts. Ebensowenig von der Fähigkeit, sich für seine Grundsätze zu opfern. Im Gegentheil, ein der-

artiger Charakterzug erscheint ihm als vollkommene Thorheit, über die ein Mann von Verstand, wie er, nur lachen kann. Deßwegen kämpft er aber doch für den Sieg seiner Partei und zwar mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die man nicht genug loben kann. Nur ist beizufügen, daß ihm alle Mittel, welche zum Sieg führen, recht sind, und zwar die guten und ehrlichen ebensosehr, als die schlimmen und unehrlichen. Sogar „Gewaltthätigkeit" schlägt er nicht aus, wenn man damit zu einem Resultat gelangen kann. Verläumdung des Gegners aber, oder Bestechung desselben, — nun diese zwei Dinge natürlich findet er geradezu für erlaubt! „Seine Parthie, calculirt er, muß um jeden Preis siegen, denn sonst könnte er ja für seine bewiesene Treue und Unterstützung die Belohnung, die er sich schon zum Voraus ausbedungen, nicht erhalten." Worin besteht nun aber diese Belohnung? Vielleicht in Ehre und Ruhm, oder in dem Bewußtsein von seinen Parteigenossen als ein treuer Kämpe gepriesen zu werden? Narrheiten! Was will ein Yankee von solchen Illusionen? Er hat nur Sinn für Geld und Geldeswerth und darum verlangt er auch etwas „Greifbares" für seine Dienste. Ein geringer Mann allerdings muß sich mit Wenigem begnügen, allein je einflußreicher die Stellung des Yankee ist, um so größer sind auch seine Ansprüche, und ein reicher Fabrikherr z. B., welcher über ein paar hundert Stimmen gebietet, wird sich daher nicht leicht befriedigen lassen, außer wenn man ihm einen fetten Staats-Contrakt oder ein anderes ähnliches profitables Geschäft zuweist. Der alleranspruchvollste ist und bleibt aber immer derjenige unter den Yankee's, welcher das Gewerbe eines Advokaten treibt, denn dieser

will um jeden Preis ein Amt bekommen. Die Advokatur nemlich wird in Amerika nicht als eine Wiſſenſchaft betrachtet, ſondern vielmehr als eine Art von „Stufenleiter zu Amt und Würden", und es giebt daher eine faſt übergroße Menge von jungen Leuten, welche ſelbigen Stand ergreifen. Sie gehen auf ein paar Jahre zu einem Advokaten in die Lehre, gerade wie man zu einem Schloſſer oder Schmied in die Lehre geht, prakticiren nachher noch ein Jahr lang bei einem Richter und treten dann ſofort als öffentliche Sachwalter auf. Dieß thun ſie aber meiſtentheils nicht, um ſpäter durch das Advociren ihr Brod zu verdienen, ſondern vielmehr um als Candidaten für irgend ein Amt (in Amerika werden ja alle Beamte gewählt) auftreten zu können, denn wer anders paßt beſſer zu einem Richter oder überhaupt zu einer öffentlichen Stelle, als Einer, der ſich praktiſch zum Anwalt herangebildet hat? Ebendeßwegen findet man auch in der ganzen Union faſt keinen Civilbeamten, ja nicht einmal einen Oberſten oder General, der nicht vorher eine Zeit lang Advokat geweſen wäre, und ſogar unter den „ſtädtiſchen" Beamten haben die meiſten vorher dieſe Carriére gemacht. Freilich man ſollte meinen, der Andrang zu derlei Stellen werde nicht allzugroß ſein, indem dieſelben zum Theil wenigſtens nur mit ſehr geringen Beſoldungen bedacht ſind und nur zu oft geradezu Ehrenämtern gleichen, welche umſonſt verſehen werden müſſen; allein glaubt man denn, es gäbe auch nur irgend ein einziges Aemtchen und ſelbſt wenn es das geringſte und erbärmlichſte wäre, aus welchem ein Yankee nicht ein tüchtiges Einkommen herauszupreſſen verſtünde? Wahrhaftig, gerade hierin zeigt er ein Talent, das faſt noch größer

ist, als sein Talent zum Speculiren, und man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, wenn er vier Jahre lang als Beamter fungirte, sei's im städtischen oder im Staatsdienste, nicht nur sein Schäflein im Trocknen, sondern es sogar meistentheils so weit gebracht hat, um von nun an von seinen Renten leben zu können. Allerdings giebt es deßwegen in der ganzen Union keine Stadt und keinen Staat, in welchen nicht die Corruption die höchste Höhe erreicht hätte; allerdings deutet man von überallher mit dem Finger auf die fast offenen Betrügereien und Veruntreuungen, die in Nordamerika an der Tagesordnung sind; freilich weist man es den Herrn Angestellten nicht selten öffentlich in den Zeitungen nach, daß sie nichts sind, als große Schufte, denen ums Geld Alles, Ehre und Gerechtigkeit, Himmel und Erde, feil sind; allein was thut's? Derlei Vorwürfe prallen von einem „smarten Yankee" ab, wie die Kugeln von den Rippen eines Panzerschiffs! Er lacht darüber und hält es selten für nöthig, sich solcher Lappalien wegen auch nur zu verantworten; wenn er es aber je thut, so besteht seine Entgegnung nicht sowohl in einer Widerlegung der gegen ihn geschleuderten Vorwürfe, als vielmehr darin, daß er seinem Gegenpart die ausgetheilten Ehrentitel im vollsten Maaße heimgiebt, oder vielmehr dieselben durch noch ärgere Schmähungen zu übertreffen sucht. Natürlich weiß dann das Publikum nicht, welcher der beiden Geguer der ärgste Schurke ist, giebt aber doch gewöhnlich dem Recht, welcher die brutalsten und rohesten Ausdrücke zu erfinden wußte. Also drauf, und noch einmal drauf! Uebrigens darf man immer mit Sicherheit darauf rechnen, daß die ganze Geschichte schon nach wenigen Wochen eines neueren noch größeren Scandals

wegen bereits wieder vergessen ist und daß man jedenfalls nach einem Jahre mit keiner Silbe mehr davon spricht. Es ist Gras drüber gewachsen, und der Mousieur Yankee, welcher sich durch seine damaligen Betrügereien ein Vermögen zu machen wußte, kann nun unbeläſtigt in sich hinein lachen. Kein Hahn kräht mehr nach seiner Schurkerei; im Gegentheil man preißt ihn als einen Mann, dessen verständige Handlungsweise Nachahmung verdiene.

Auf diese Art treibt es der Yankee-Advokat. Gewissensscrupel kennt er keine und darum macht er sich nicht nur nie Vorwürfe über sein vergangenes Leben, sondern ist vielmehr stolz auf die Schlauheit, durch die er zu seinem Ziele kam. Ja er sieht sogar mit einer gewissen Verachtung auf die beschränkten Köpfe herab, welche, um ehrliche Menschen zu bleiben, sich die Gelegenheit Geld zu machen entschlüpfen lassen! Bei so bewandten Umständen kann man es sich schon zum voraus denken, auf welche Weise ein Yankee sich seinen nächsten Verwandten und Freunden gegenüber benimmt. Wir thörigte Europäer halten noch immer etwas auf Blutverwandtschaft und Freundschaft; der Nordamerikaner aber kennt diese Begriffe nur vom Hörensagen. Oder wäre in der That das Wunder einmal vorgekommen, daß ein Neuengländer für einen Andern „wirkliche" Freundschaft gefühlt und sich zu dem Unverstande hätte verleiten lassen, ein Freundesopfer zu bringen? Allerdings in seiner Jugend, d. h. in den Jahren, welche wir in Deutschland die „Sprudeljahre" nennen, hatte er immer verschiedene Genossen um sich, mit welchen er allerlei tolle Streiche ausübte. Er besaß damals was man in Amerika „Reklessness" nennt, d. h. einen gewissen rohen Uebermuth, welcher am Spektakelmachen eine Freude hat, und

trieb diesen Uebermuth oder vielmehr diese seine brutale Rücksichtslosigkeit so weit, daß er zum Beispiel im Stande war, mit seinen Genossen ohne die geringste Veranlassung in irgend eine Wirthschaft einzufallen und die darin befindliche Gesellschaft mit Pistolenschüssen zu begrüßen, oder daß es ihm einfiel, das nächste beste Haus „des Jukes wegen" — for the sake of fun — in Brand zu stecken, damit durch den Zusammenruf der Feuerwehr ein rechter Spectakel entstehe. Allein „Freunde" waren ihm diese Genossen nicht, sondern sie galten ihm nur als „seine Kameraden", sie gehörten nur zu seiner „Fellowship" d. h. „zu seiner Kumpanschaft". Dieß sieht man am Besten daraus, daß er, wenn älter geworden, keinen dieser Kumpane mehr kennt, sondern jedem derselben unbedingt feindselig entgegentritt, sobald er seine Rechnung dabei findet. „Hilf dir selber, help yourself" ist sein oberster Grundsatz und darum denkt er gar nicht daran, einem Andern, und wäre derselbe auch von Kindheit an mit ihm erzogen worden, aus purer Freundschaft d. h. ohne Aussicht auf einen Gewinn beizustehen. Aeußerlich allerdings sieht sich die Sache anders an, denn wo ein Amerikaner einen Bekannten begegnet, streckt er ihm gleich die Hand entgegen und drückt sie ihm wie einem gar lieben Freunde. Allein dieses „Shaking hands" ist nur eine bedeutungslose Ceremonie und vertritt die Stelle des deutschen oder französischen Hutabziehens, von welchem der Amerikaner ein abgesagter Feind ist. Grüßt er ja doch sogar eine Dame seiner Bekanntschaft nicht durch das Abnehmen der Kopfbedeckung, sondern durch das Entgegenstrecken seiner rechten Hand!

Wenn nun aber der Yankee gegenüber von seinen Kameraden ein solch kalter berechnender Egoist ist, wie

benimmt er sich gegenüber seiner Blutsverwandschaft? Nun natürlich kaum anders! Sein Betragen gegen die Eltern haben wir weiter oben bereits geschildert und daraus schon läßt sich schließen, wie tief innig die Liebe zu seinen Geschwistern sein wird. Er kennt sie oft kaum, weil er schon sehr frühe das elterliche Haus verließ; und wenn er sie auch kennt, so kümmert er sich doch so wenig als möglich um sie. „Sie sollen ihren eigenen Weg gehen, ihre eigene Carriére machen, gerade wie auch Er sich nur auf sich selbst verläßt!“ Deßwegen findet man auch immer, daß Yankee-Brüder, selbst wenn sie dieselbe Stadt bewohnen, einander nur selten, ja fast immer nur aus Höflichkeitsgründen besuchen, wie sie denn auch in politischer Beziehung oft die erbittertsten Feinde sind. Etwas anders freilich ist es mit der „eigenen“ Familie d. h. mit der Frau, welche man sich gewählt hat und mit den Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgehen. Die Frau bildet ja einen Theil seines eigenen Ich, seine sogenannte „bessere Hälfte“, wie er sie zu nennen beliebt, und sie ist deßhalb zwar nicht vielleicht in sein Herz, aber doch in seinen Egoismus eingeschlossen, besonders wenn sie so schön ist, daß er mit ihr prangen kann. Freilich von Liebe, d. h. von wirklicher ehrlicher Liebe kann auch hier nicht die Rede sein, denn der Yankee müßte ja sonst als Ehemann seinen ganzen Charakter ablegen. Darum ist es auch durchgängig Regel, daß der Herr Gemahl nach den ersten Flitterwochen gerade wieder so lebt, wie er vor der Hochzeit zu leben gewohnt war. Er läßt seine theure Hälfte den lieben langen Tag allein und geht seinen Geschäften so wie nebenbei auch seinen Vergnügungen nach, als wäre er noch immer ledig; allein da sich die Frau hierüber nie oder doch selten

beklagt, so ist die Ehe „wenigstens äußerlich“ keine unglückliche. Warum sollte sie sich aber auch beklagen? Beträgt er sich doch stets sehr zuvorkommend, ja sogar devot gegen sie! Geht er doch für sie auf den Markt, um Gemüse und Fleisch einzukaufen; macht er doch Morgens, wenn das Einkommen nicht dazu reicht, einen Dienstboten zu halten, für sie den Kaffee, damit sie gemüthlich im Bett bleiben kann! Schlägt er ihr doch, selbst wenn er der sparsamste Mensch von der Welt ist, nur selten eine Bitte ab und thut überhaupt Alles, was er ihr nur an den Augen absehen kann? *) Er will keine Händel mit ihr, schon deßwegen nicht, weil dieß gegen die allgemeine Sitte anstoßen würde, und überdieß könnte er so ungenirt den ganzen Tag seinen Geschäften nachgehen und thun und treiben, was er will, wenn er seine Frau nicht umgekehrt auch wiederum gewähren ließe?

Solcher Art ist die eheliche Liebe eines Yankee und gerade so ist auch die Erziehung seiner Kinder. Er sieht dieselben fast nie, höchstens Abends, wenn er nach Hause kommt, und überläßt die ganze Sorge für dieselben seiner besseren Hälfte, welche ihrerseits sich ebenfalls der kleinen Rangen wegen keine grauen Haare wachsen läßt. So wachsen die Kinder ziemlich wild auf und der Yankee-Vater darf daher sicher sein, daß ihn seine Buben dereinst ganz ebenso tractiren werden, wie er in früherer Zeit seinen eigenen Erzeuger tractirte. Dessen ungeachtet spricht der Yankee mit viel Stolz von seinem „glücklichen“ Familienleben und sieht mit Verachtung auf die Länder herab, in welchen wie

*) Wir können dieses Capitel hier nicht näher ausspinnen, sondern verweisen den Leser auf den Artikel: „Die Ladies im freien Amerika.“

z. B. in Deutschland und Frankreich die Männer gewohnt sind, ihr Vergnügen Abends in den Kaffee-, Bier- oder Weinhäusern zu suchen. „Er allein, so rühmt er sich, ist das Muster eines Ehemanns, denn Er bringt fast alle Abende im Schooße seiner Familie zu!“ Freilich das verschweigt er wohlweislich, daß er für Einen Abend in der Woche durch seinen politischen Clubtag, für einen zweiten durch ein Meeting, d. h. eine Berathungsversammlung seiner Partei, und für einen dritten durch den vorgeschriebenen Besuch der Freimaurer-Loge, zu der er gehört, verhindert ist, zu Hause zu bleiben! Freilich, davon spricht er keine Sylbe, daß er matt und müde, wie er von dem vielen Busineßmachen den Tag über sein muß, meistentheils schon nach kurzer Zeit das Schlafgemach aufsucht, ohne sich mit den Seinigen in lange Unterredungen einzulassen, und daß er sogar die wenigen paar Stunden, die er bei seiner Familie im Wohnzimmer zubringt, mit nichts anderem ausfüllt, als mit dem Lesen der Abendblätter und dem Tabakkauen! Wo bleibt unter solchen Umständen das hochgerühmte Familienleben?

Wir haben nun den Yankee von den allerverschiedensten Seiten aus betrachtet und es bleibt uns jetzt nur noch übrig, über einige wenige Eigenthümlichkeiten zu berichten, welche anzuführen wir bisher noch nicht Gelegenheit hatten. Wir meinen damit vorerst sein höchst eigenthümliches Betragen in Gesellschaft, denn wenn sich ein Nordamerikaner in einem Local befindet, in welchem blos Männer anwesend sind, so benimmt er sich ganz anders, als sonstige Menschenkinder zu thun pflegen. Er hat da stets den Hut auf dem Kopfe und setzt sich nie nieder, ohne daß er seine Füße über die Lehne eines andern Stuhles hinüber streckte. Ja oft, wenn er sich z. B. in dem Parterrelokal eines

Kaffee's befindet, öffnet er ein Fenster, setzt sich hart davor, lehnt sich in seinem Stuhle zurück und hängt die Füße über die Fensterbrüstung hinaus, so daß ein Fremder, welcher diese Erscheinung zum erstenmal sieht, sich vor Verwunderung nicht fassen kann. Im Winter natürlich hört dieses „Füßezumfensterhinausstrecken" der Kälte wegen auf, aber dann setzt sich der Yankee mit seinen Genossen um das Kaminfeuer herum, und bringt die Füße, statt sie wie andere Christen auf dem Boden aufzustellen, in eine horizontale Lage mit dem Kaminroste, wodurch er nicht selten Gefahr läuft, seine Sohlen anzubrennen. Gesprochen wird dabei unter den Anwesenden nicht viel. Auch selten geraucht und sicherlich nie geschnupft. Um so mehr aber befleißigen sich die Herren zu kauen und den braunen Saft entweder in's Kamin oder auch auf den Bodenteppich zu spritzen, wobei sie keine Rücksicht darauf nehmen, ob der Teppich neu oder alt, kostbar oder nicht kostbar ist. In dieser Stellung verharren die Yankee's oft mehrere Stunden lang, ohne daß der Eine den Andern in seinen tiefen Meditationen stört, so daß man hie und da beinahe zu glauben versucht wäre, dieselben wären stumm geboren. Allein plötzlich wird man eines Andern belehrt, denn dieser oder jener fängt auf einmal von einem Busineß d. h. von einem Geschäftchen zu sprechen an, und nun kommt Leben in die kalten Gesichter. Die Sache wird nemlich (darauf darf man rechnen) nicht nur besprochen, sondern auch gleich abgemacht, indem ein Neuengländer immer kurz entschlossen zu sein pflegt. Ist aber das Geschäft zu Ende gebracht, dann tritt wieder dieselbe Stille wie vorher ein, und die Herren besinnen sich auf ein neues Geschäftchen.

Auf diese Art bewegt sich der Yankee in männlicher

Gesellschaft, d. h. wenn er unter seinen Bekannten ist. Gespielt wird selten und wenn er es thut, so ist es eine Art von Landsknecht, „Old Sledge“, genannt, welches nicht gar viel Kopfzerbrechens erfordert. Auch getrunken wird nicht viel, denn der Yankee liebt die berauschenden Getränke nicht besonders, obwohl es ihm vorkommen kann, daß er im Unmuth „auf die Spree“ d. h. „aufs Herumlumpen und Herumkneipen“ geht und dann vielleicht drei Tage und drei Nächte lang nicht aus dem Rausche herauskommt. Solches aber ist immer ein Ausnahmefall und kann daher kaum in Anschlag gebracht werden. Ueberhaupt betrachtet der Nordamerikaner das Wirthshaus keineswegs mit denselben Augen, wie der Deutsche, und geht in eine Schenke oder Restauration nur hinein, um sich schnell etwas zum essen oder trinken geben zu lassen, keineswegs aber um daselbst sein Quartier für einen ganzen Mittag oder Abend aufzuschlagen. Ist er jedoch darauf angewiesen, längere Zeit d. h. ein paar Stunden lang in einem Wirthshause verweilen zu müssen, so darf man sicher sein, daß er sich fast einzig und allein mit Zeitungslesen beschäftigt und jedenfalls mit keinem der Anwesenden, es müßte denn ein genauerer Bekannter sein, eine Unterhaltung anknüpft. Freilich gegen Frauenzimmer ist er zuvorkommender oder vielmehr die Höflichkeit selbst, allein in dieser Beziehung müssen wir den Leser auf ein späteres Capitel verweisen, welches wir den amerikanischen Ladies und ihrem Verhältniß zu der Männerwelt widmen werden.

Noch eigenthümlicher fast als das Benehmen des Yankee in der Gesellschaft kömmt uns sein Betragen am Sonntage vor. Von den strengen amerikanischen Sonntagsgesetzen hat der Leser ohne Zweifel schon Vieles ge-

hört und es ist ihm daher sicherlich nicht unbekannt, daß am Tage des Herrn in der ganzen Union nicht blos jede „Arbeit", sondern auch alles und jedes „Vergnügen" aufs Strengste verpönt ist. Kein Wirthshaus soll offen sein, kein Omnibus soll fahren, keine Musik soll erschallen (Choralmusik ausgenommen), kein Lied soll gesungen werden; ja nicht einmal ein Spaziergang ins Freie soll gemacht werden! Nur allein dem Herrn Zebaoth soll der Tag geweiht sein und der Vorschrift nach hat man ihn in der Kirche oder, wenn zu Hause, in stillem Gebet, bei geschlossenen Fensterläden, damit der Geist durch den Anblick Vorübergehender nicht von heiligem Nachdenken abgezogen werde, zuzubringen! *) Also lauten die Sonntagsgesetze in Amerika, und dieselben sind nicht nur bis auf den heutigen Tag nicht aufgehoben, sondern werden sogar fast überall bei schweren Strafen aufrecht erhalten. Fragt man nun aber nach dem Ursprung dieser „pharisäischen" Decrete, welche aus dem Tag der Erholung einen Tag der Pein und Qual machen, so ist die Antwort: „sie stammen aus den Neuengland-Staaten, deren Bewohner sie aus Altengland mit herübergebracht haben." Das Letztere ist vollkommen richtig. Die Sonntagsgesetze verdankt man den englischen Puritanern, welche in ihrem scheinheiligen Eifer den altbiblischen Jehovah für den Herrgott der Christen ansahen und meinten, die Gottesfurcht bestehe darin, daß man sich aller Fröhlichkeit enthalte und die Erde für ein Jammer-

*) Wir erlauben uns, den Leser in dieser Beziehung auf die „Lebenden Bilder aus Amerika von Th. Griesinger" aufmerksam zu machen, in welchen die Art und Weise, wie der Deutsche den Sonntag im Gegensatz gegen die Amerikaner feiert, geschildert ist.

Anmerkung des Setzers.

thal anſehe! Wie kommt es nun aber, daß der Yankee, welcher doch (wie wir zur Genüge auseinandergeſetzt) in ſeinen Handlungen keineswegs eine abſonderlich moraliſche und chriſtliche Geſinnung an den Tag legt, jenen Puritanismus in der Sonntagsfeier beibehalten und ſogar vielfach bedeutend verſchärft hat? Wie kommt es, daß Er, der doch ſonſt in allen Dingen ſo überaus praktiſch iſt, das Unpraktiſche jener tollen Sonntagsheiligung, welche ſogar in den Zeiten, in denen es am meiſten preſſirt, den Fabriken das Arbeiten verbietet, und einem Reiſenden, der unter jeder Bedingung ſchnell ſein Ziel erreichen möchte, das Weiterkommen zur Unmöglichkeit macht, nicht längſt einſah und dieſelbe deßhalb als ein unnützes Möbel über Bord warf? Man hat den Grund darin geſucht, daß der Nordamerikaner, der ſeiner kalten berechnenden Natur wegen keineswegs zu philoſophiſchen Grübeleien geneigt iſt, an einem von ſeinen Voreltern empfangenen Dogma nicht rütteln möge, und es mag dieß in mancher Beziehung ſeine Richtigkeit haben. Die Haupturſache liegt aber ſicherlich ganz wo anders, und zwar darin, daß der Yankee die Sonntags-Heiligung als ein Geſchäft betrachtet. Er ſieht ein, daß ſein ganzes Thun und Treiben die Woche hindurch ein überaus „weltliches" iſt; ja daß das Buſineß, welches er verfolgt, zum großen Theil vor unſerem Herrgotte keine Gnade finden kann. Somit möchte er dieſen Herrgott auf irgend eine Weiſe verſöhnen, d. h. er möchte, wie die Bibel ſagt, „Gott geben was Gottes iſt", und aus dieſem Grunde kommt ihm das Dogma der Sonntagsheiligung, von welcher ſeine Geiſtlichen ſagen, „daß ſie ein verdienſtliches Werk ſei", äußerſt gelegen. Das viele Kirchengehen, „das abgeſchloſſen von aller Welt

zu Hause sitzen, und Trübsal blasen müssen", ist ohne Zweifel gar nicht nach seinem Geschmacke, aber er glaubt dadurch mit seinem Herrgott fertig geworden zu sein und den Schuldbrief an den Himmel bezahlt zu haben. Eben darum erweist er sich auch, so sehr er sonst den Dollar dreimal ansieht, ehe er ihn ausgiebt, gegen Kirche und Geistlichkeit äußerst freigebig, denn durch die Summen, welche er diesen gibt, glaubt er nach und nach das Capital einzulösen, welches Gott an ihn zu fordern habe! „Der Katholik", denkt er, „hat allerdings auch eine Absolution, aber er erhält sie nur aus Gnaden des Priesters; ich aber habe meine Absolution durch meine Sonntags-Casteiung sowie durch meine Freigebigkeit gegen die Kirche baar bezahlt und mir damit das Recht erworben, die sechs Wochentage hindurch thun und treiben zu dürfen, was ich will." In dieser Calculation liegt wohl der Hauptgrund, warum der Yankee mit solcher Starrheit an den Sonntagsgesetzen festhält.

Der Leser hat nun den Charakter des Nordamerikaners, wie wir denken, zur Genüge kennen gelernt und wird sich jetzt manche in den Vereinigten Staaten vorkommende Dinge, an deren Möglichkeit er bisher zweifelte, mit Leichtigkeit erklären können. Namentlich wird er einsehen, wie es trotz der ungeheuren Verdorbenheit, Schlechtigkeit und Corruption, welche in Nordamerika ihr Lager aufgeschlagen hat, trotz der Brutalität, Rohheit und Gemeinheit, welche sich tagtäglich auf den Straßen breit macht, trotz der widerlichen Scheinheiligkeit, welche selbst in den gebildeteren Klassen herrschend ist, und trotz der noch widerlicheren Selbstüberschätzung, welche in dem Charakter des Yankeethums liegt, — wie es, sagen wir, trotz allem dem möglich

war, daß die einzelnen Städte und Staaten der Union sich so riesenmäßig schnell entwickelten und in einer fast unglaublich kurzen Zeit in's „Ungeheuerliche" anwachsen konnten. Die Thatkraft und Energie des Yankee brachte dieß zu Stande, gerade wie umgekehrt die Laster der Amerikaner fast einzig und allein nur von ihm herrühren!

2.

Die Freiheit in Amerika

oder

warum gibts daselbst Sclavenstaaten und Nichtsclavenstaaten? *)

Die Ehre, oder vielmehr die Schande, den Handel mit schwarzen Afrikanern und somit die Nigger-Sclaverei zuerst in der civilisirten Welt eingeführt zu haben, gebührt den Portugiesen. Sie entdeckten bekanntlich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Weg um die Südspitze Afrika's herum, nahmen anno 1480 die Küste von Guinea nebst

*) Das einstens in der ganzen amerikanischen Union einheimisch gewesene Nigger- und Sclaveninstitut, so wie der große Gegensatz zwischen „Norden und Süden" zieht sich wie ein rother Faden durch alle politischen und socialen Verhältnisse der nordamerikanischen Freistaaten hin. Deßwegen waren wir gezwungen, auf die „Entstehung des Niggerinstitutes, so wie des Gegensatzes zwischen Norden und Süden in der Union" wenigstens „einigermaßen" einzugehen. Der Leser hätte sonst sicherlich manche von den nachfolgenden Schilderungen nicht verstanden! Wer übrigens etwas „Näheres und Detaillirteres" über die Geschichte der Sclaverei in Amerika lesen will, der nehme das „Politische Welttheater vom Jahr 1861" (Stuttgart, Gebr. Mäntler) zur Hand, so wird er ganz ins Klare kommen. Der Verfasser.

einigen in der Nähe liegenden Inseln in Besitz und eröffneten alsobald mit den Negerstämmen des inneren Afrika einen äußerst einträglichen Gold- und Menschenhandel. Die Letzteren verwandten sie auf ihren in den neuen Besitzungen frisch errichteten Zuckerplantagen und hatten eine große Freude daran, daß die Nigger trotz den glühenden Sonnenstrahlen „durch die freundliche Ermunterung mit der Peitsche" so hübsch munter darauf losarbeiteten.

Zu derselben Zeit etwa, da dieß geschah, entdeckte Columbus „für die Spanier" Amerika und zwar zuerst den mittleren Theil desselben, in welchem bekanntlich ein äußerst heißes Klima sowie ein unendlich fruchtbarer und zum Anbau von Indigo, Zucker, Reis und andern tropischen Gewächsen geeigneter Boden zu finden ist. Ueberdieß lieferten die Eingeweide der Erde Gold und Silber, und je mehr man grub, um so größer wurde die Ausbeute dieser edlen Metalle. Hierüber war die Freude der Spanier groß; ja sie war sogar noch viel größer, als die der Portugiesen über ihre Entdeckungen an der südwestlichen Küste Afrika's. Gold und Silberbergwerke, Zucker, Kaffee und Indigoplantagen — was brauchte man weiter, um schnell reich zu werden! Natürlich zum „Selbstarbeiten" in den Bergwerken oder Plantagen, dazu waren die stolzen Hidalgos sowohl zu hochmüthig als zu träge, allein es gab ja in Mexiko und Peru sowie auf allen den Inseln und Ländern, welche die Spanier damals in Besitz nahmen, der Ureinwohner, die man zu diesen Geschäften verwenden konnte, viele Millionen. Vorwärts also mit den Indianern zur Arbeit! Sie waren zwar schwächlich und ziemlich verweichlicht, aber um so weniger zeigten sie sich fähig, Widerstand zu leisten, also vorwärts mit ihnen zur Arbeit!

Das Ding ging so zwanzig und noch mehr Jahre lang. Freilich brauchte man zu einer Arbeit, die ein kräftiger Mann sonst allein verrichtet, der Indianer fünfe oder sechse, und wenn die armen, ungeschickten, und solcher Thätigkeit ungewohnten Bursche „durch Hiebe und andere Marter angespornt" zwei Jahre lang gehackt, geschaufelt oder gegraben hatten, so starben sie weg, wie die Mücken. Allein was lag daran? Es gab ja ihrer die Hülle und Fülle! Doch endlich bemerkte man mit Schrecken, wie groß die Lücken unter den Indianern wurden. Nicht Tausende sondern Hunderttausende, ja ganze Stämme wurden hinweggerafft. Gings so fort, so gabs in fünfzig Jahren keine Rothhäute und also auch keine Arbeiter mehr. Das war ein böser Strich durch die Rechnung der gewinnsüchtigen Weißen!

Rathlos standen die Spanier. Da kamen ihnen zwei pfiffige portugiesische Seecapitaine mit ihrem teuflischen Verstande zu Hülfe. „Unsere Nigger", sagten diese Capitaine, „die wir auf den Inseln Principe, Annabon, Sct. Thomas und Fernando Po verwenden, sind ganz andere Bursche, als eure armseligen Rothhäute, und vertragen harte Arbeit, schwere Schläge und heißes Klima ganz vortrefflich, was gebt ihr uns also, wenn wir euch von unserer Waare liefern?" Solcher Antrag gefiel den Plantagen- und Bergwerksbesitzern im spanischen Amerika gar wohl und sie gingen alsobald auf den Handel ein. Man machte also — dieß geschah im Jahr 1506 — eine kleine [illegible]be mit etwelchen Schiffsladungen „Schwarzer aus [illegible]" und da die Probe über Erwarten gut ausfiel, [illegible]t bald „noch mehr Niggerwaare" nachkommen. [illegible]portirten Afrikaner arbeiteten gleich Lastthieren

und waren überdieß genügsam, besonders wenn man ihnen nicht viel gab. Nur Eines stand ihrem Import entgegen, nemlich das, daß man sie „kaufen“ mußte, und somit hielten sich immer noch viele Spanier an die „Indianer“, die man ja „umsonst“ haben konnte. Das Aussterben der Rothhäute nahm also seinen geregelten Fortgang und steigerte sich sogar von Jahr zu Jahr, weil immer mehr Weiße aus Europa herüberkamen, welche sich Ländereien erwarben und zur Cultivirung derselben tausende von Eingebornen mit kaltem Blute hinmetzelten. Da nahm sich ein spanischer Priester, mit Namen Fray Bartolomé de Las Casas, welcher später den Bischofssitz von Chiapa in Mexiko erwarb, um's Jahr 1515 der armen Rothhäute an und brachte die spanische Regierung dazu, die Verwendung der Indianer, „damit dieselben nicht gänzlich ausgerottet werden möchten“, zu harter Arbeit in ihren Colonien zu verbieten und dagegen zu decretiren, daß von nun an für die schwersten Geschäfte in den Minen und Zuckerplantagen aus Afrika importirte Nigger verbraucht werden sollten. Es war eine eigene Art von Humanität, diese von dem frommen Herrn de Las Casas, welchen man so viele Jahre lang als das Muster „eines edlen Menschenfreundes“ gepriesen hat, in Anwendung gebrachte Humanität! Die „Rothhäute“ sollten geschont und erhalten, dagegen aber die „Schwarzhäute“ wie das liebe Vieh zur Arbeit gepeitscht werden! Freilich zu seiner Entschuldigung muß man anführen, daß Las Casas die Nigger keineswegs als Menschen, sondern vielmehr „als einen Zweig der großen Affenrace“ betrachtete und daher in seiner Art recht hatte, wenn er sie lieber zu Sclaven herabgedrückt wissen

wollte, als die zarten und schwächlichen, aber der Cultur und dem Christenthum leicht zugänglichen Indianer.

Von jener Zeit an florirte „der Handel mit schwarzem Menschenfleisch nach Amerika hinüber", und schon der Günstling Kaiser Karls V., der berüchtigte Marquis de la Bresa, welchem besagter Kaiser anno 1517 ein Privilegium zur Niggereinfuhr in die spanischen Colonien ertheilte, beutete den Artikel so sehr aus, daß es den weißen Colonisten daselbst keineswegs an Arbeitskräften fehlte, trotzdem sie die Indianer von nun an „wenigstens in der Hauptsache" im Frieden lassen mußten. Allein nicht blos im „spanischen" Amerika, sondern auch „in den übrigen Provinzen jenes großen Festlandes" wurde die Neger-Sclaverei bald heimisch. Man kann sich nemlich wohl denken, daß die seefahrenden Nationen Europa's, besonders die Engländer und Franzosen, den Spaniern den alleinigen Besitz des neu entdeckten Continentes keineswegs gönnten, sondern vielmehr ebenfalls auf Forschungsreisen ausgingen und alles Land annexirten, welches sie zu annexiren vermochten. Gibt es ja doch keinen Herrscher, der nicht die Begier hätte, seine Herrschaft auszudehnen! Daher kam es, daß schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts jeder Staat Europa's, welcher über eine Handelsmarine und Kriegsflotte commandirte, seine eigenen Colonien in Amerika besaß, aus denen er in aller Schnelligkeit so viel Vortheil als möglich zu ziehen suchte. Insbesondere unterwarf England die ganze Küste von Nordamerika seinem Scepter und kühne Abenteurer, sowie Unzufriedene aller Art, denen es im Heimathlande zu eng war, strömten zu Tausenden in das neue Eldorado, um sich daselbst Ehre, Reichthum, Macht und Unabhängigkeit zu erwerben. So entstanden

jene bekannten englischen Colonien, welche sich zweihundert Jahre später durch einen langen Krieg vom Mutterlande frei machten und sich dann unter dem Namen „der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ als unabhängige Macht constituirten. Nun traf es sich aber, daß die Engländer als eine Nation, „welche sich keinen Vortheil entgehen läßt“, sich schon seit dem Jahr 1562 mit aller Macht auf den Import von Niggern geworfen hatten, denn natürlich ein solch nutzbringendes Geschäft durften sich „die Krämer von der Themse“ nicht entgehen lassen. Ja, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts konnte sich das stolze Brittanien rühmen, der Hauptsclavenhändler für die ganze Welt geworden zu sein und sogar die Portugiesen zu Grunde gesegelt zu haben! Was war also natürlicher, als daß sie ihre eigenen Colonien in Amerika, das heißt also alles Land vom dreißigsten Breitegrad aufwärts bis zum fünfzigsten, ebenfalls mit dieser Waare überschwemmten? Einzelne dieser Colonien, nemlich die weiter nördlich gelegenen, und darunter besonders diejenigen, welche man später unter dem Namen „Neu-England“ begriff, wehrten sich zwar mit aller Macht gegen den Import besagten Handelsartikels, allein der König von England berief sich auf seine monarchischen Vorrechte, wornach Er allein den Handel in den Colonien zu reguliren hätte, und — die Unterthanen hatten natürlich zu gehorchen. Somit mußten sich die Provinzen „Neu-Englands“ das Sclaveninstitut so gut gefallen lassen, als die übrigen Colonien, welche Brittanien auf amerikanischem Grund und Boden besaß.

Auf diese Art kam das Niggerthum wie nach dem südlichen und mittleren, so auch nach dem nördlichen Ame-

rika und der Dank hiefür gebührt: „dem Volke, welches sich rühmt das freieste in der ganzen Welt zu sein.“ Darum, als anno 1774 die brittischen Colonien Massachusetts, Rhode-Island, Neuhampshire, Connecticut, Neuyork, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Neujersey und Delaware zusammentraten, um sich von dem englischen Joche zu befreien, gab es keinen einzigen unter diesen dreizehn Staaten, in welchem die Neger-Sclaverei nicht „einheimisch“ gewesen wäre. Freilich in den nördlichst gelegenen Staaten, in welchen die aus England ausgewanderten Puritaner ihren Hauptsitz hatten, sowie in dem südlicheren Pennsylvanien, in dem die Quäker große Ländereien besaßen, zeigte man sich dem Institute „grundsätzlich“ abgeneigt, allein „gesetzlich“ bestand es und nicht nur durfte sich Jeder, der ein Freund der Sclavenarbeit war, so viel Nigger halten, als er wollte, sondern die englische Regierung begünstigte auch die Sclavenhalter auf alle Weise. Wie ging es nun aber, als die genannten dreizehn Staaten die Fahne der Republik entfalteten und sich von dem engen Joche, unter dem sie bisher geseufzt, befreiten? Bis dato, d. h. so lange sie Colonien Englands waren, konnte man nicht sie, sondern vielmehr das Mutterland für das Niggerthum verantwortlich machen, aber wie nun?

Anno 1776 erklärten sich die dreizehn vereinigten Staaten „für unabhängig“ und anno 1787 entwarfen sie sich ihre Bundes-Verfassung. In dieser wurde festgestellt, daß jeder Mensch zur Freiheit geboren sei und daß man Niemanden dieses unveräußerlichen Rechtes berauben könne. Die Constitution der Union sollte die freieste sein, die es in der Welt gebe,

und das Problem, von dem ein Plato träumte, in der factischen Wirklichkeit gelöst werden. Man durfte also mit Sicherheit erwarten, daß alle und jede Sclaverei aus der neuen Republik ausgeschlossen sein würde und zwar um so mehr, als die Nordamerikaner beim Beginn ihres Revolutionskriegs es als einen Hauptgrund ihrer Empörung bezeichneten, daß König Georg das Sclaveninstitut hege und hätschle. Ueberdieß gab es damals in allen dreizehn Staaten zusammengenommen keine 400,000 Nigger und „der Verlust an Eigenthum" wäre also, wenn man diese freiließ oder wenigstens ihre Emancipation anbahnte, kein so immenser gewesen. Allein was geschah nun? **In der ganzen Constitutions-Urkunde von 1787 war von der Aufhebung der Nigger-Sclaverei lediglich keine Rede!!**

Woher kam nun dieses auffallende Stillschweigen? Betrachteten vielleicht jene berühmten Männer, welche die Constitution für die Union entwarfen, die schwarzen Afrikaner als „Nicht-Menschen"? Oder sollte es ihnen ganz entgangen sein, daß die hochtrabenden Worte, mit welchen sie ihre „glorreiche Republik" begründeten, zu dem Institute der Sclaverei im schneidendsten Gegensatze standen? Oder endlich, wenn dieß nicht der Fall war, suchten sie vielleicht die Stimme ihres Gewissens, welches ihnen die Sclaverei sicherlich als einen Schandfleck bezeichnete, aus andern Gründen, nemlich aus Gründen des Interesses zu übertäuben? Das Letztere war unzweifelhaft der Fall, denn wenn auch einzelne wenige Männer, wie Thomas Jefferson, Gouverneur Morris von Neuyork und Andere das Institut der Sclaverei „für ein Institut des Teufels" erklärten, so konnten oder wollten sich doch die meisten übrigen Stimmführer der

neuen Republik durchaus nicht auf dieſen hochherzigen Standpunkt erheben und Andere, wie beſonders die Delegirten der ſüdlicheren Staaten erklärten geradezu: „wenn überhaupt etwas aus der Conſtituirung der dreizehn Staaten zu einer Union werden ſolle, ſo müſſe das Sclavereiinſtitut beibehalten werden, denn ſie wenigſtens wollten nicht ohne Sclaven leben.“

Das Wort „Humanität“ iſt ein ſehr ſchönes Wort, aber es ſteht jetzt noch nicht, und ſtand damals ſchon nicht in dem Lexicon der Yankees. Es trägt nichts ein, wie könnte ſich alſo die große Maſſe der Nordamerikaner, die doch nur allein dem Intereſſe leben, für daſſelbe begeiſtern?*) Nur allein zu Einem konnte Thomas Jefferſon die Mitglieder der damals (anno 1787) zuſammenberufenen National-Convention bewegen, nemlich dazu, daß beſchloſſen wurde, dem Import weiterer Niggerwaare aus Afrika, als dem ſchmählichſten und niederträchtigſten Handel, den es gebe, auf den 1. Januar des Jahres 1808 ein Ende zu machen. Das war die einzige Conceſſion an die Menſchlichkeit und Freiheit, zu welcher ſich die große Mehrheit dieſer friſchgebornen Vollblut-Republikaner verſtand, eine Conceſſion übrigens, deren Werth noch dadurch ins Unendliche abgeſchwächt wurde, daß man den Zeitpunkt, in welchem die Niggereinfuhr aufhören ſollte, wie geſagt, erſt nach vollen zwanzig

*) Die Amerikaner beſitzen allerdings das Wort »Humanity«, aber daſſelbe bedeutet nicht das, was wir Deutſche unter „Humanität“ verſtehen, ſondern vielmehr nur „Menſchenfreundlichkeit“.

Jahren eintreten ließ, einfach deßwegen, damit man in dieser langen Periode Gelegenheit und Muße habe, einen recht großen Vorrath von schwarzer Waare einzulegen!!

Konnte nun aber der ächt republikanische Geist auf der großen National-Convention von 1787, sowie auf den verschiedenen Congreß-Sitzungen, welche die Vertreter der Vereinigten Staaten die nächsten Jahre darauf abhielten, nicht durchdringen, so konnte er dieß, wie man sich leicht denken kann, ebenso wenig in den Sessionen der Einzeln-Staaten. Allerdings gab es nicht wenige „Einzelne", welche die Schmach des Fortbestandes der Sclaverei nur zu tief fühlten, und auf alle Weise zur Beseitigung derselben wirkten; allerdings bildeten sich schon anno 1787 unter dem Vorsitze Benjamin Franklins, Thomas Jeffersons und Anderer sogar „Contrasclaverei-Verbrüderungen", die sogenannten Abolitionisten-Gesellschaften, welche, wie es schon ihr Name gibt, die Ausrottung der Sclaverei anstrebten; allerdings gaben die Quäker im Pennsylvanischen aus religiösen Gründen, weil die Sclaverei mit dem Christenthum nicht in Einklang zu bringen sei, alle ihre Sclaven sogar ohne Lösegeld frei und auch die Secte der Presbyterianer erklärte sich energisch für die Emancipirung der Nigger; aber „gesetzlich" wurde das Institut der Sclaverei in keinem der dreizehn Staaten „bei ihrer Constituirung zu Freistaaten" aufgehoben, sondern es blieb vielmehr unbeanstandet bestehen. Wie kam es nun aber, daß dennoch in den nachfolgenden zwanzig oder dreißig Jahren jenes Institut im ganzen Norden der Freiheit weichen mußte? Wie kam es, daß die Bevölkerung dorten auf einmal ihren Sinn änderte und nicht blos alle „im Lande befindlichen" Sclaven eman-

cipirte, ſondern auch jeden Nigger, der von auswärts herkommend ihren Boden betrat, durch dieſen Schritt für frei geworden erklärte? Fuhr vielleicht auf einmal ein anderer Geiſt in die Nordamerikaner, nemlich der Geiſt des Chriſtenthums, der Humanität und des Rechtsgefühls? Kamen ſie etwa plötzlich zur Einſicht, daß es ihre Pflicht vor Gott und den Menſchen ſei, den armen Niggern daſſelbe Recht, das ſie ſelbſt den Engländern gegenüber in Anſpruch nahmen, das Recht zur perſönlich-freien Exiſtenz nemlich, zu gewähren? Ei Gott bewahre, — nichts von Allem dem! Nicht der Humanität, nicht dem Rechtsgefühl, nicht dem republikaniſchen Geiſte hatten die Nigger ihre Freiheit zu verdanken, ſondern vielmehr einzig und allein dem Intereſſe, das die Nordamerikaner dabei fanden! Es ſcheint dieß dem Leſer wahrſcheinlich „ein Widerſpruch mit ſich ſelbſt“ zu ſein, allein einige wenige Worte werden die Sache klar machen.

Das Klima in den nördlicher gelegenen Staaten, nemlich in Neuhampſhire, Maſſachuſetts, Rhode Island, Connecticut, Neuyork, Neujerſey und Pennſylvanien entſpricht ſo ziemlich dem Klima des mittlern Europa. Die Winter ſind zwar allerdings um ein Gutes ſtrenger, während die Sommer um ein Ziemliches wärmer ausfallen, allein im Allgemeinen genommen gehören jene ſieben Staaten der gemäßigten Zone an und erweiſen ſich als beſonders geeignet, um den Deutſchen, Irländern und Engländern ihr Vaterland zu erſetzen. Ueberdem kommen daſelbſt ganz dieſelben Bodenerzeugniſſe fort, welche auch im mittleren Europa zu Hauſe ſind, nemlich Weizen, Gerſte, Hafer, Hopfen, Mais, Tabak, Kartoffeln, Bohnen, Erbſen u. ſ. w. u. ſ. w. und jeder ausgewanderte Deutſche, Engländer oder Franzoſe iſt fähig,

den dortigen Boden ebenso gut zu bepflanzen, als den seines früheren Vaterlands. Man wird es also ganz natürlich finden, daß die Leute, denen es aus materiellen, religiösen oder politischen Gründen in Europa nicht mehr gefiel oder die vielleicht auch als Sectirer und unruhige Köpfe von ihren Regierungen aus dem Lande getrieben wurden, nirgends anders in Amerika eine Zuflucht suchten, als nur allein in dem nördlicheren Theile der Union, denn hier konnten sie ja athmen, essen, arbeiten und denken, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen waren. Hierin lag der Grund, warum die genannten sieben Staaten, als der Hauptstapelplatz der europäischen Einwanderung, weit schneller an Bevölkerung zunahmen, als die sechs andern, weiter südlich gelegenen Staaten, nemlich Delaware, Nord- und Süd-Carolina, Maryland, Virginien und Georgien.

Fragen wir nun, wozu die Niggersclaven im Norden der Union verwandt wurden, so kann die Antwort keine andere sein, als: „zur Feld- und Hausarbeit". Sie mußten pflügen, säen und erndten, sie hatten das Vieh zu versorgen, Holz zu spalten und was dergleichen mehr ist. Mit einem Worte, der Sclave wurde zu allen denjenigen Verrichtungen angehalten, zu welchen man bei uns gemiethete Knechte und Mägde verwendet. Wie nun aber die Einwanderung zunahm und viele junge Deutsche, Irländer und Engländer über's Wasser herüberkamen, um in der neuen Heimath ihre Kräfte zu verwerthen, ließen sich nicht wenige Grundbesitzer dazu herbei, derlei Eingewanderte als Knechte oder Mägde zu miethen, und da zeigte es sich denn sogleich, daß diese weißen Arbeiter eine ganz andere Arbeit zuwege brachten, als die Nigger-Sclaven. Sie griffen alles mit viel mehr Lust und Liebe, sowie mit weit mehr Ge-

schicklichkeit an. Auch konnte man sich auf sie verlassen, während man die Schwarzen, die von Natur lässig und faul sind, stets zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzutreiben hatte. Kein Wunder also, wenn es auf einem Landgut, welches von gemietheten weißen Arbeitern bepflanzt wurde, sowohl im Haus als im Feld bald viel sauberer, reinlicher und properer aussah, als auf einer Farm, auf welcher Niggerhände wirthschafteten! Kein Wunder sogar, wenn jenes Landgut sich schon nach wenigen Jahren viel einträglicher erwies, als die von Niggern cultivirte Farm!

Dieser Umstand brachte die Herren Grundbesitzer zum Nachdenken. Sie fiengen an zu rechnen, und da jeder Nordamerikaner das Einmaleins aus dem Fundamente versteht, so kam bald ein „Facit" heraus, welches gänzlich zu Ungunsten der Sclaverei ausfiel. Ein erwachsener kräftiger Sclave hatte damals, als die Union sich constituirte, einen Werth von höchstens achthundert und mindestens siebenhundert Dollars. Dieß kam, da man aus Capitalien zu jener Zeit (wie sogar jetzt noch) recht gerne zehn oder zwölf Procente zog, einem Zinsbetrag von siebzig bis achtzig Dollars gleich. Dazuhin mußte man noch den Sclaven verköstigen, kleiden, beherbergen und im Krankheitsfalle verpflegen. Was kostete nun aber ein gemietheter weißer Knecht? Ebenfalls nicht mehr als achtzig Dollars bei freier Station! War also nicht der Weiße dem Schwarzen bei weitem vorzuziehen, besonders auch da man den Weißen „nur so lange er gesund war" zu bezahlen hatte? Meinen weißen Knecht konnte man entlassen, wenn
; einen schwarzen Sclaven aber mußte man
r mit Schaden verkaufen, wenn er sich als un-
Ueberdem wie war es mit den kleinen

Niggerkindern? Mußte man sie nicht von den Windeln an nähren und kleiden, ohne daß sie bis zum zehnten oder zwölften Jahre etwas dafür leisteten? Wie verhält es sich ferner mit den alt und gebrechlich gewordenen Negern und Negerinnen? Mußte man sie nicht bis an ihr Lebensende „wenigstens nothdürftig" kleiden und verköstigen, da kein Mensch sich dazu herbeiließ, Einem einen altersschwachen Sclaven abzunehmen? Endlich aber wenn das Geschick es gar wollte, daß ein Sclave in der Blüthe seiner Jahre, d. h. zu der Zeit, in welcher er den meisten Werth hatte, dahingerafft wurde, wer hatte dann einzig und allein den Schaden hievon? Kein anderer als der Sclavenbesitzer! Da war es doch etwas ganz anderes bei einem gemietheten Weißen, denn um den Tod eines solchen und wenn es der flinkste, kräftigste und tauglichste Mensch von der Welt gewesen wäre, brauchte man sich kein graues Haar wachsen zu lassen, „da ja mit ihm kein Capital verloren ging!"

Auf diese Art calculirten die Herren Grundbesitzer in den nördlich gelegenen Staaten der Union und nun gaben sie den Einflüsterungen der Abolitionisten auf einmal ein freundliches Gehör. Allein nicht blos die „Grundbesitzer" calculirten auf die besagte Weise, sondern auch die „Bewohner der Städte". Kaum nämlich hatten sich die Vereinigten Staaten als Republik gegründet und sich von dem Zwange, der bisher in commercieller und industrieller Beziehung von England aus auf ihnen gelastet hatte, los gemacht, so fieng es an sich allüberall gar lustig und fröhlich zu regen und in allen Städten entstanden Fabriken, Manufacturen und Factorien. Man brauchte ja jetzt die fertigen Waaren nicht mehr aus dem Mutterlande zu beziehen, sondern hatte das Recht und sogar die Pflicht, sie

ſelbſt zu erzeugen. Kein Wunder alſo, wenn die Gewerbetreibenden alle Hände voll zu thun hatten; kein Wunder aber auch, wenn ſie ſich nach allen Seiten um neue Kräfte zu ihrer Unterſtützung umſahen! Woher nun aber ſollten ſie dieſe Kräfte nehmen? Etwa aus der Reihe ihrer ſchwarzen Sclaven? Du lieber Himmel, dieß ging nicht; denn die Nigger ſind wohl zu harter Arbeit, keineswegs aber — etliche wenige Ausnahmen vielleicht abgerechnet — zu irgend einem Gewerbe, welches Verſtand, Fleiß und Uebung vorausſetzt, zu gebrauchen. „Solcherlei“ Arbeit, wie ſie der Handwerker und Fabrikant braucht, geht (dieß zeigt die Erfahrung vieler Decennien) ganz gegen den Charakter des Negers. Iſt ja doch jedes Gewerbe und jede Induſtrie mit gutem Recht „eine freie Kunſt“ zu nennen, welche nur durch „freiwillige Anſtrengung“, nur durch „freiwilligen Fleiß“ erlernt werden kann, während der Nigger, auch abgeſehen von ſeiner Talentloſigkeit, ſelten oder nie „freiwillig“ irgend etwas arbeitet! Man mußte ſich alſo nothgedrungen an die weißen Arbeiter halten und konnte ſogar nicht einmal das Allergröbſte von den ſchwarzen Sclaven verfertigen laſſen, einfach deßwegen, weil die weißen Geſellen ſich weigerten, neben einem ſchwarzen Collegen zu arbeiten. Merkwürdigerweiſe nemlich liegt es in der Natur der anglo-ſächſiſchen Race, daß ſie ſich, und zwar allüberall in der Welt, weit höher dünkt, als die Nigger-Race, und ſogar mit einer gewiſſen Verachtung auf die Letztere herabſieht. Ueber den Grund dieſer Erſcheinung nähere Forſchungen anzuſtellen, iſt hier nicht der Ort, die Thatſache ſelbſt aber läßt ſich nicht bezweifeln, und ſomit lag es ganz in der Natur der Sache, daß diejenigen Fabrikanten, welche „gar keine Neger“ in ihrem Geſchäfte verwandten, weit leichter weiße

änderung nicht so gar sehr auffallend in die Augen, und es sind daher auch die Staaten Delaware und Maryland, sowie das nördliche Virginien von den angrenzenden Staaten Pennsylvanien und Neujersey nicht „allzusehr" verschieden, den Umstand etwa allein ausgenommen, daß man schon weniger Weizen-, Gerste- und Hopfencultur, dagegen aber große Tabaks- und Maisplantagen antrifft. Noch weiter südlich aber, d. h. im südlichen Theile Virginiens und in Nordcarolina, besonders jedoch in Südcarolina und in Georgien wird das Klima heißer und heißer und man fühlt sich auf einmal der gemäßigten Zone vollständig entrückt. Der Boden producirt nicht mehr das, was acht Grade weiter nördlich fortkommt, und die Weißen sind nicht mehr fähig, ohne daß ihre Gesundheit darunter nothleiden würde, die Arbeiten auf freiem Felde zu verrichten. Dieser Ungesundheit des Klima's wegen konnte die europäische Einwanderung von Anfang an schon nicht so leicht dazu gebracht werden, nach dem Süden zu ziehen und die genannten sechs Südstaaten, insbesondere aber Georgien und Südcarolina, welche in ihren merkwürdig fruchtbaren, aber zugleich mephitische Dünste ausathmenden Niederungen Reis und Indigo pflanzten, sahen wohl ein, daß sie ihre Hauptarbeitskräfte aus den Niggern recrutiren müßten. Diese Letzteren waren ja allein fähig, unter dieser glühenden Sonne und in diesem fieberschwangern Luftkreise zu arbeiten! Eben deßwegen erklärten, wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, die Delegirten jener beiden Staaten schon auf der National-Convention von 1787, „daß ihre Pflanzungen gar keinen Werth mehr hätten, wenn man ihnen ihre Nigger-Sclaven nähme", und setzten es durch ihre energische Hart-

näckigkeit durch, daß von der Propoſition Jefferſons, „die Sclaverei in der ganzen Union als mit dem Begriff einer Republik unvereinbar aufzuheben“, Umgang genommen wurde. Dem Indigo und Reis zu liebe mußte das leibeigene Niggerthum fortbeſtehen bleiben und eine jährliche Einnahme von ein Paar Millionen Dollars war Schuld daran, daß gegenwärtig gegen vier Millionen ſchwarz geborner Menſchen „auf die Stufe der Hausthiere herabgedrückt“ zu leben gezwungen ſind!

War nun aber der Süden ſchon „des Indigos und Reiſes“ wegen, deſſen Anpflanzung doch verhältnißmäßig nicht gar zu einträglich war, ſo zähe, daß er lieber „ein Menſchenthum“ opferte, als ſeine Paar Dollars, wie mußte erſt dieſe Zähigkeit wachſen, als ein anderes Bodenerzeugniß, nemlich der Bau der Baumwolle, welcher einen zehn-, ja fünfzehnfach größeren Gewinn brachte, in ſeinen Niederungen einheimiſch wurde! Die erſten Verſuche mit dem Baumwollenbau wurden um's Jahr 1760 in Georgien gemacht, allein da die Nachfrage nach dieſem Artikel damals noch unbedeutend und überdieß die Herſtellung einer reinen und feinen Waare mit viel Mühſeligkeit verknüpft war, ſo widmeten die ſüdlichen Pflanzer der Sache keine große Aufmerkſamkeit, ſo daß, laut einer noch vorhandenen Liſte, anno 1781 nur erſt einundſiebzig Säcke von dieſer Waaae exportirt werden konnten. Bald jedoch trat ein äußerſt merkwürdiger Wendepunkt ein, denn in den nächſten Jahren darauf wurden in England die Spinnmaſchinen erfunden, durch welche die Baumwollenwaarenmanufaktur einen faſt rieſenhaften Aufſchwung nahm. „Nur genug Baumwolle her,“ hieß es jetzt in den großen Fabrikſtädten der alten Welt, und da man zugleich die Entdeckung machte, daß die

änderung nicht so gar sehr auffallend in die Augen, und es sind daher auch die Staaten Delaware und Maryland, sowie das nördliche Virginien von den angrenzenden Staaten Pennsylvanien und Neujersey nicht „allzusehr" verschieden, den Umstand etwa allein ausgenommen, daß man schon weniger Weizen-, Gerste- und Hopfencultur, dagegen aber große Tabaks- und Maisplantagen antrifft. Noch weiter südlich aber, d. h. im südlichen Theile Virginiens und in Nordcarolina, besonders jedoch in Südcarolina und in Georgien wird das Klima heißer und heißer und man fühlt sich auf einmal der gemäßigten Zone vollständig entrückt. Der Boden producirt nicht mehr das, was acht Grade weiter nördlich fortkommt, und die Weißen sind nicht mehr fähig, ohne daß ihre Gesundheit darunter nothleiden würde, die Arbeiten auf freiem Felde zu verrichten. Dieser Ungesundheit des Klima's wegen konnte die europäische Einwanderung von Anfang an schon nicht so leicht dazu gebracht werden, nach dem Süden zu ziehen und die genannten sechs Südstaaten, insbesondere aber Georgien und Südcarolina, welche in ihren merkwürdig fruchtbaren, aber zugleich mephitische Dünste ausathmenden Niederungen Reis und Indigo pflanzten, sahen wohl ein, daß sie ihre Hauptarbeitskräfte aus den Niggern recrutiren müßten. Diese Letzteren waren ja allein fähig, unter dieser glühenden Sonne und in diesem fieberschwangern Luftkreise zu arbeiten! Eben deßwegen erklärten, wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, die Delegirten jener beiden Staaten schon auf der National-Convention von 1787, „daß ihre Pflanzungen gar keinen Werth mehr hätten, wenn man ihnen ihre Nigger-Sclaven nähme", und setzten es durch ihre energische Hart-

näckigkeit durch, daß von der Propoſition Jefferſons, „die Sclaverei in der ganzen Union als mit dem Begriff einer Republik unvereinbar aufzuheben“, Umgang genommen wurde. Dem Indigo und Reis zu liebe mußte das leibeigene Niggerthum fortbeſtehen bleiben und eine jährliche Einnahme von ein Paar Millionen Dollars war Schuld daran, daß gegenwärtig gegen vier Millionen ſchwarz geborner Menſchen „auf die Stufe der Hausthiere herabgedrückt“ zu leben gezwungen ſind!

War nun aber der Süden ſchon „des Indigos und Reiſes“ wegen, deſſen Anpflanzung doch verhältnißmäßig nicht gar zu einträglich war, ſo zähe, daß er lieber „ein Menſchenthum“ öpferte, als ſeine Paar Dollars, wie mußte erſt dieſe Zähigkeit wachſen, als ein anderes Bodenerzeugniß, nemlich der Bau der Baumwolle, welcher einen zehn-, ja fünfzehnfach größeren Gewinn brachte, in ſeinen Niederungen einheimiſch wurde! Die erſten Verſuche mit dem Baumwollenbau wurden um's Jahr 1760 in Georgien gemacht, allein da die Nachfrage nach dieſem Artikel damals noch unbedeutend und überdieß die Herſtellung einer reinen und feinen Waare mit viel Mühſeligkeit verknüpft war, ſo widmeten die ſüdlichen Pflanzer der Sache keine große Aufmerkſamkeit, ſo daß, laut einer noch vorhandenen Liſte, anno 1781 nur erſt einundſiebzig Säcke von dieſer Waaae exportirt werden konnten. Bald jedoch trat ein äußerſt merkwürdiger Wendepunkt ein, denn in den nächſten Jahren darauf wurden in England die Spinnmaſchinen erfunden, durch welche die Baumwollenwaarenmanufaktur einen faſt rieſenhaften Aufſchwung nahm. „Nur genug Baumwolle her,“ hieß es jetzt in den großen Fabrikſtädten der alten Welt, und da man zugleich die Entdeckung machte, daß die

in Georgien und Südcarolina, sowie in den südlichen Abhängen Virginiens und Nordcarolina's gezogene Waare ihrer Qualität nach unter all' den in Europa, Asien, Afrika und Amerika erzeugten Sorten bei weitem die vorzüglichste war, so kann man sich wohl denken, wie sehr nunmehr die Plantagenbesitzer in den Südstaaten der Union um Lieferung von Baumwolle bestürmt wurden. Das war ein Jubel, als dieses Facit sich constatirte, und nun natürlich warf man sich mit aller Macht auf das Anlegen von Baumwollenpflanzungen. Das Geldeinnehmen ist immer eine angenehme Sache, warum hätte also ein Plantagenbesitzer in Georgien oder Südcarolina keine Freude an der in Aussicht stehenden Vermehrung seiner Rente haben sollen? Ein Umstand freilich trübte diese Freude, nemlich der, daß man so gar vieler Hände bedurfte, um, wenn die Baumwollenstauden zur Reife gelangt waren, die Wolle von den Stängeln zu trennen. Hiedurch wurde die Cultur dieser Pflanze ziemlich vertheuert, denn die vielen Nigger, welche man zur Baumwollen-Reinigung verwenden mußte, kosteten Geld und sogar viel Geld. Aber siehe da, auf einmal kam ein kluger Mechanikus des Nordens der Union, mit Namen Ely Whitney, auf eine Erfindung, welche die Bewohner des Südens mit Begeisterung erfüllte. Er erfann nemlich eine Maschine, die sogenannte „Cottongin", durch welche Saamen und Stängel der Baumwollenstaude ohne menschliches Zuthun von der Wolle vollständig abgesondert werden und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man bei diesem Verfahren eine viel reinere Waare gewinnt, als wenn Menschenhände das Werk vollbracht hätten. „Hurrah für Whitney!" schrie nun der ganze Süden, denn das Maß seines Glückes war jetzt voll. Man konnte ja in Folge dieser Erfindung

mit derſelben Anzahl von Sclaven, mit der man bisher zehntauſend Pfund Baumwolle erzeugt hatte, deren hunderttauſend Pfund auf den Markt bringen! Mit großer Verachtung ſah man daher von nun an auf den Indigo, ſowie auf alle andern bisher cultivirten Bodenerzeugniſſe herab, dieweil dieſelben nicht den ſechsten Theil des Gewinns brachten, welchen eine Baumwollenplantage abwarf, und verlegte ſich ſofort mit aller Energie darauf, nicht bloß die „bisherigen" Pflanzungen, ſondern auch alles übrige zur Cultur der Baumwolle taugliche Land, das man bis dato unbenützt hatte liegen laſſen, in Baumwollenplantagen umzuwandeln. In Folge deſſen ſteigerte ſich die Production der neuen Waare mit jedem Jahre um das Doppelte, ja um das Dreifache; aber dennoch ward nie ſo viel erzeugt, als die Nachfrage der Kaufliebhaber verlangte. Im Gegentheil, man hätte können noch hundertmal ſo viel Baumwolle auf den Markt bringen und dem Bedürfniſſe der europäiſchen Baumwollſpinnereien, deren Rieſenmagen ganz unerſättlich erſchien, wäre doch noch nicht genügt worden.*)

Ein wahrer Freudenrauſch ergriff die ſüdlichen Staaten, welche zur Erzeugung der Baumwolle befähigt waren. Noch vor kurzem hatten ſie ihre Brüder in Connecticut,

---

*) Der beſte Beweis hiefür liegt in der Baumwollenexportliſte. Anno 1781 nemlich betrug der Export 7100 Pfund, 1791 aber war er bereits auf 189,316 Pfund angewachſen. Von nun an übrigens gings nicht im Galopp ſondern im Fluge aufwärts, denn 1795 verſandte man 1,601,760 Pfund; 1800: 17,789,803; 1810: 93,261,462; 1820: 124,893,405; 1830: 276,979,784; 1840: 530,204,100; 1850: 927,237,000; und 1860: über 1,650,000,000. Was braucht man, wo ſolche Zahlen ſprechen, noch eines weiteren Beweiſes!

Maſſachuſetts, Pennſylvanien und Neuyork darum beneidet, daß ſich die große Maſſe der europäiſchen Einwanderung gerade immer nur dem Norden zuwandte und daß in Folge deſſen Ackerbau, Handel und Induſtrie mit jedem Jahre daſelbſt eine höhere Stufe einnahmen, allein nunmehr war das Verhältniß wie mit einem Schlage geändert worden. Die Baumwollencultur brachte ja ſo unendliche Summen ein, daß das Erträgniß von Ackerbau, Handel und Induſtrie wie eine Null dagegen erſchien! Die Freude ſteigerte ſich alſo zum Stolz und Hochmuth, zugleich aber auch zu der Sucht, das was man hatte, noch mehr auszudehnen. Iſt es ja doch eine bekannte Thatſache, daß der Menſch immer ungenügſamer wird, je mehr ſich ſein Reichthum ſteigert! Und ſiehe da, es zeigte ſich, daß nicht bloß die ſüdlichen Theile Virginiens und Nordcarolinas, nicht bloß die Staaten Georgien und Südcarolina, ſondern vielmehr all' die unermeßlichen Ländereien, welche ſich ſüdlich vom fünfunddreißigſten Breitegrad bis zum mexikaniſchen Meerbuſen ſowie weſtlich vom atlantiſchen Ocean bis zu dem großen Strom Riogrande in Mexiko erſtrecken, ſich ganz ausnehmend vorzüglich zur Cultur der Baumwolle eignen! Was war nun natürlicher, als daß die Baumwollen-Plantagenbeſitzer mit der Gier der Unerſättlichkeit darnach trachteten, dieſes ganze mächtige Gebiet für den Baumwollenbau zu gewinnen? Allerdings war die Union nur zu einem kleinen Theile Eigenthümerin jenes Gebietes und mehr als vier Fünftel deſſelben gehorchten dem Scepter der Spanier und Franzoſen; allein die Union hatte ja Geld und mit Geld, denkt man in Amerika, läßt ſich alles machen. Ueberdieß erſtarkte die Union nicht mit jedem Jahre mehr und mehr

und konnte ſie alſo nicht das, was man ihr für Geld und gute Worte verſagte, mit Waffengewalt erwerben? Von dieſer Zeit an alſo ging das Streben der Baumwollenpflanzer mit eiſerner Conſequenz auf nichts anderes, als auf die Acquiſition der ganzen „Baumwollenregion" d. h. all des Gebietes auf dem amerikaniſchen Continente, welches zur Baumwollencultur geeignet iſt.

Dieß war die „eine" Folge der Einführung der Baumwollencultur, eine Folge, durch welche die vereinigten Staaten ſpäter in ſchwere Kriege verwickelt werden mußten. Die „andere" Folge aber war noch viel bedeutſamer, denn ſie betraf das Inſtitut der Sclaverei.

Es iſt nemlich eine durch langjährige Erfahrung bewieſene Thatſache, daß das Cultiviren der Baumwolle durch „weiße" Arbeit nicht bewerkſtelligt werden kann. Engländer und Franzoſen haben dieſes Problem ſchon auf alle Weiſe zu löſen geſucht, aber es ging um keinen Preis. Nicht einmal die abgehärtetſten Irländer hielten es aus, ſondern ſtarben hin wie die Mücken, denn das Klima in den Gebieten, in welchen Baumwolle wächst, iſt allzu mörderiſch. Nur allein „die ſchwarze Menſchenrace„ ſcheint die Befähigung zu haben, unter den glühendſten Sonnenſtrahlen und in der tollſten Fieber-Region ohne „beſonderen" Nachtheil für die Geſundheit, d. h. ohne in den erſten paar Jahren ſchon darauf zu gehen, nicht bloß exiſtiren, ſondern ſogar noch harte Arbeit verrichten zu können, obwohl zugegeben werden muß, daß die Nigger, welche auf den Baumwollenplantagen verwendet werden, immer ſchneller dem Tode entgegengehen, als diejenige Schwarzen, welche leichtere Arbeit zu verrichten haben. Doch hält's der Schwarze wenigſtens aus. Allein wenn nun ſogar das

Niggerthum, deſſen Schädelbildung einem Sonnenſtich unzugänglich iſt und deſſen Athmungswerkzeuge ſelbſt in jenen Sumpfniederungen, in welchen die Kaimane oder Crocodile hauſen, nicht afficirt wird, durch die Arbeit in den Baumwollenplantagen wenigſtens „nothleidet", wie viel mehr muß ſolche Arbeit der weißen Menſchenrace „ſicheren Tod" bringen? *) „Freie" Arbeiter kann man daher auf Baumwollenpflanzungen durchaus nicht bekommen, wie dieß ſchon daraus hervorgeht, daß nicht einmal freie Mulatten oder Neger, ſelbſt wenn man ihnen viel verſpricht, ſich verleiten laſſen, in die Länge auf ſolchen Pflanzungen zu arbeiten, weßhalb auch auf allen jenen weſtindiſchen Inſeln, auf welchen mit der Negerſclaverei ein Ende gemacht wurde, das Erzeugniß einer Plantage nicht mehr den fünften Theil der früheren Ausbeute beträgt. Wie froh waren nun die Grundbeſitzer im Süden der Union, daß ſie dem Andringen des Thomas Jefferſon und der Abolotioniſten in der Sclavenfrage ſeiner Zeit ſo kräftig widerſtanden hatten! Wie ſegneten ſie das Inſtitut des Niggerthums, ohne welches das große Factum der Baumwollencultur ein Unmögliches geweſen wäre! Wie dachten ſie von nun an an nichts mehr, als nur allein daran, die „Wohlthat" der Sclaverei weiter und weiter auszudehnen und ſo viel Niggerhände als möglich zu

*) Die Engländer und Franzoſen verwenden allerdings auf ihren weſtindiſchen Colonien ſogenannte „freie Kulis", d. h. Angehörige der „gelben" Menſchenrace, welche in Oſtindien und China zu Hauſe iſt. Allein dieſe Kulis ſind ſo wenig „frei", als die Neger im Süden der Union, ſondern ſtehen vielmehr auf derſelben Stufe mit dieſen. Man hat dem Kinde nur einen andern Namen gegeben, um den Schein zu retten, als halte man keine Sclaven!

acquiriren, damit ja dem Aufſchwung der Baumwollencultur kein Hinderniß entgegen trete!

Dieß war die „zweite“ Folge der Einführung des Baumwollenbaues und mit ihr war die Spaltung des Südens und Nordens „eine unverſöhnliche“ geworden. Der Norden war zur Einſicht gelangt, daß bei ihm Ackerbau und Induſtrie nur allein durch „freie“ Arbeit d. h. durch Aufhebung des Inſtituts der Sclaverei ſich gedeihlich entwickeln könnte; der Süden aber hattte die Ueberzeugung gewonnen, „daß ſein Glück und ſein Wohlſtand, weil die Cultur der Baumwolle ohne ſchwarze Sclavenarbeit unmöglich ſei, einzig bloß auf dem Inſtitut der Niggerſclaverei beruhe“. Er alſo beſtand auf der Sclaverei, während der Norden die Freiheit predigte, und ſomit hatten ſich aus der Baumwolle zwei Gegenſätze entwickelt, die, weil ſie prinzipiell waren, ſich nie mehr verſöhnen ließen!

Nunmehr weiß der Leſer, warum es in der nordamerikaniſchen Union Sclavenſtaaten und Nicht-Sclavenſtaaten gibt.

3.

Der südliche Plantagen-Besitzer

oder

der Baumwollenbaron der neuen Welt.

Schwarze Nigger-Sclaven werden, wie der Leser aus dem vorhergehenden Artikel ersehen, nur allein im Süden der amerikanischen Union gehalten, und zwar in den Staaten Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas, Florida, Texas, Virginien, Missouri, Kentucky, Maryland und Delaware.*) Man hält

*) Der Leser erinnert sich, daß wir im vorigen Kapitel von einer „Baumwollenregion" gesprochen und zugleich darauf hingewiesen haben, wie das ganze Dichten und Trachten des Südens in der Union dahin gegangen sei, diese „Region", sei's auf diese oder auf jene Art, zu acquiriren. Man kann sich nun aber natürlich wohl denken, daß das „Acquiriren" kein bloßer frommer Wunsch blieb, sondern daß man vielmehr sofort „zur That" schritt und nicht ruhte, als bis die Regierung der Vereinigten Staaten alle die vielen und großen Gebietstheile, welche der Süden unter dem Namen „Baumwollenregion" begriff, sei's mit Geld, sei's mit Gewalt, den Franzosen, Spaniern und Mexikanern abgenommen hatte, und aus diesen neu erworbenen Gebietstheilen entwickelten sich die Staaten „Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas, Missouri, Kentucky, Florida und Texas". Aus ursprünglichen sechs Sclavenstaaten wurden es also

sie dort vor Allem der Baumwolle wegen, denn man hat sich ja überzeugt oder glaubt sich wenigstens überzeugt zu haben, daß der Baumwollenbau ohne Niggerhände unmöglich sei. Allerdings muß zugegeben werden, daß in Delaware und Maryland, sowie in den nördlicher gelegenen Theilen von Missouri, Virginien und Kentucky keine Baumwolle gepflanzt wird, während dieselben dennoch Sclavenstaaten geblieben sind, allein die Zahl der Sclaven hat in ihnen auch auffallend abgenommen und beträgt z. B. in Delaware nur noch drei Procent der Bevölkerung. Von ihnen also sprechen wir nicht, wenn wir von den „eigentlichen Sclavenstaaten" sprechen, sondern vielmehr nur allein „von den Baumwollenstaaten", dem Hauptbollwerk der Sclaverei, also von Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tenneſſee, Louiſiana, Miſſiſſippi, Alabama, Arkanſas, Florida, Texas, dem ſüdlichen Virginien und Miſſouri, denn hier allein gedeiht die Baumwollenſtaude. Sehen wir nun wie es in dieſen Baumwollenſtaaten ausſieht.

Natürlich kann es nicht unſere Abſicht ſein, zu behaupten, daß jeder von dieſen zwölf Staaten ſeinem Nachbar ſo gleich ſehe, wie ein Ei dem andern. „Einiger" Unterſchied beſteht ja auch zwiſchen Zwillingsbrüdern, wie viel mehr alſo wird dieß der Fall ſein zwiſchen einem Dutzend Staaten, welche zuſammen halb ſo groß ſind, als ganz Europa? Schon die Bodenverhältniſſe können unmöglich

---

nach und nach fünfzehn! — — Näheres hierüber wird der Leſer in dem nachfolgenden Aufſatze „Der Streit zwiſchen dem Süden und Norden oder die große Frage von dem Beſtand der Union" finden, und wir bitten alſo, dieſen gefälligſt nachzuleſen.

die „ganz gleichen" sein (wenn auch zugegeben werden muß, daß sie, weil in allen Niederungen des ganzen Südens die Baumwolle auf's vortrefflichste gedeiht, eine wirklich außerordentliche Aehnlichkeit mit einander haben), und noch weniger werden die Einwohner in allen ihren Sitten und Gewohnheiten bis auf die geringste Kleinigkeit hinaus mit einander übereinstimmen. Ist dieß ja doch schon deßwegen unmöglich, weil sie von verschiedenen Nationalitäten abstammen, wie denn z. B. in Florida und Texas das spanische, in Louisiana, Mississippi und Missouri das französische Blut vorherrscht; während in Georgien, in Virginien und den beiden Carolina's die Abstammung von englischen Voreltern, d. h. von den ausgewanderten Anhängern der Stuarts nicht zu verkennen ist! Dessen ungeachtet aber findet man in allen genannten zwölf Staaten nur „einen und denselben" Geist und die politischen sowie die socialen Einrichtungen sind einander so durchaus gleich, daß man den Typus des Einen unmöglich von dem Typus des Andern unterscheiden kann! Sie sind nemlich alle gleichmäßig von dem Gedanken beseelt, daß ihr Heil einzig und allein auf dem Bau der Baumwolle beruhe und daß also das Institut der Sclaverei, ohne welches der Baumwollenbau eine Unmöglichkeit sei, auf alle Weise gehegt, gepflegt und zur Geltung gebracht werden müsse. Dieser Gedanke ist das Band, welches den ganzen Süden umschließt! Er und nur Er hat den sämmtlichen zwölf Staaten seinen Stempel aufgedrückt! Er allein trägt die Schuld, daß sie ohne Unterschied aussehen, als wären sie aus derselben Prägmaschine hervorgegangen!

Ein Baumwollenstaat besteht nemlich aus dreierlei Klassen von Einwohnern: aus leibeigenen Schwarzen, die

den Boden bebauen, aus freien Weißen, die in den Städten leben und aus Plantagenbesitzern, welche die Baumwolle produciren. Nun beläuft sich die Anzahl der Niggersclaven in den genannten zwölf Sclavenstaaten in runder Summe auf 3½, die Anzahl der weißen Städter aber auf sieben Millionen Köpfe, während es nur etwa hundertdreißigtausend plantagenbesitzende Familien gibt.*) Somit kämen, wenn die Verhältnisse überall die gleichen wären, auf jeden Staat etwa dreimalhunderttausend Schwarze, sechsmalhunderttausend freie Städtebewohner und eilftausend Plantagenbesitzer. Allein diese Rechnung ist keine ganz genaue, denn man findet einzelne Staaten, in welchen es mehr Sclaven als freie Weiße gibt, wie z. B. in Südcarolina auf 407,185 Nigger nur 308,186 Weiße kommen, während in andern Staaten das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Im Durchschnitt jedoch darf man annehmen, daß die Sclavenbevölkerung eines Baumwollenstaates sich zur freien Bevölkerung wie zwei zu fünf verhält, sowie daß von dieser freien Bevölkerung kaum der zehnte Theil der Klasse der Plantagenbesitzer angehört. Trotzdem nun aber diese Klasse numerisch die bei weitem unbedeutendste ist, so gibt es doch keinen Baumwollenstaat, in welchem sie nicht so zu sagen „Alles in Allem" wäre. Nur allein Er, der Pflanzer, oder „der Baumwollenbaron", wie wir ihn in der Ueberschrift genannt haben, gilt etwas im Süden.

*) Der neueste Census für alle 15 Sclavenstaaten weist im Ganzen (also die Nigger mit eingerechnet) 12,434,373 Einwohner nach; allein da wir Maryland und Delaware, sowie die nördlichen Theile Virginiens, Kentucky's und Missouri's in Abzug bringen müssen, so werden die für die Einwohnerzahl der 12 Baumwollenstaaten angenommenen Zahlen die richtigen sein.

Ja in ihm geht so zu sagen der ganze Süden auf, und wenn man ihn kennt, so kennt man auch einen Baumwollenstaat oder vielmehr alle Baumwollenstaaten zusammen. Betrachten wir ihn also ein wenig näher und statten wir vor allem seiner Plantage einen Besuch ab!

Schon sein „Wohnhaus" zeugt davon, daß er als nichts anderes angesehen werden will und kann, denn als ein Edelhofbesitzer, und daß wir also ganz recht hatten, wenn wir ihn den Baumwollenbaron nannten. Dasselbe steht nemlich beinahe immer inmitten seiner Pflanzung auf einem etwas erhöhten Punkte, von dem aus er seine fünfhundert oder auch zehntausend (je nachdem die Pflanzung groß oder klein ist) Acker Landes mit Bequemlichkeit übersehen kann, und hat ganz das Ansehen eines „Herrenhauses". Der Stockwerke zählt es meistens nur zwei, dagegen aber nimmt es ein großes Areal ein und ist nicht selten mit einem hohen, aus Backsteinen erbauten Thurme versehen, welcher demselben etwas Ritterliches und Burgartiges verleiht. Auch gereichen ihm die vielen unregelmäßigen Vergrößerungen, welche es nach und nach erlebte, sowie die breiten Portale, die hohen Balkone und die verandaartigen Vorbaue zu nicht geringer Zierde. Das Parterre des Hauptgebäudes enthält außer einem hübschen Vorplatz gewöhnlich drei große saalartige Gemächer, welche zu Empfangs-, Wohn- und Speisezimmern dienen; im obern Stockwerk dagegen befinden sich die Schlaf- und Privatzimmer der einzelnen Familienmitglieder, deren keins mit einem zweiten zusammenwohnt. Neben dem „Haupthaus", aber in einem besonderen Anbau, steht die Küche und neben der Küche das sogenannte „Küchenquartier", d. i. ein besonderes hölzernes Gebäude, in dessen Parterre das Waschhaus und

die Rauchkammer (zum räuchern des Fleisches) angebracht sind, während im oberen Stockwerk die schwarze Dienerschaft, oder wenn man so lieber will, die „Hausſclaven" ihre Schlafstätte haben. Ein anderer Anbau auf der umgekehrten Seite des Herrenhauſes enthält die „Bibliothek", denn eine ſolche darf natürlich auf keinem ſüdlichen Edelhofe fehlen, und ober dem Bibliothek-Lokale, aber mit dieſem durch eine beſondere Treppe verbunden, liegt das Geheimzimmer des Hausherrn mit dem eiſernen Schranke, in welchem er ſeine werthvollen Papiere, ſein Baargeld, ſeine Pretioſen und ſein Silberzeug aufbewahrt. Unmittelbar an das Bibliothek-Gebäude ſtößt dann meiſt noch ein weiterer Anbau, welcher die Fremdenzimmer enthält, und nicht ſelten gibt's ſogar ein eigenes „Badhaus", ſowie ein Hintergebäude, in dem ſich der „Tanzſaal", das „Billardzimmer" und was dergleichen mehr iſt, befindet. Rings um das Herrenhaus herum dehnt ſich ein prächtiger, oft neun bis zehn Acker enthaltender Garten aus, welcher theils zum Vergnügen, theils zum Nutzen, d. h. halb als Park, halb als Gemüſe- und Obſtgarten angelegt iſt. Breite lange Alleen durchſchneiden ihn, alle mit den wunderbar herrlichen und überaus ſchattenreichen China-Bäumen beſetzt, in deren Zweigen man oft ein kleines rundes Tiſchchen mit einer Bank „ringsherum" anbringt, groß genug, um eine kleine Geſellſchaft, die hier in dem dichten grünen Laube den beſten Schutz vor Sonne und Hitze findet, zu beherbergen. Auch andere herrliche Partieen trifft man in ſolchen Parken und es iſt immer ein beſonders geſchickter Nigger dazu aufgeſtellt, um über den Pflanzenwuchs u. ſ. w. zu wachen. Nicht mindere Sorgfalt verwendet man auf den Blumen- und Obſtgarten, deſſen Bepflanzung

ebenfalls einigen geschickten Niggerhänden anvertraut wird, denn man sieht in jeder Plantagenbesitzers-Familie sehr darauf, daß immer das neueste und schönste von Gartenfrüchten auf die Tafel kommt. Zwischen dem Gemüsegarten und dem Parke steht gewöhnlich das „Taubenhaus" oder die sogenannte „Volière", welche auf keiner Plantage fehlen darf. Uebrigens auch andere Geflügelgattungen, unter denen besonders die Truthühner zu erwähnen sind, gibt es meist im Ueberfluß. Unweit des Taubenhauses steht gewöhnlich der sogenannte „Wagenschuppen", ein zwar nur einstockiges, dagegen aber ziemlich ausgedehntes hölzernes Gebäude. Das eine Ende desselben enthält den „Familien-Wagen", d. i. ein großes Gallagefährt für die Damen, sowie zwei oder drei leichtere Wägelchen, welche vom Hausherrn und seinen Söhnen, wenn sie allein ausfahren, benützt werden; im andern Ende befinden sich die Stallungen für die Pferde, deren immer je nach dem Reichthum der Familie zehn bis zwölf zum Reiten und Fahren gehalten werden. In der Mitte des Schuppens bewahrt man den Mais, der zum futtern der Pferde dient, auf, und der ganze Dachboden ist mit Heu und Stroh vollgestopft. Dieß ist ungefähr das Ansehen eines Herrenhauses in den südlichen Staaten Nordamerika's. Damit wollen wir aber natürlich nicht gesagt haben, daß nicht in Beziehung auf Größe, schöne Lage und gute Erhaltung, sowie noch mehr in Beziehung auf die innere Ausstattung mit Teppichen, Möbeln, Spiegeln, Gemälden und anderen Luxus-Gegenständen zwischen den verschiedenen Herrenhäusern ein ziemlicher Unterschied stattfinde. Eine solche Behauptung wäre zu thöricht! Dagegen aber das behaupten wir, daß der Unterschied nie so groß ist, daß

nicht die Aehnlichkeit „überwiegend“ wäre, und jedenfalls sieht man im Augenblicke, „ob man ein Herrenhaus vor sich hat oder nicht“.

So „baronenartig“ nun aber auch das Wohnhaus eines südlichen Pflanzers ist, so erscheint doch seine Denk- und Lebensweise noch viel edelmännischer. Den Grafen- oder Freiherrntitel setzt er seinem Namen allerdings nicht vor, dagegen aber betrachtet er sich als den „exclusiven Gentleman“ und prätendirt, daß jeder, der nicht im Stande ist, einen großen Grundbesitz zu eignen und denselben durch die Hände seiner Leibeigenen bearbeiten zu lassen, lediglich kein Recht habe, sich in Beziehung auf den Rang mit ihm zu messen. Erster Grundsatz eines südlichen Pflanzers ist nemlich, „Andere für sich arbeiten zu lassen, weil Selbstarbeit schändet“. Wozu hätte denn sonst Gott die Nigger erschaffen? Nur wer so denkt und handelt, also nur der Plantagenbesitzer gehört zur „Gesellschaft“, alle andern Menschen aber, d. h. alle, die nicht auf dem vornehmen Fuße eines Edelmanns leben, gehören dem „Arbeiterstande“ an, und sind somit naturgemäß aus dem näheren Umgang des Pflanzers ausgeschlossen. Kurz „Er“ allein ist der Herr der Schöpfung, und wenn er vielleicht auch nicht behauptet, daß er aus einem andern Teig geknetet sei, als die übrigen Menschenkinder, so erachtet er sich doch als Einen, zu dem die Uebrigen im Verhältniß der Unterthänigkeit stehen.

Nehmen wir nur die Art und Weise, wie er seine Kinder erzieht! Jeder seiner Sprößlinge, sei er nun ein Bube oder ein Mädchen, erhält schon von Kindesbeinen an einen eigenen Hausslaven zur Bedienung und wird hiedurch nothwendigerweise von der ersten Zeit seines

Denkens an zu der Ueberzeugung getrieben, daß Gott zweierlei Menschen geschaffen habe, die Einen zum Regieren, und die Andern um regiert zu werden. In diesem Gedanken wächst der junge Knabe oder das junge Fräulein auf und wird darin sowohl durch das Beispiel der Eltern, als auch durch das unterwürfige Betragen der Sclavendienerschaft mit jedem Jahre mehr bestärkt. Besonders die Mädchen bilden sich in dem Bewußtsein, „einem ganz andern Genus anzugehören, als die arbeitende Menschenklasse," schon sehr frühzeitig aus, denn man hegt und hätschelt sie wie junge Gräfinnen, und wehe der Dienerin, die sich nicht in alle Launen der jungen „Miß" (so heißt das Kind schon von seinem sechsten Jahre an, gerade wie die Prinzessinen bei uns, wenn sie noch kaum lallen können, mit dem Titel „Hoheit" venerirt werden) fügte, oder sich gar einen Tritt ihres jungen Füßchens nicht gefallen lassen wollte. Die Diener und Dienerinnen sind ja durchweg „Sclaven", die junge Lady aber ist eine „Herrin"! Eben deßwegen würde es auch als ein „Horror" betrachtet werden, wenn man eine solche junge Herrin dazu anhielte, irgend Etwas, was andere Leute für Einen besorgen können, mit eigenen Händen zu verrichten. Sollte sie sich etwa selbst an- oder auskleiden? Thorheiten! In diesem Allem hat man ja Sclavinnen und es ist nur schade, daß dieselben nicht auch die Fähigkeit haben, für das Töchterlein des Baumwollenbarons das Gehen oder Sprechen zu erlernen! Ein klein wenig strenger müssen freilich die Buben daran glauben, denn diese sollen zu gebildeten Menschen, oder vielmehr zu Mitgliedern „der Gesellschaft, die sich allein für gebildet erachtet", herangezogen werden und müssen sich also schon in früher Jugend, wenn ihre

gleich alten Schwestern ihre Zeit noch mit Tändeln und Nichtsthun verbringen dürfen, an's Lernen gewöhnen. Unwissenheit und Armuth des Geistes verachtet der reiche Südländer aufs tiefste, und zwar schon deßwegen, weil man dann nicht den Rang als Gentleman einnehmen könnte, auf welchen man Anspruch macht. Der Herrscher muß zum Herrschen-können erzogen werden, sonst hat das Scepter in seinen Händen keinen Werth! Man verschreibt also für den jungen „Gentleman", wenn er kaum vier Jahr alt ist, bereits einen „Governor", d. h. einen Gouverneur oder Hofmeister, gerade wie bei den adeligen Familien Europa's, denn, wahrhaftig, in die „gewöhnliche" Schule kann man den Sohn eines Plantagenbesitzers doch nicht bringen? Die Unterrichtsgegenstände mögen vielleicht im Anfang die gleichen sein, aber die „Art und Weise" des Unterrichts ist fashionabler, wenn man einen eigenen Hofmeister hält, und überdem würde sich sonst der Bub' manche „gemeine" Gewohnheit aneignen. Nach einigen Jahren jedoch schon wird der Unterricht mehr „standesgemäß", und vor allem dürfen ritterliche Uebungen nicht vergessen werden. Der Bub erhält also Lehrstunden im Reiten, Fechten, Schwimmen und Schießen und versteht alle diese Dinge in seinem achten Jahre meist schon viel besser, als ein Bewohner des Nordens der Union in seinem vierzigsten. Dabei wird es dem Hofmeister aufs dringendste an's Herz gelegt, in seinem jungen Zögling den Gedanken, „daß ein Gentleman unbedingt über den andern Menschenkindern stehe und sich unter keinen Umständen und zu keiner Zeit etwas von ihnen gefallen lassen dürfe", stets wach und munter zu erhalten. „Auf die geringste Beleidigung müsse gleich ein Schlag erfolgen und auf die geringste Verletzung die For-

derung auf Leben und Tod. Ja unter gewiſſen Umſtänden dürfe man ſich auch nicht ſcheuen, einen Beleidiger, beſonders wenn er nicht zu den Bevorrechteten gehöre, ohne weiteres wie einen Hund niederzuſchießen, denn alſo verlange es der Codex der Ehre!" Solcher Art ſind die Grundſätze, welche ein regelrechter „Governor" ſeinem Zögling beizubringen hat und da dieſer von der erſten Jugend an nichts hört und ſieht, als was mit dieſen Grundſätzen übereinſtimmt, und da ferner die ſchwarzen Sclaven ſeines Vaters ihn als eine Art „jungen Gott" behandeln, der das Recht habe, ſie auf dieſelbe Weiſe zu tractiren, wie einen Reitgaul oder einen Jagdhund, ſo kann man ſich wohl denken, welcher Geiſt einen „Gentleman" von ſeiner erſten Kindheit an beſeelen muß. Allzulange jedoch bleibt der Junge nicht in ſeinem elterlichen Hauſe, ſondern er kommt vielmehr in ſeinem neunten oder zehnten Jahre in ein ſeinem Stande entſprechendes Erziehungs-Inſtitut, in welchem er ſo lange zu verbleiben hat, bis ſein Alter und ſeine Kenntniſſe ihm das Recht geben, ein „College", oder, wenn man lieber will, die Univerſität, zu beſuchen. Natürlich übrigens hütet man ſich wohl, das Söhnlein einem andern Inſtitute anzuvertrauen, als einem ſolchen, in welches grundſätzlich nur allein Söhne von Plantagenbeſitzern aufgenommen werden, denn der junge Gentleman muß, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine „gentlemanmäßige" Erziehung erhalten. Darum darf man ihn auch ſicherlich nicht der Gefahr ausſetzen, mit den Söhnen von niedriger Gebornen zuſammen erzogen zu werden, dieweil ja nur zu leicht etwas an ihm hängen bleiben könnte! Ebendeßwegen darf der junge Mann, wenn er, was gewöhnlich im ſechszehnten Jahre geſchieht, das Erziehungs-

Institut verläßt, auch keine Universität „im Norden der Union“ besuchen, indem er daselbst leicht in seinen südlichen Grundsätzen alterirt werden könnte, sondern man schickt ihn in irgend ein College der eigenen Heimath, absonderlich nach „Columbia“ oder „Charleston“ in Südcarolina, welche beide von den Baumwollenbaronen in ihrer Bescheidenheit „als das Athen der Vereinigten Staaten“ gepriesen werden, oder auch nach „Charlottesville“ in Virginien, das auf den Namen einer vollkommenen Universität Anspruch macht und oft bis zu vierhundert Studenten — natürlich alle aus dem Süden — zählt. Auf diese Art leitet ein Plantagenbesitzer gewöhnlich die Erziehung seiner Söhne und um dieselbe vollkommen zu machen, läßt er dieselben, wenn sie das College in ihrem zwanzigsten Jahre absolvirt haben, nicht selten mit einem passenden Mentor auf ein paar Jahre nach Europa hinüber, damit sie sich daselbst, sei's auf einer Universität, sei's durch das Leben in großen Residenzen, noch weitere Kenntnisse erwerben. Man sieht also, daß es dem Plantagenbesitzer daran liegt, seine Söhne etwas lernen zu lassen, denn sie sollen in allen Fächern des Wissens, besonders aber in den Staatswissenschaften, zu Hause sein; man sieht aber auch, wie sehr er sich angelegen sein läßt, jenen hochadeligen Geist, der in ihm selbst lebt, auch in seinen männlichen Sprößlingen fortzupflanzen. Uebrigens nicht blos in den männlichen, sondern auch in den weiblichen. Die jungen Ladies nemlich werden, wenn sie ihr achtes oder neuntes Jahr zurückgelegt haben, ebenfalls (wie die Knaben) in ein Erziehungshaus (einem Hofmeister natürlich mag man sie nicht anvertrauen, da ja nur zu leicht das Verhältniß des Lehrers in das Verhältniß des Liebhabers umspringen könnte) ge-

bracht, aus welchem sie erst nach Verfluß von sechs oder sieben Jahren unter das väterliche Dach zurückkehren. Des eigentlichen Lernens wegen bringt man sie freilich nicht hin und noch weniger, damit sie zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet werden, denn solche Dinge braucht eine südliche Lady nicht. Die Hauptsache besteht vielmehr in der Aneignung jenes „freien Benehmens und jenes adeligen Anstandes", welche einer künftigen Edelhofbesitzerin doch wohl unmöglich fehlen dürfen. Bringt es dann die junge Lady so weit, daß sie außer ihrer eigenen Muttersprache auch noch etwas vom Französischen versteht, daß sie ferner tanzen, singen und Klavierspielen gelernt hat, oder daß sie gar noch über alle die Dinge, über welche die Zeitungen berichten, wenigstens „aburtheilen" kann, dann gilt ihre Erziehung als vollendet und sie tritt von nun an, obwohl erst sechszehnjährig, als erwachsenes Mitglied in die Gesellschaft ein, um vielleicht schon das Jahr darauf dem Besitzer einer benachbarten Plantage die Hand am Altare zu reichen, denn im südlichen Nordamerika sind die Damen gar frühe reif.

Ebenso „baronenmäßig" wie in der Erziehung seiner Kinder zeigt sich der Plantagenbesitzer auch im gesellschaftlichen Leben. Als großer Grundbesitzer nämlich macht er einen seinem Reichthum entsprechenden Aufwand und nichts ist ihm verhaßter, als der Geist des Sparens und Knickens. Solche Dinge mag der Yankee treiben, denn dieser ist ja zum Handeln und Makeln, zum Wuchern und Schachern geboren; aber der südliche Baumwollenpflanzer würde seinen aristokratischen Stand für entehrt halten, wenn er sich auch nur ein einzigesmal zu irgend einem Handelsgeschäft erniedrigen würde. Seine Lebensaufgabe ist vielmehr, von

Morgens bis Abends den Cavalier zu spielen und seine Zeit mit Artigkeit gegen die Damen, mit Freigebigkeit gegen seine Gäste, mit Curtoisie gegen seine Nachbarn, sowie endlich mit verschiedenen ritterlichen Vergnügungen, an welchen er eine Freude hat, auszufüllen. Deßhalb gibt es auch nicht leicht einen Mann auf Erden, der zuvorkommender gegen die eigene Frau und gegen die eigenen Töchter wäre, als der Baumwollenbaron. Ja er umgibt sie „unaufgefordert" mit einem Luxus, den man anderswo in der Welt kaum kennt. Macht er doch sogar fast jeden Sommer eine Lustfahrt mit ihnen in irgend einen berühmten Badeort oder auch nach einer der großen Hauptstädte des Nordens, nur allein damit sie nicht unter der Glühhitze seines Heimathbodens zu leiden hätten! Thut er dieß doch selbst in solchen Zeiten, welche ihm eine Geldausgabe von so bedeutender Größe, als eine derartige Sommerreise erfordert, fast zur Unmöglichkeit machen! „Die Damen sollen nicht darunter leiden, wenn es um seinen Geldbeutel wegen Mißrathens der Baumwollenerndte oder aus irgend einem anderen Grunde schlecht steht, ja sie sollen nicht einmal etwas davon erfahren, weil sie sich sonst vielleicht in irgend einem Genusse oder in irgend einem Verlangen einschränken würden!" So ungemein rücksichtsvoll ist er gegen sie, und man darf also wohl sagen, daß er in seiner Ritterlichkeit gegen das zarte Geschlecht selbst die Ritter des Mittelalters übertrifft.

Nicht minder ritterlich benimmt er sich gegen seine Gäste, und seine Gastfreundschaft ist deßhalb so zu sagen „sprichwörtlich" geworden. Aus einer Entfernung von zehn, zwanzig und vierzig Meilen in der Runde kommen tagtäglich Besuche angeritten oder angefahren, und der

Plantagenbesitzer bewirthet sie mit einer Cordialität und Liberalität, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Ja sogar „gänzlich Fremde", die vielleicht zum erstenmale in die Gegend kommen, werden, sobald man nur sieht, daß sie der gebildeten Klasse angehören, mit der größten Artigkeit empfangen und, ohne daß man sich nur irgend neugierig nach ihren Verhältnissen erkundigt, gar oft zu Wochen langem Bleiben genöthigt. Uebrigens mit der bloßen „Bewirthung" seiner Gäste begnügt sich ein ächter Südländer nicht, sondern er fühlt sich vielmehr verpflichtet, ihnen auch „Vergnügungen und Unterhaltungen" darzubieten. Darum steht in einem der untern Salons regelmäßig ein reich ausgestattetes Piano und an Jemanden, der die Tasten in Bewegung zu setzen verstünde, fehlt es auch nicht. Die jungen Herren und Damen müssen doch Gelegenheit haben, zu singen und zu tanzen, und nicht selten mischen sich sogar die Alten, wenn ihnen nicht ein Spiel oder eine Lectüre besser behagt, in die allgemeine Lust ein. Außerdem gibt es Jagdparthieen für die Herren, oder Wasserfahrten, oder andere Vergnügungen ähnlicher Art, denn man denkt den ganzen Tag so zu sagen an nichts, als wie man die Zeit auf eine recht angenehme Art „todtschlägt". Freilich wird dieses ewige „Nichtsthun", dieses reine „Lustbarkeitsleben", das keine ernste und anstrengende Beschäftigung kennt, nur zu oft auf die Spitze getrieben und artet dann in die Weise aus, durch welche der Süden so gar sehr berüchtigt geworden ist. Die jungen Damen bringen dann die eine Hälfte des Tags mit dem Lesen schlüpfriger Romane, sowie mit ihrer Toilette und mit der Malträtirung ihrer Dienerinnen zu, während die andere Hälfte den tollsten Liebeleien und sonstigen ähnlichen Vergnügungen geweiht

wird. Noch ärger aber treiben's die Herren, denn ſtatt vernünftig zu reiten und zu jagen, ſtellen ſie nicht ſelten halsbrecheriſche Rennen an, bei denen ſie, wenn ſie nicht ſelbſt den Hals brechen, doch wenigſtens ihre Pferde zu Grunde richten, und verbinden damit ſolch unſinnige Wetten, daß ſie ſie nicht bezahlen können, ohne ſich und ihre Familie zu Grunde zu richten. Dieß Alles jedoch gienge am Ende noch an, wenn die Leidenſchaft der ſüdlichen „Gentlemen" für das Spiel nicht wäre. Wir meinen natürlich nicht das Whiſt, Tarock, l'Hombre, oder ein anderes ähnliches Spiel, ſondern wir meinen vielmehr das ſogenannte „hohe Spiel", das Pharo und Trente et un, oder mit einem Wort das „Glücksſpiel", das an den bekannten Banken in gewiſſen Deutſchen Bädern geſpielt wird. Allerdings iſt in der ganzen Union ein ſolches Spiel auf's ſtrengſte verboten, allein gerade dieſes Verbot reizt um ſo mehr und deßwegen befindet ſich im Süden faſt auf alle zwanzig Meilen, mitten zwiſchen den Plantagen auf einem wüſten, unangebauten, zwiſchen Geſträuch und Bäumen verſteckten Fleck Landes, alſo ſo zu ſagen auf „neutralem" Boden, eine Taverne, das iſt ein Trink- oder Logirhaus, welches dem Anſcheine nach zur Bequemlichkeit für fremde Reiſende dienen ſoll, in Wahrheit aber nichts anderes iſt, als eine Spielhölle, in der ſich die langweilenden Edelherren der Nachbarſchaft, oder wenigſtens ihre Söhne, Rendez-vous geben. Solche Tavernen werden meiſt von pfiffigen Yankees gehalten und ſind der Tummelplatz für Abenteurer aller Art, welche vom Norden in den Süden herabkommen, um daſelbſt ihre leeren Taſchen zu füllen. Natürlich äußerlich ſieht man's dem Hauſe nicht an, was ſein Inneres birgt, denn die Zimmer zur ebenen

Erde dienen in der That als Trink-, Speise- und Gastzimmer, geht man aber eine Stiege höher hinauf, wohin zu kommen den gewöhnlichen Gästen untersagt ist, so darf man sicher sein, ein Geheimlokal zu finden, in welchem jeden Abend Bank aufgelegt wird. Die Bankhalter aber sind gerade die Abenteurer, von denen wir soeben gesprochen. Uebrigens auch ihnen sieht man ihr Metier nicht an, denn selbst wenn sie Spieler und Gauner „von Profession" sind, wissen sie sich ein solches gentiles Ansehen zu geben, daß sie auf dieser oder jener Plantage als Gäste eingeführt werden können, und nur dem Wirthe, mit welchem sie (wenn auch die Uneingeweihten nichts davon merken) immer in geheimer Verbindung stehen, ist ihr eigentlicher und wahrer Charakter bekannt. Demnach glauben die Herren Plantagenbesitzer und ihre Söhne „nur mit Ihresgleichen" umzugehen und zwar um so mehr, als sich nicht selten irgend ein heruntergekommenes Mitglied einer Pflanzersfamilie dazu hergibt, derlei Abenteurer „als seine Freunde", die er auf seinen Reisen nach Neuyork und Baltimore kennen gelernt, mit den Herren Baumwollenbaronen in der ganzen Runde herum bekannt zu machen. So kommt man denn Abends in der Taverne zusammen, geht aber selten auseinander, ehe der Morgen graut. Der Eine hat Hunderte oder gar Tausende verloren und der Andere eben so viel gewonnen; den Hauptrogen jedoch zieht natürlich immer der Bankhalter, obschon er sich wohl hütet, seine betrügerischen Künste allzu offen hervortreten zu lassen, denn die Herren Südländer sind gleich mit ihren Revolvern zur Hand. An blutigen Scenen und Raufereien fehlt es übrigens deßwegen doch nicht und nur zu oft werden unter den Spielenden Pistolenschüsse gewechselt,

welche nicht ſelten mit ſchweren Verwundungen oder gar mit dem Tode des Einen oder des Andern endigen. Was liegt aber daran? Die Theilhaber der nächtlichen Orgie reiten getroſt nach Hauſe und wenn dann den andern Tag auf die Anzeige des Wirths hin, daß in ſeinem Hauſe eine Rauferei vorgefallen ſei, deren Theilnehmer er lediglich nicht kenne, eine Jury zuſammentritt, um den Vorfall des Näheren zu unterſuchen, ſo lautet das Verdict gewöhnlich: „von unbekannter Hand erſchoſſen.“ Natürlich! die Jury beſteht ja aus lauter Südländern, welche an derlei Auftritte gewöhnt ſind und ohnehin alles Aufſehen vermieden haben wollen! Zur Ehre der ſüdlichen Pflanzer müſſen wir übrigens hier bemerken, daß nur der kleinere Theil derſelben an ſolchen Ausſchweifungen Theil nimmt, während die größere Mehrzahl ſich entfernt hält. Dieſer kleinere Theil aber nimmt genau den Standpunkt ein, welchen auch die europäiſchen durch Spiel und Trunkſucht heruntergekommenen Barone einnehmen, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß derlei Herren in Amerika bei ihrem viel hitzigeren Charakter und bei der Ungebundenheit des Lebens, das ſie von Jugend auf zu führen gewohnt ſind, gewöhnlich außer Spielern, Trinkern und Verſchwendern auch noch „Klopffechter, Raufbolde und Mörder“ werden. Ja man darf wohl ſagen, daß der Süden Amerikas, „der ritterliche Süden“, wie man ihn gewöhnlich nennt, durch dieſe letztere Eigenſchaften ein Renommé, und zwar ein recht ſchlimmes Renommé bekommen hat; denn man bekümmert ſich dort um ein Menſchenleben ſo wenig, als anderswo um das Leben eines Vogels in der Luft!

Solcherartig iſt das geſellſchaftliche Leben der Herren Plantagenbeſitzer und ganz dem entſprechend geſtaltet ſich

auch ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen d. h. zu den leibeigenen Schwarzen, welche sie auf ihren Gütern unterhalten. Nehmen wir einmal eine Plantage an, die groß und einträglich genug ist, um ihren Inhaber mit seiner Familie so zu ernähren, daß er das Leben eines Baronen, Grafen oder gar Fürsten spielen kann. Nehmen wir ferner an, daß die Erziehung, welche er genossen, ihn verhütet, sich in die gemeinen Verirrungen und Verschwendungen, welche wir soeben geschildert, zu stürzen. In diesem Fall wird gewiß das Verhältniß, in welchem er zu seinen Niggeruntertha-nen steht, ein äußerst „patriarchalisches" genannt werden müssen. Allerdings kommt er mit denselben nur gar wenig in „unmittelbare" Berührung, wie denn auch das Herrenhaus sowohl von dem Dörfchen, in welchem die Nigger wohnen, als auch von den übrigen Gebäulichkeiten, welche zum Plantagenbetrieb nothwendig sind, immer eine gute Viertelstunde entfernt steht. Der Besitzer des Edelhofs will vielmehr „als Herrscher" leben und hält sich deßwegen zur Besorgung aller wirthschaftlichen Angelegenheiten einen Oberaufseher oder „Overseer", welcher Oberknecht, Rentamtmann und Premierminister in einer Person ist. *) Dieser Overseer nun hat nicht blos die gesammte Arbeit auf dem großen Gute zu leiten, nicht blos die sämmtlichen Nigger zu beaufsichtigen, zu belohnen oder zu strafen, sondern er hat auch für die Einheimsung der Erndte, sowie für deren Verkauf zu sorgen. Ueberdieß führt er die Bücher und hat die gesammte Rechnerei unter sich, so daß man wohl sagen kann, er sei die rechte Hand des Inhabers

*) Wer übrigens das Verhältniß des Plantagenbesitzers zu seinen Sclaven noch näher kennen lernen will, den bitten wir, die beiden Aufsätze „Sclavenleben und Sclavenhandel in Amerika" nachzulesen.

des Herrenſitzes. Ihm allein gibt der Letztere ſeine Befehle, nicht aber den Sclaven ſelbſt, denn ſolches wäre allzuherabwürdigend für einen Gentleman, und ſomit iſt der Oberaufſeher zugleich als die Mittelsperſon zwiſchen dem Herrn und ſeinen Unterthanen anzuſehen. Allein trotz allem dem ſtellt es ſich doch auf jeder Plantage ſogleich heraus, ob der Beſitzer derſelben zu den Gentlemen gehört, welche wirklich „edelmänniſch“ denken, oder zu jenen herabgekommenen Baronen, die vom Edelmann nichts mehr beſitzen, als den äußern Schein. Im erſteren Fall nemlich iſt der Overſeer ſtets gehalten, nicht allzu roh gegen die Schwarzen aufzutreten, und der Inhaber des Herrenhauſes nimmt ſich ſogar von Zeit zu Zeit die Mühe, in eigener Perſon nach ſeinen Unterthanen zu ſehen, um ſich von ihrer Lage zu überzeugen. Grauſamkeit gegen die Schwarzen gilt unter den Gentlemen des Südens immer als ein Beweis von ſchlechter Erziehung und darum wird ein Plantagenbeſitzer, er ſich als wahrhafter Edelherr fühlt, nie zugeben, daß die Peitſche oder die Folter, ſelbſt in dem Fall, wenn ein Nigger ſich verfehlt, allzuſtreng in Anwendung komme. Im Gegentheil geht ſein Befehl dahin, daß die Sclaven einmal nicht allzuſehr mit Arbeit überladen, zweitens mit Speiſe und Kleidern wohl verſehen und drittens endlich in Krankheitsfällen richtig verpflegt werden. Ja er verſäumt es ſogar nie, die ſchwereren Kranken ſelbſt zu beſuchen, und ſieht es gern, wenn der Eine oder der Andere ſeiner Unterthanen „eine Audienz“ bei ihm begehrt, um ſich „dieſe oder jene Gnade“ zu erbitten. Mit einem Wort alſo, er fühlt ſich als ein regierender Fürſt, dem es obliegt, ſeine Unterthanen ſo gut als möglich zu behandeln. Ebendeßwegen iſt er auch nie dazu zu bringen, irgend einen ſeiner

Sclaven zu verkaufen, es müßte denn dieser ein ganz entartetes Subject sein. Noch viel weniger aber wird er ohne besondern Grund Familienbande zerreißen und die eine Tochter dahin, oder den anderen Sohn dorthin veräußern, sondern im Gegentheil, seine Unterthanen bleiben „generationenweise" auf der Plantage und betrachten sich eben so gut als deren Angehörige, wie die Bauern bei uns sich als Angehörige der Ortschaft ansehen, in welcher sie geboren sind. Ja, Einzelne derselben, nemlich diejenigen, welche als Diener in der Familie verwandt werden (und wir wissen ja aus dem früher Gesagten schon, daß jeder Sohn und jede Tochter ebensogut ihren eigenen Leibdiener halten, als der Herr und die Herrin des Hauses), also die sogenannten „Haussclaven", rechnen sich sogar zu den Familienmitgliedern und fühlen sich als solche so glücklich, daß sie, wenn man ihnen heute die Wahl ließe, frei zu sein, oder aber bei ihren Herrn in der Sclaverei zu bleiben, meist (wie wir bei dem Artikel „Sclavenleben" näher zeigen werden) das Letztere wählen würden!

So verhält es sich auf einer Pflanzung, deren Besitzer ein wirklicher Gentleman ist. Nehmen wir aber umgekehrt eine Plantage an, auf welcher ein Spielerwüstling und Raufbold, oder mit einem Wort ein heruntergekommener Edelherr dominirt, wie ganz anders gestaltet sich hier das Verhältniß! Nicht blos ist er ein Tyrann gegen seine Unterthanen — und kleine Tyrannen sind noch immer die allerärgsten gewesen; nicht blos hält er dieselben stets übermäßig zur Arbeit an und straft sogar die geringste Nachlässigkeit mit unbarmherziger Härte; nicht blos wird er durch seine Verschwendung und Liederlichkeit gezwungen, da und dort einen Sclaven zu verkaufen und somit Kin-

der von den Ältern oder umgekehrt zu trennen; nicht blos tritt er, denn ein Wüstling seiner Art kennt keine Scham, für seine eigene Person in ein schändliches Verhältniß zu seinen Sclavinnen und lebt in offenem oder heimlichem Concubinat mit ihnen; nicht blos verkauft er, wenn es ihm möglich ist, die Reize derselben an irgend einen seiner Freunde, oder verpfändet sie in Ermangelung von baarem Geld auf der Pharobank; nein nicht blos dieß, sondern er läßt sich sogar nicht selten dazu herbei, die von ihm mit einer Sclavin erzeugten Kinder, also seine eigene persönliche Nachkommenschaft, auf den Markt zu bringen, um so seiner erschöpften Kasse durch ein Verbrechen zu Hülfe zu kommen! Mancher unserer Leser hat ohne Zweifel schon von der liederlichen Wirthschaft, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts auf diesem oder jenem Edelhofe Europas geführt wurde, gelesen, und gewiß machte dann das Lumpenleben eines solchen Duodez-Tyrannen einen äußerst widerlichen Eindruck auf ihn; allein auf einer Plantage Amerikas, deren Besitzer im Herabkommen begriffen ist, geht's doch noch viel roher und niederträchtiger zu. Ein solcher verdorbener Grundherr nemlich muß, weil er nicht mehr so viel Einkommen besitzt, um es im Aufwand seinen Nachbarn gleichthun zu können, während doch „die Ehre des Hauses" erhalten werden soll, zu den allergemeinsten Mitteln, durch die er seine Revenüen vermehren kann, greifen, und darum weiß man auch, wenn man auf einer Pflanzung halbnackte und fast ganz verhungerte Sclaven vor sich sieht; alsobald, zu welcher Gattung von Menschen der Inhaber dieser Sclaven gehört. Natürlich! Lieber die Unterthanen placken und peinigen, lieber ihnen Nahrung und Kleidung entziehen, als aufhören den Baronen zu spielen!

Allerdings geht auch auf einer solchen Plantage Alles durch die Vermittlung des Overseers, allein der Gutsherr stellt, wie sich von selbst versteht, nur einen solchen Aufseher ein, welcher „nach seinem Geschmacke“ arbeitet, und tritt sogar nicht selten, wenn der Overseer im Antreiben zur Arbeit, oder in der Handhabung der Peitsche zu lax erscheint, „selbst handelnd“ auf. Letzteres übrigens ist fast nie nothwendig, denn der Overseer weiß ja, daß er nur ein Werkzeug in der Hand seines Herrn ist und daß er im Augenblick mit Schimpf und Schande entlassen würde, wenn er sich den Befehlen seines Patrons widersetzen wollte. Also frisch drauf los und die Sclaven geschunden, so lange noch etwas an ihnen herunterzuschinden ist!

Auf diese Art lebt der Baumwollenbaron auf seinen Gütern. Er ist der reinste Feudalherr und übt in jeglicher Beziehung dieselben Gerechtsamkeiten und Vorrechte aus, welche der reichsunmittelbare Baron im vorigen Jahrhundert noch in Deutschland hatte. Allein nicht blos auf seiner Plantage ist er König und Herr, sondern auch in dem Staate, dem er angehört. Ja sogar die Herrschaft über die Union, d. h. über die gesammten Vereinigten Staaten betrachtete er bis auf die neueste Zeit herab als etwas ihm Angehöriges, oder vielmehr als eine Art „von Monopol“, welches ihm schon von Geburtswegen zukomme. Sehen wir nun zuerst, woher es kommt, daß er im Stande ist, in dem Staate, in welchem seine Plantage liegt, das Dominium zu führen.

Wir wissen aus dem oben Gesagten, daß in einem Baumwollenstaate kaum der zehnte Theil der freien Weißen der Klasse der Plantagenbesitzer angehört und somit sollte man es für unmöglich halten, daß diese Letzteren über die

andern neun Zehntel den Sieg davon tragen könnten. Nordamerika ist ja bekanntlich eine Republik mit der allerbreitesten demokratischen Basis, und somit werden, weil nur allein „das Volk" herrschen soll, alle Behörden, alle Obrigkeiten, ja die höchsten Spitzen der Regierung vom Volke erwählt. So wird es im Osten wie im Westen und im Norden wie im Süden gehalten, denn überall gilt das gleiche Gesetz, und ebendeßwegen gibt's auch in den Baumwollenstaaten naturgemäß weder irgend ein Amt, noch irgend eine Auszeichnung, noch irgend eine Würde, auf welche Jemand von Geburts wegen oder wegen Familienverhältnissen oder aus irgend einem andern persönlichen Grunde Anspruch machen könnte. Im Gegentheil jeder Staatsbürger hat ganz die gleichen Rechte, wie der Andere, und Alles, was da geschieht, wird durch die Stimme der Mehrheit entschieden. Das aber versteht sich so zu sagen von selbst, daß die Nigger keine Stimme haben, denn wie könnte man denn „Sclaven" die gleichen Rechte einräumen, wie den „Herren"? Für sie also stimmen ihre Eigenthümer ab und zwar in der Weise, daß fünf erwachsene männliche Nigger für drei Weiße gelten. Wenn also z. B. Einer fünfzehn erwachsene männliche Sclaven besitzt, so darf er bei den Wahlen (außer seiner eigenen) neun Stimmen abgeben, und der Besitz von hundert solcher Nigger sichert ihm sechszig Stimmen u. s. w. Hiedurch natürlich gewinnen die Sclavenhalter im Süden einen großen Einfluß; allein „überwiegend" wird derselbe dadurch doch nicht, sondern im Gegentheil, die Zahl der freien weißen Städtebewohner, die das Recht zu stimmen haben, überwiegt die Zahl der Niggerstimmen „um fast das Dreifache." Demgemäß könnten die weißen Städter, ihrer Ueberzahl

wegen, wenn sie zusammenstünden, unbedingt alle Wahlen nach ihrem Belieben entscheiden und nur solche Candidaten in die Regierung berufen, welche ihnen genehm wären, oder mit Einem Worte, sie könnten in den Baumwollenstaaten ganz allein das Directorium führen und es dahin bringen, daß auch gar nichts „gegen ihren Willen" vorgenommen werden dürfte. Aber solches thun sie nicht, sondern sie „tanzen" vielmehr, wie ihnen die Plantagenbesitzer „aufspielen", und lassen sich das Dominium jener wenigen Aristokraten in Allem und Jedem gefallen. Der Grund, warum sie dieß thun, liegt übrigens nahe genug und darf nirgend anders als im Wesen des Südens selbst gesucht werden.

In den Staaten nemlich, in welchen die Baumwolle gedeiht, gibt es weder Ackerbau, noch Manufakturen, noch industrielle Geschäfte überhaupt. Der Boden taugt nicht für die Gewächse und Früchte, welche in einem gemäßigten Klima gedeihen, und überdieß brennt die Sonne zu heiß und entnervend, als daß sich die freien Weißen, welche daselbst leben, der Kultivirung des Feldes widmen könnten. Eben deßwegen findet man auch unter der ganzen weißen Bevölkerung des Südens (einige ganz wenige Ausnahmen abgerechnet) Niemanden, der „im Felde" arbeitete. Gesetzt den Fall aber auch, es hielte es der Eine oder der Andere aus, dieselben Dienste zu thun, welche die Nigger auf den Plantagen verrichten, so könnte er sich schon deßwegen nicht zu einer solchen Arbeit hergeben, weil alle Welt mit tiefer Verachtung auf ihn herabsehen würde. Ja seine ganze Existenz stünde in Frage, denn man würde ihn ohne Zweifel, weil Feldarbeit und Niggerarbeit in den Baumwollenstaaten so zu sagen gleichbedeutende Begriffe

sind, aus dem Verband der freien Weißen geradezu ausstohen. Somit ist der Stand der freien Bauern im Süden gar nicht vertreten und von all den acht Millionen Weißen, welche daselbst wohnen, hat außer den Plantagenbesitzern, denen der ganze Grund und Boden gehört, kein Einziger ein ländliches Eigenthum. Gerade so wenig aber als der Ackerbau, vermag die Industrie und das Manufakturwesen zu einigem Gedeihen zu kommen. Die Nigger sind dabei nicht zu verwenden, außer höchstens zu den gröbsten Arbeiten, ein Anglosachse aber, ja sogar ein Irländer würde sich schämen, neben einem Schwarzen zu arbeiten. Aus diesem Grunde ist bis jetzt noch jeder Versuch, größere industrielle Etablissements im Süden zu gründen, fast immer mißglückt. Warum sollten sich auch geschickte Mechaniker oder ähnliche Gesellen verlocken lassen, in das ungesunde Klima der Baumwollen-Niederungen hinabzuziehen, da sie ja in den freien nördlichen Staaten bei gleich hohem oder doch nicht viel geringerem Verdienste weit angenehmer und gesünder leben? Kurz es ist eine Erfahrungssache, daß die Industrie nur da fortkommt, wo die Sclaverei nicht zu Hause ist!

Wenn es nun aber im Süden weder Ackerbau noch Manufakturen gibt, welche Geschäfte treiben denn dann jene acht Millionen Weiße, die in den Baumwollenstaaten wohnen? Er nun, sie sind entweder Handwerker, oder Kaufleute, oder Gelehrte. Handwerker braucht man allüberall in der Welt und die Schreiner, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Glaser u. s. w. sind fast so unentbehrlich, als das tägliche Brod. Selbst der Plantagenbesitzer kann nicht ohne sie leben und ist daher, weil seine Nigger zu derlei Geschäften ihrer Talentlosigkeit wegen kaum zu ge-

brauchen sind, recht froh darüber, daß sich in den Städten, selbst in den kleinsten, ein Theil der Bevölkerung solcher Arbeit hingibt, natürlich aber ohne daß deßwegen derlei Handwerker von ihm „als Seinesgleichen“ betrachtet würden. Im Gegentheil, Er, der Pflanzer, ist der „Arbeitgeber“ und der Handwerker ist nur der „Taglöhner, der ums Geld arbeitet“. Dieses Bewußtsein durchdringt übrigens nicht blos den Pflanzer, sondern auch den Handwerker selbst und der Letztere ist daher keineswegs beleidigt oder beschämt, wenn er sieht, daß ihn der Besitzer eines Herrenhofes als einen Menschen „niedererer Gattung“ behandelt. Im Gegentheil, er weiß gar nicht anders, als daß er eine untergeordnete Person ist, und beweist dieß dadurch, daß er sich dem Pflanzer gegenüber in allen Dingen nicht blos „fügsam“, sondern sogar „unterthänig“ zeigt und so gewissermaßen den „Schweif der Aristokratie“ bildet. Solche Denkungsweise wird ihm übrigens nicht etwa erst in seinem späteren Alter beigebracht, sondern er hat von seiner ersten Jugend an nie anders denken gelernt. Ist er ja doch „im Wissen und in der Bildung“ unendlich weit zurück, da man im Süden nicht im Geringsten daran denkt, überall gute Schulen zu errichten, in welchen die Söhne des Handwerkerstandes Unterricht erhalten könnten. Nein gerade umgekehrt, es ist weit besser, oder vielmehr es entspricht dem Interesse der Plantagenbesitzer weit mehr, wenn die große Masse der nichtsclavenhaltenden Weißen in der Unwissenheit erhalten bleibt, denn nur dann darf man sicher sein, daß dieselbe das Gefühl ihrer Abhängigkeit von der hohen Aristokratie nicht verliert. Daher kommt es denn auch, daß z. B. im Staate Nordcarolina, dem Census vom Jahr 1860 gemäß, von

der ganzen freien weißen Bevölkerung nur ein einziges Fünftheil, im Staate Florida aber gar nur ein Sechstheil lesen und schreiben konnte. Allein schämten sich vielleicht die vornehmen Herren jener Staaten dieser Entdeckung? Närrische Frage, — als ob man sich dessen zu schämen hätte, wessen man froh ist! Oder schämten sich vielleicht die ungebildeten Weißen dieser ihrer Unwissenheit, durch welche sie sich so zu sagen den Sclaven gleichstellen? Eine noch närrischere Frage! Die freien Weißen sind viel zu stolz, als daß sie sich über so etwas schämen könnten. Wissen sie doch, daß sie „Weiße" sind und dieser ihrer Abstammung wegen hoch erhaben über dem Nigger stehen, auch wenn sie denselben im Wissen und in der Bildung nicht übertreffen! Die „Hautfarbe" ist ihr Rang, mit welchem sie sich blähen, und „sie" gilt ihnen daher mehr, als einem Europäer ein Ordenszeichen. Darum stehen sie auch mit Leib und Seele zum Plantagenbesitzer, als dem Hauptvertheidiger des Sclaveninstitutes, einfach weil sie fürchten, der Neger möchte sich, wenn er frei würde, auf dieselbe Stufe mit ihnen stellen und ihnen das einzige Vorrecht, das sie besitzen, das Recht bei den Wahlen abzustimmen, streitig machen.

Sie also, die Handwerksleute des Südens, sind ganz und gar in den Händen der Baumwollenbarone; allein fast ebenso abhängig sind auch die Kaufleute, einige größere Handlungshäuser in den bedeutenderen Seestädten etwa ausgenommen. Man darf sich nemlich unter diesen Kaufleuten nicht sowohl En-gros-Händler als vielmehr Kleinhändler vorstellen, also Leute, welche ihren Nebenmenschen das, was man zum Lebensunterhalt bedarf, liefern, und somit handeln die Einen mit sogenannten Specereiwaaren,

als da sind Zucker, Kaffee u. s. w.; die Zweiten mit Wein, Spirituosen und andern Getränken, die Dritten mit Kleidungsstücken und Weißzeug, die Vierten mit Möbeln und Polstererarbeit, die Fünften mit Goldwaaren, Uhren und dergleichen, die Sechsten mit Porcellain, Glas u. s. w. u. s. w. An wen nun aber werden alle diese Händler am meisten verkaufen, d. h. wer wird ihr bester Kunde sein? Natürlich kein Anderer, als der Plantagenbesitzer, denn dieser hat nicht blos für sich und seine Familie, sondern auch für das ganze Heer seiner Sclaven zu sorgen und ist überdem ein Mann, dem sein Reichthum erlaubt und seine Stellung gebietet, Aufwand zu machen. Darum wird auch der Kaufmann im Süden immer ein gewisses Abhängigkeitsgefühl seinem hohen Gönner gegenüber empfinden und jedenfalls nie so frech sein, demselben offene Opposition zu machen. Noch abhängiger übrigens ist der sogenannte „Mäckler", d. h. derjenige, welcher dem Plantagenbesitzer seine Baumwolle feil macht, denn seine ganze Existenz beruht ja darauf, daß der Pflanzer sich seiner als eines Unterhändlers bedient; am allerabhängigsten aber ist vollends der „Sclavenhändler" oder derjenige, welcher Niggerfleisch feil hat, einfach weil der Plantagenherr sein einziger Käufer ist. Kurz der ganze Kaufmannsstand wird sich schon seines Vortheils wegen gar wohl hüten, eine andere Meinung zu haben, als die Herren Eigenthümer der Edelhöfe.

Ganz ebenso verhält es sich auch mit dem Gelehrtenstande. Die ihm Angehörigen sind entweder Professoren, oder Pfarrer, oder Schulmeister, oder Musiklehrer, oder Hofmeister, oder Advokaten, oder Schauspieler; allein wer anders gibt ihnen Beschäftigung als der Plantagenbesitzer, oder, wenn auch dieß nicht der Fall ist, von wem

hängt wenigstens ihre Anstellung meistentheils ab? Sicherlich von Niemand anderem, als von dem großen Feudalbaron, dem der ganze Grund und Boden zu eigen gehört und der also das Hauptgeld beisteuert zur Erbauung der Kirchen, sowie auch zur Unterhaltung der Concert- und Musiksäle. Kurz man darf mit vollem Recht sagen, daß von den sämmtlichen sechszehnmal hunderttausend Familien, aus welchen die weiße Bevölkerung des Südens besteht, bei weitem die meisten das Interesse des Pflanzers als ihr eigenes betrachten.

Hiezu kommt noch ein weiterer Umstand, nemlich der, daß unter diesen sechszehnmal hunderttausend Familien wieder mindestens viermalhunderttausend sind, welche ebenfalls Sclaven halten. Es gibt nemlich keinen größeren Kaufmann, keinen Schiffsrheder und was dergleichen mehr ist, der nicht nothwendig zu den gröberen Geschäften Nigger zu verwenden gezwungen wäre, da ja alle grobe Arbeit für einen freien Mann verpönt ist. Ja sogar zu vielen „leichteren" Dienstleistungen muß man Nigger haben, wie z. B. zu Bedienten, zu Hausknechten, zu Portiers, zu Kellnern, zu Aufwärtern u. s. w. u. s. w. einfach weil man sich, da die Weißen sich schämen, solche Dienste zu thun, auf keine andere Weise helfen kann, als dadurch, daß man entweder selbst Sclaven kauft, oder aber daß man einen solchen Burschen von einem Sclavenhalter, der sich damit abgibt, sein Negereigenthum gegen so und so viel des Tags oder der Woche auszuleihen, miethet. Hieraus geht also zur Genüge hervor, daß das Sclaveninstitut nicht blos auf den Plantagen des Südens, sondern auch in den Städten (obwohl hier in geringerem Maaße) eingebürgert ist, und nun fragen wir: läßt es sich denken, daß ein

solcher sclavenhaltender Städter dem Herrn Baumwollenbaron „gegensätzlich“ in den Weg treten wird? Sicherlich nicht! Im Gegentheil geht sein ganzes Bestreben dahin, besonders wenn er ein reicher Kaufherr ist, von dem Edelhofs-Inhaber als ein Ebenbürtiger behandelt zu werden, und deßwegen benimmt er sich in allen und jeden Dingen so überaus höflich und zuvorkommend gegen ihn, daß man oft fast versucht wäre, diese Höflichkeit für reine Unterthänigkeit anzusehen.

So steht es mit der freien weißen Bevölkerung in den kleinen und großen Städten der Baumwollenstaaten. Sie ist „frei“ im Gegensatz zu den Niggern, aber „abhängig“ im Verhältniß zu dem Baumwollenbaron. Allerdings gibt es auch Ausnahmen und besonders eingewanderte Deutsche und Franzosen, sowie auch viele Yankees, welche sich in den größeren Seestädten niedergelassen haben, denken über die Sclavereifrage ganz anders, als es den Plantagenbesitzern lieb ist; aber dürfen sie es laut werden lassen? Du lieber Himmel, die große Masse, welche, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, fast noch „königlicher denkt als der König selbst“, würde wuthentbrannt über sie herfallen und sie wären nicht blos ihres Eigenthums, sondern auch ihres Lebens nicht mehr sicher. So schweigen sie denn lieber still, obwohl es ihnen tief in's Herz fressen mag, ihre Grundsätze ganz und gar verleugnen zu müssen. Unter solchen Umständen aber kann es Niemanden mehr auffallen, wenn der Plantagenbesitzer nur immer noch hochmüthiger auf seine exclusive Stellung wird und alle nichtsclavenhaltende Weiße (sobald er sich unter Seinesgleichen befindet) mit dem verächtlichen Titel der „*Mean-Whites*“, d. h. „des weißen Packs“ beehrt ja wenn er sogar die

großen Kaufleute, trotzdem daß dieſe ebenfalls Sclaven halten und vielleicht reicher ſind, als er ſelbſt, dennoch „als tief unter ſich ſtehend“ behandelt. Er kann ja doch wahrhaftig Menſchen, die ſich mit Rechnen, Briefſchreiben und Comptoirſitzen abgeben und ſich dadurch „zu Arbeitern“ herabwürdigen, unter keinen Umſtänden als „Ebenbürtige“ in ſeine Geſellſchaft aufnehmen! Weiß er doch, daß er trotz allem dem bei den Wahlen zu den Staatsämtern nothwendig den Sieg davon tragen muß! Weiß er doch, daß die große Hauptmaſſe der weißen Bevölkerung, „der Pack der Handwerker nemlich“, wie Ein Mann zu ihm ſteht und daß es ihn nur eine herablaſſende Miene, oder ein freundliches Wort koſtet, um alle dieſe Schuhmacher und Schreiner, oder was ſie ſonſt ſein mögen, für ſich in Feuer und Flammen zu ſetzen! Wenn es nemlich ſchon überaus wohlthuend für den niederen Mann iſt, vom Herrn Baron oder Grafen auch nur angeredet zu werden, wie viel größer muß dann das Wonnegefühl ſein, wenn ein großer Plantagenbeſitzer einmal Einem der Mean-Whites gar vollends die Hand drückt und ihn um ſeine Stimme bei den bevorſtehenden Wahlen bittet?

Aus dieſem Grund darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß es kein Amt und keine Beſtallung in den ſüdlichen Staaten der Union gibt, welches nicht den Plantagenbeſitzern und ihren Angehörigen zufallen muß, ſobald ſie es nur wollen. Am „Wollen“ aber, darauf mag man rechnen, fehlt es durchaus nicht. Allerdings den größeren Grundbeſitzern ſelbſt iſt es vielleicht weniger darum zu thun, eine Staatsanſtellung zu bekommen, allein es gibt ja auch minderbegüterte, denen ein gutes Einkommen ſehr willkommen iſt und überdieß müſſen die zweit- und dritt-

gebornen Söhne doch sicherlich ebenfalls versorgt werden. Es ist nemlich im ganzen Süden Regel, daß das Familiengut nie getheilt wird, sondern immer ungeschmälert an den Erstgebornen kommt, gerade wie in unserem Vaterlande bei den sogenannten Majoraten. Demgemäß theilen sich die übrigen Kinder immer nur in die mobile Hinterlassenschaft, d. h. in die Capitalien u. s. w., und diese sind, wie man sich wohl denken kann, oft nicht so groß, daß jeder Erbe sich damit eine eigene Plantage kaufen könnte. Er muß also darnach trachten, auf andere Weise Geld zu verdienen und was bleibt ihm da sonst übrig, als nur allein der Staatsdienst? Oder wie? Soll er vielleicht Kaufmann werden? Pfui über die Frage! Er, der ritterliche Sohn eines Edelhofbesitzers, und Krämer! Lieber noch Straßenräuber und Bandenanführer! In Deutschland wie überhaupt in Europa hat man für jüngere Söhne den Ausweg der militärischen Laufbahn; allein in den Vereinigten Staaten ist die reguläre Armee im Frieden so klein, daß das Offizierskorps nur ein ganz schmales Häuflein ausmacht. Also gibt's lediglich kein anderes Mittel, als das in den Civilstaatsdienst zu treten. Hier allein kann man eine Carrière machen und zwar um so leichter, als jeder Pflanzerssohn sich rühmen darf, auf einem „College" seine Ausbildung erhalten und etwas gelernt zu haben. Der junge Mann macht also frisch vorwärts und beginnt damit, daß er sich durch den Einfluß seines Vaters und der Freunde seiner Familie in die Legislatur *) wählen

*) Jeder einzelne Staat in der Union besitzt ein Repräsentantenhaus und einen Senat, d. h. eine erste und zweite Kammer und diese beiden zusammen bilden die Legislatur oder den gesetzgebenden Körper.

läßt. Sitzt er aber einmal darin fest, dann ist ihm auch sowohl Ehre als Reichthum gewiß, indem alle höheren Stellen im Staate immer irgend einem der Herren Repräsentanten oder Senatoren zukommen. Nun aber fragen wir, ob wir nicht Recht hatten, als wir den Satz aufstellten, daß in den sämmtlichen Baumwollenstaaten das Regiment vollständig in den Händen der Plantagenbesitzer sei?

Allein nicht blos in ihrer eigenen Heimath dominiren dieselben, sondern auch in den übrigen Vereinigten Staaten spielen sie oder spielten sie vielmehr bis in die neueste Zeit die Herren. Wie dieß so gekommen ist, werden wir dem Leser in einem besonderen Artikel auseinandersetzen, *) da es zu weitläufig wäre, hier bei der Charakterschilderung des Baumwollenbaronen des Näheren darauf einzugehen. Die Thatsache aber, daß der Süden (d. h. die sclavenhaltenden Staaten) über den Norden (oder die freien Staaten) durch volle siebzig Jahre ein factisches Uebergewicht behauptete, daß ferner aus seiner Mitte fast diese ganze Zeit über der Präsident der Union hervorging und daß folglich das ganze Regiment dieser Union ganz allein in seinen Händen lag, d. h. mit andern Worten, daß alle Ministerstellen, alle Gesandtschafts-Posten, alle höheren Staatsämter u. s. w. u. s. w. fast nur allein mit Männern des Südens besetzt wurden, — diese Thatsache steht fest und konnte natürlich keine andere Folge haben, als daß sie den Plantagenbesitzer und seine Angehörigen mit [illegible] s sie ohnehin schon besaßen, erfüllte.

„Der Streit zwischen dem Süden und
e Frage von dem Bestand der Union."

Ja es kam ſo weit, daß der Pflanzer die freien Bewohner der nördlichen Staaten mit demſelben Auge zu betrachten anfing, wie die „Mean-Whites“ in ſeiner eigenen Heimath, und ſich nur ſelten dazu herbeiließ, mit einem von ihnen als einem Ebenbürtigen zu fraterniſiren! „Sie (die Bewohner der nördlichen Staaten nemlich) konnten, wie er meinte, die Vorzüge des Geiſtes und der Erziehung nicht aufweiſen, die er hatte; ſie konnten ſich nicht rühmen, auch nur einen Einzigen jener vielberühmten Politiker und Staatsmänner erzeugt zu haben, um welche ſelbſt Europa das Kabinet von Washington beneidete, ſondern die Calhoun's, die Clay's, die Monroe's, die Polk's, und wie ſie alle heißen, gingen ſämmtlich aus dem Süden hervor. Sie hatten nicht den Muth, wie er, bei jeder Gelegenheit an ihr ritterliches Schwert zu pochen und noch weniger wagten ſie es, daſſelbe aus der Scheide zu reißen; vor allem aber gab es bei ihnen keine alten Familien, welche durch Jahrhunderte ihr angeerbtes Beſitzthum behaupteten und ſich ſchon dadurch den Glanz des Erbadels ſicherten.“ Alſo ſprach der Plantagenbeſitzer und merkwürdigerweiſe gaben ihm die Bewohner des Nordens nicht nur in allen dieſen Dingen Recht, ſondern ſie fügten ſich auch meiſtens ohne Widerſtand ſeinem Uebergewichte. Woher kam aber dieß? Nun einfach daher, daß die ſüdlichen Edelherren in der That und Wahrheit faſt immer beſſer gebildet waren, als die Yankees im Norden; ferner daher, daß dieſelben alle beſſeren Stellen in der Union im Beſitz hatten und endlich daher, daß man ſie fürchtete. Der Südländer war ja, wenn man ihm widerſprach, alſobald mit dem Meſſer und der Piſtole parat und rächte jedes nur halbwegs mißfällige Wort gleich auf der Stelle mit einem Stich oder einer

Kugel. Daher gab man ihm auch im ganzen Norden nur den Titel „des Feuereſſers“ und hütete ſich gar wohl, mit ihm in Konflikt zu kommen. Noch größern Reſpekt übrigens flößten dem Nordländer die alten Familienſitze ein, deren ſich die Plantagenbeſitzer rühmen können, denn er dachte dabei ſtets an die Familienſitze „der Herren Lords in England“. Derlei Dinge gibt es nämlich in den nichtſclavenhaltenden Staaten keine und eben deßwegen auch keine alten Familien. Dort iſt vielmehr jeder Menſch dem andern, wenigſtens in ſeinen Rechten und Anſprüchen, gleichgeſtellt, und obwohl natürlich nicht geleugnet werden kann, daß auch hier der Gebildetere und Reichere immer ein gewiſſes Uebergewicht über ſeinen Nebenmenſchen behauptet, ſo wird doch das Gleichgewicht ſchon dadurch wieder hergeſtellt, daß weder Reichthum noch Bildung in einer Familie „ſtabil“ bleiben. Im Gegentheil, Jedem, auch dem Geringſten, iſt die Möglichkeit gegeben, daß er ſich aus ſeiner untergeordneten Stellung herausarbeite und in die Reihen der Reichen und Gebildeten eintrete. Es kommt nur auf ſeinen Willen, auf ſeine Befähigung und auf ſein gutes Glück an, ob er emporkommt oder nicht, und man wird daher ſtets finden, daß die menſchliche Geſellſchaft in den fleißigen und gewerbſamen Staaten des Nordens in einer immerwährenden Fluctuation und Bewegung begriffen iſt, welche heute dieſen, morgen jenen emporhebt, während ſie einen dritten oder vierten, deſſen Eltern vielleicht zu den reichſten und angeſehenſten des

al verſchwinden und untergehen läßt. Eine

ehens und der Macht findet alſo im

t, ſondern bald iſt dieſer oben,

iner zu den höchſten Staats-

stellen gelangen, ob nun sein Vater ein Farmer oder Handwerksmann, ein Fabrikant oder Kaufmann, ein Beamter oder Rentier war. Von einem solchen Wechsel der Glücksgöttin weiß man natürlich im Süden nichts, denn dort bleibt, wie schon gesagt, das Familiengut immer durch Vermächtniß des Vaters in den Händen des Erstgebornen, so daß also nicht blos der Reichthum nicht zersplittert wird, sondern auch jeder Gutsbesitzer sich rühmen kann, „wie schon seine Ahnen und Urahnen hier auf dem Herrenhofe gehaust hätten." Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß nicht auch hie und da eine Plantage, sei es durch das Aussterben der Familie, sei's durch die liederliche Wirthschaft ihres Besitzers, sei's auch dadurch, daß nur eine Erbin da ist, welche ihrem Gemahle das Gut als Mitgift mitbringt, in andere Hände übergeht; allein im Allgemeinen ist der Satz richtig, daß die großen Familiengüter des Südens sich meist durch lange Reihen von Jahren hindurch in einer und derselben Familie forterben. Ja sogar wenn neue Plantagen in neu creirten Sclavenstaaten angelegt werden, so wird derjenige, der sie anlegt, und wäre es selbst ein frischeingewanderter Europäer, immer dafür Sorge tragen, daß das Gut nach seinem Tode nicht zerrissen wird, sondern ungetheilt dem Erstgebornen zukommt. Sieht man nun, warum die Bewohner des Nordens von jeher immer so großen Respekt vor einem Plantagenbesitzer hatten? Sie verehrten in ihm den Abkömmling einer alten Familie!

Wir haben nun den südlichen Plantagenbesitzer so ziemlich in allen seinen Verhältnissen, sowie überhaupt in seinem ganzen Thun und Treiben geschildert. Ein Zug seines Charakters jedoch blieb bis jetzt von uns unberührt,

wir meinen die Art und Weiſe, wie er ſich „den Feinden der Sclaverei“ gegenüber verhält, oder vielmehr wie er es angreift, das Inſtitut der Sclaverei vor ſeiner eigenen Vernunft und vor den Angriffen der Sclavereifeinde zu ſchützen. Nun könnte man vielleicht meinen, daß über dieſen Punkt unter den verſchiedenen Pflanzern je nach ihrem Bildungsgrade einige Meinungsverſchiedenheit herrſche, allein merkwürdigerweiſe ſtimmen ſie gerade hierin unbedingt mit einander überein. Sie ſtellen ſich nemlich in der Vertheidigung des Sclaverei-Inſtituts ſammt und ſonders nicht blos auf den Standpunkt der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit deſſelben, ſondern vielmehr auf den der Humanität und Chriſtlichkeit. „Wir,“ rufen ſie den Gegnern der Sclaverei zu, „wir Südländer halten allerdings Sclaven, aber unſere Sclaven gehören der ſchwarzen Race an, welche Gott in ſeiner Weisheit anders geſchaffen hat, als die weiße, und von jeher zur Dienſtbarkeit beſtimmte. Wir ſind alſo hierin in unſerem vollen Rechte. Ueberdem aber ſorgen wir für unſere Sclaven und nähren und kleiden ſie nicht blos von früheſter Jugend an, ſondern verpflegen ſie auch, wenn ſie alt und krank geworden ſind, ſo daß wir wohl ſagen dürfen: unſere Neger ſind die glücklichſten und zufriedenſten Leute in der Welt. Wie ſteht es dagegen mit euch, ihr Nordländer? Begeht ihr nicht die Niederträchtigkeit, daß ihr eure eigenen weißen Mitbrüder, nemlich die eingewanderten Deutſchen und Irländer, welche doch daſſelbe Racenblut in den Adern haben, wie ihr ſelbſt, zu Sclaven herabwürdigt? Ja ſeid ihr nicht gar vollends ſo gottvergeſſen, daß ihr dieſelben, wenn ihr ſie ausgebraucht habt, ohne weiteres wegwerft und ſie, wenn ſie alt und krank geworden ſind, nicht einmal unter-

stützt, sondern vielmehr ohne Mitleid dem Hungertode preisgebt?“ So spricht der Südländer und zwar Jeder ohne die geringste Ausnahme, denn es ist gerade als ob hierin Alle nur Ein Herz und Eine Seele wären. Selbst die Yankees und Deutschen, welche doch als die größten Feinde der Sclaverei bekannt sind, benehmen sich in diesem Punkte, wenn sie je dazu kommen, durch Heirath oder Kauf Plantagenbesitzer zu werden, ganz ebenso wie diejenigen, deren Urgroßväter schon Sclaven hielten.*) Ja,

*) Es ist allerdings selten, daß Deutsche in den Besitz einer südlichen Plantage kommen, es müßte denn sein, daß ihre Großväter schon nach Amerika eingewandert wären, denn dann haben sie sich meist schon so amerikanisirt, daß sie sich auch am Sclavenhalten nicht mehr schämen. Uebrigens gibt es doch auch einzelne Beispiele, daß selbst frisch eingewanderte Deutsche sich in Baumwollenbarone zu verwandeln wußten. So lebt gegenwärtig ein gewisser Memminger, eines Wirths Sohn aus der Universitätsstadt Tübingen im Schwabenlande, als einer der reichsten Plantagenbesitzer im Staate Südcarolina; allein er kam schon in so jungen Jahren dorthin, daß man ihm seine deutsche Abstammung später gar nicht mehr anmerkte. Ganz dasselbe war bei dem Baumwollenbaron Garnett der Fall, welcher vor kurzer Zeit als General verstorben ist. Der Vater dieses hohen Herrn hieß eigentlich Michael Knödler und hatte seine Heimath in dem Städtchen Geißlingen, am Fuße der württembergischen Alp. Da es ihm jedoch daselbst schlecht ging, wollte er nach Amerika auswandern, starb aber auf hoher See und ließ sein einzig Kind, einen Jungen von vier Jahren, als gänzlich verlassenen Waisen zurück. Die übrigen Auswanderer nahmen sich des armen Knaben an, nährten ihn und brachten ihn dahin, wohin sie selbst gingen, nemlich nach Baltimore. Dort sah ihn ein durchreisender Virginier und nahm ihn, da er Gefallen an ihm fand und selbst keine Kinder hatte, in seine Heimath mit, worein die Deutschen, die den Buben bisher versorgt hatten, herzlich gern willigten. Unterwegs richtete natürlich der Pflanzer verschiedene Fra-

den Renegaten gleich, welche immer fanatiſcher ſind, als ihre Bekehrer, zeigen ſie ſich oft ſogar noch heißblütiger, als die eingebornen Feuerfreſſer ſelbſt, und wollen, ſtatt ihre Sache mit Worten oder Vernunftgründen zu vertheidigen, lieber gleich mit Feuer und Schwert dreinſchlagen. Uebrigens auch der Kaltblütigſte unter den Baumwollenbaronen verſteht keinen Spaß, wenn ſich's um die Sclavenfrage handelt, und iſt bereit, Leib und Leben für den Beſtand des Niggerſtatuts zu opfern. Wehe alſo nicht blos dem nordiſchen Freiheitsprediger, welcher nach dem Süden herabkömmt, um den Sclaven daſelbſt die Freiheit zu predigen oder gar dem Einen oder dem Andern derſelben zum „Durchbrennen" zu verhelfen; nein wehe auch dem Profeſſor an irgend einer ſüdlichen Lehranſtalt, welcher die Inferiorität der afrikaniſchen Race leugnen würde; wehe dem Buchhändler, der eine auch nur halbwegs nach „Abolitionismus" riechende Schrift verbreitete; wehe dem Prediger, der nicht die Sclaverei mit Gründen der heiligen Schrift rechtfertigte, und ſich auf Abraham, Iſak und Jacob beriefe; wehe ſogar dem Theaterdirektor, der ein Stück aufführte, welches mit den Anſichten der Plantagenbeſitzer über das Niggerinſtitut in Disharmonie ſtünde!

---

gen an ſeinen jungen Schützling, allein dieſer erwiederte auf alles in gut ſchwäbiſchem Dialekt: „I verſteh gar nett", einfach weil er den Virginier lediglich nicht verſtand, der letztere jedoch ſchloß aus dem immer ſich wiederholenden „gar nett", daß der Knabe Garnett heiße und rief ihm von nun an bei dieſem Namen. Später als er den Jungen bereits adoptirt hatte, kam allerdings die wahre Sachlage heraus, allein er ließ es deßwegen doch bei dem einmal gewohnten Namen bewenden und auch der Adoptivſohn fand es, als er unabhängig geworden war, nicht für nöthig, den ganz und gar nicht amerikaniſch klingenden Namen Knödler wieder anzunehmen.

Oder wie? kam es nicht vor nicht langer Zeit in der guten Stadt Savanna, im Staate Georgien vor, daß ein Schauspieler, der sich gegen diese Vorschrift verfehlte, ohne weiteres erschossen wurde? Der Schauspieler hieß Paul Dixon und wählte zu seinem Benefiz das Shakspeare'sche Schauspiel „der Mohr von Venedig". Die Behörden wollten ihm Anfangs keine Erlaubniß dazu geben, allein da er ein Mann von bedeutendem Rufe war, dem man schon einige Rücksicht zu zollen hatte, und da er überdieß nachwies, daß der Shakspeare'sche „Mohr" eigentlich kein „Nigger", sondern vielmehr ein „Maure" gewesen sei, so gestattete man ihm endlich die Aufführung des Stücks. Das Theater war mit Zuschauern überfüllt, denn man hatte dieses Schauspiel noch nie in Savanna gesehen; dennoch ging alles im Anfang ohne Ruhestörung vorüber. Allein wie es endlich zu der Scene kam, wo der Mohr die Desdemona ermordet, wurde Einer der anwesenden Pflanzersöhne so furchtbar aufgeregt, daß er seinen Revolver zog und mit dem Rufe „ein Schuft nur könne es mitansehen, wie ein Nigger eine Weiße ersteche", den Schauspieler mitten durch die Brust schoß. Freilich wurde der Mörder nachher vor die Geschwornen gestellt, aber von einer Verurtheilung war keine Rede; denn der junge Pflanzerssohn hatte ja, wie man annahm, nur aus gerechter Entrüstung die That begangen! Nun aber, o Leser, kannst du aus diesem einzigen Beispiel nicht schon hinlänglich darauf schließen, wie der Baumwollenbaron einen „wirklichen" Abolitionisten, d. h. Einen, der mit Wort und That auf die Niggeremancipation hinarbeitet, behandeln würde? *)

*) Wir ersuchen übrigens unsere Leser, zur Vervollständigung dieses Kapitels den Artikel „Richter Lynch" zu vergleichen.

Sicherlich würden die „Vernunftgründe“, mit denen er dem Abolitioniſten entgegentrate, ſo überaus „überzeugender“ Natur ſein, daß dem Letzteren alles Freiheitspredigen „für immer und ewig“ verginge!

Man ſieht alſo, daß das Sclaventhum mit dem ſüdlichen Plantagenbeſitzer durch und durch verwachſen iſt! In ihm lebt er und in ihm ſtirbt er; es iſt das Idol, das er verehrt, und er ſchließt es in ſein Morgen- wie in ſein Abendgebet ein; es iſt aber auch ſeine Achillesferſe, an der er einmal die todbringende Wunde erhalten wird.

4.

Ein Preisfaustkampf in Amerika.

Die Spanier haben ihre Stiergefechte, die Franzosen ihre Duelle und die Engländer ihre Boxparthieen. Letztere Sitte ist nun auch auf die Amerikaner übergegangen, hat aber im Verlaufe der Zeit so viele Nüancirungen und Veränderungen erlitten, daß sie in Charakter und Ausführung nicht mehr „als rein englisch" gelten kann. Der Grund hiefür dürfte nicht schwer aufzufinden sein. Einmal nemlich sind Natur und Klima in Amerika doch anders, als in Alt-England, und zum andern mußte die Vermischung der verschiedenen Menschenracen, welche sich in den Vereinigten Staaten niederließen, nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf Sitten und Gebräuche ausüben. Der Hauptstamm der Amerikaner rührt allerdings von England her und ist im Neuengländer repräsentirt; dagegen aber sind auch die Abkömmlinge der Deutschen, der Franzosen, der Irländer, der Schotten, der Spanier u. s. w sehr stark vertreten und es ist theils durch das Zusammenleben dieser verschiedenen Nationalitäten, theils durch ihre gegenseitige Kreuzung eine neue Menschenrace erstanden, oder doch zu erstehen im Begriffe, welche man die specifisch „amerikanische" nennen dürfte. Wenn also auch das „Eng-

länderthum" in der Union vorherrſchend iſt, ſo hat es doch einen ganz andern Anſtrich bekommen oder vielmehr es iſt „amerikaniſirt" worden! Den engliſchen „Urſprung" können die meiſten Sitten und Bräuche Nordamerikas nicht verläugnen, aber in ihrem „jetzigen", Weſen, in ihrer „jetzigen" Geſtaltung ſind ſie „amerikaniſch."

Das Letztere, d. h. die Amerikaniſirung aller von England ſtammenden Gewohnheiten iſt alſo ein Factum, das ſich nicht in Abrede ſtellen läßt; allein eine andere Frage iſt, ob jene dadurch gewonnen haben oder nicht. Frägt man die Nordamerikaner ſelbſt, ſo antworten ſie einſtimmig mit einem unbedingten Ja; ein unparteiiſcher Fremder jedoch dürfte möglicher Weiſe ganz anders urtheilen. Amerika iſt ein junges Land und ſein Boden noch zu mehr als fünf Sechstheilen uncultivirt. Ja ſogar wo er cultivirt iſt, iſt er nie „ganz" cultivirt, ſondern es liegen zwiſchen den Gärten, Aeckern und Wieſen, welche zum Ertrag hergerichtet ſind, immer wieder größere oder kleinere Strecken Landes, die noch keinen Pflug und noch keinen Spaten geſehen haben. Hier ſieht man z. B. ein Waizenfeld, deſſen üppige Schönheit auffällt, aber gleich daneben liegt ein Sumpfacker, auf dem nichts als Binſen gedeihen. Gleich darauf kommt man auf ein mächtiges Welſchkornland, oder auf eine in beſter Ordnung befindliche Baumwieſe, und man iſt abermals über den Fleiß des Farmers entzückt; doch das Entzücken ſchwindet augenblicklich wieder, wenn man die lange, öde, mit Steinen beſäte Fläche betrachtet, welche ſich hinter der Baumwieſe ausdehnt. Es würde vielleicht den Inhaber des Grundſtücks nur wenige Mühe koſten, die Steine wegzuräumen, oder den

Boden durch Gräbenziehen zu entſumpfen; allein daran denkt er nicht im Geringſten, ſondern er bepflügt blos das Land, welches ſich am beſten qualificirt. Der Grund und Boden iſt ja wohlfeil und am Ende würde das Gräbenziehen oder Steinehinwegräumen mehr Geld koſten, als ein anſtoßendes und leicht cultivirbares Stück Feld! Daher kommt es denn, daß es in Nordamerika nicht blos ganze Gebiete und Territorien giebt, in welche die Cultur bis jetzt noch gar nicht oder nur ganz ſpärlich eindrang, ſondern daß auch in den ſogenannten cultivirten Staaten ein großer Theil des Grund und Bodens ſich noch im Zuſtande der Uncultur befindet. Die Wildniß ſteckt ſo zu ſagen mitten in der Cultur drin und giebt dem Lande einen ganz „ureigenthümlichen" Charakter! Wie aber mit dem Lande, ſo verhält es ſich auch mit den Menſchen, die darin wohnen. Beide entſprechen einander, wie in der übrigen Welt, ſo auch in Amerika. Die Cultur iſt allerdings da, aber eben ſo ſehr auch die Wildniß, und es hängt daher an dem ganzen Amerikanerthum immer noch ein Stück Uncultur, leider jedoch oft ein ſo großes, daß man die Cultur ſelbſt kaum herausmerkt. Es „wildelet" (um uns eines ſchwäbiſchen Provincialismus zu bedienen) allüberall in den Staaten der Union, und gleichwie das Fleiſch des zahmen amerikaniſchen Geflügels z. B. der Gänſe und Enten nie den civiliſirten europäiſchen Geſchmack, ſondern vielmehr immer einen gewißen Wildgout d. h. den Geſchmack wilder Gänſe u. ſ. w. hat, ſo iſt es auch bei den Amerikanern ſelbſt, — ſie ſchmecken etwas nach Wild! Wird man nun aber, wenn es ſich ſo verhält, glauben können, daß die engliſchen Sitten und Gebräuche nach

ihrer Amerikanisirung „an Feinheit und Politur zugenommen haben?“

Wir kommen nun auf die Sitte des Faustkampfes oder des Borens im Speziellen zu sprechen und erlauben uns, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß jene Sitte in England so zu sagen „national“ ist. In verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, gehen die Leute, wenn sie Händel unter sich haben, mit Prügeln auf einander los oder behelfen sie sich auch mit Ohrfeigen und Fußtritten, wenn sie nicht gar den kleinen Buben gleich, welche jede Beleidigung ihrer Mutter klagen, auf die Polizei eilen und sich dort ihr Recht verschaffen wollen. Wieder anderswo, wie z. B. in Italien, greift man zum Stilet und sticht seinen Gegner über den Haufen, während noch einmal anderswo, z. B. in Frankreich, die Herausforderung zum Duell mit dem Rappier oder der Pistole fast bei allen Classen der Männerwelt Mode ist. In England dagegen ist das Duell mit Schieß- oder Stoßwaffen aufs strengste verboten und das Gesetz sagt, daß jeder als Mörder gestraft werden soll, welcher einen andern im Zweikampfe niederstößt oder niederschießt. Noch verpönter ist der Gebrauch des Dolches, als der Waffe eines elenden Feiglings, und man wird gar nie hören, daß ein Britte einen andern meuchlings erstochen habe. Am allerverächtlichsten aber erscheint es dem Sohne Albions, wenn einer seinen Gegner bei der Polizei verklagt oder wenn er so gemein ist, denselben mit einem Stuhlfuße zu tractiren. Nein es giebt nur eine einzige würdige Manier, eine Ehrensache abzumachen, und diese ist das Boxen oder der Kampf mit den Fäusten. Nur allein hierin liegt, nach der Ansicht des Engländers „wahre Mannhaftigkeit“

und ebendeßwegen heißt man auch in seinem Vaterlande das Boxen nie anders als „die noble Kunst der Selbstvertheidigung“. Man glaube aber ja nicht, daß diese Art sich zu bekämpfen eine Aehnlichkeit habe mit einer deutschen Prügelei, obgleich man bei beiden Kampfweisen sich der Fäuste bedient. Das Boxen und das Sichprügeln stehen vielmehr in demselben Verhältniß zu einander, wie die Modulationen einer Coloratursängerin zu dem Schreien einer Schulbuben-Rotte. Beim Prügeln schlägt man eben blindlings zu, beim Boxen dagegen geht alles „nach bestimmten Normen“ und es sind Vorschriften da, wie man seine Fäuste zu gebrauchen hat. Man macht „seine Gänge,“ gerade wie mit dem Rappier auch, und nicht die Stärke und Körperkraft allein verhilft zum Siege, sondern ebensogut die Gewandtheit, die Schnelligkeit und das vortreffliche Auge. Man könnte daher das Boxen mit Recht „ein Duell auf Fäuste“ nennen und es gehört vielleicht mehr Uebung, mehr Stahlkraft und mehr Ausdauer dazu, als bei der Handhabung der Pistole oder des Degens erforderlich ist. Darum giebt es auch förmliche „Boxerschulen“ d. h. es befassen sich einzelne Meister in der Kunst des Faustkampfes damit, der Jugend Unterricht zu ertheilen, und man wird nicht leicht einen Engländer, selbst nicht unter den vornehmsten Classen finden, der nicht „Boxstudien“ gemacht hätte. Man muß es ja lernen, wenn man sich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen will, denn der nächste Beste, den man im Gedränge freiwillig oder unfreiwillig unsanft berührte oder der sich auf sonstige Weise persönlich beleidigt glaubt, macht keine lange Umstände, sondern fordert seinen Gegner, sei nun dieser ein Lord oder ein Arbeiter, zum Kampfe, zieht sofort seinen

Rock aus und ſtellt ſich in Boxerpoſitur. Was will man nun unter ſolchen Umſtänden machen? Feige durchbrennen oder einen Conſtabler um Hülfe anrufen? Pfui der Schande! Da giebt's kein Mittel, als ebenfalls den Rock auszuziehen und ſeinen Standpunkt einzunehmen. So wird die Geſchichte immer ſchnell ohne viel Präliminarien auf dem Platze ſelbſt abgemacht und das Publikum, welches aus natürlicher Freude an dem Kampfe alſobald einen Kreis um die beiden Streiter bildet, duldet nicht, daß irgend eine Unterbrechung von Polizei wegen ſtattfinde. Glücklich aber derjenige, welcher die edle Kunſt der Selbſtvertheidigung ſo los hat, daß er ſeinen Angreifer gleich in dem erſten Gange niederſchmettert, denn er erndtet dann nicht blos den Beifall der Umſtehenden, ſondern er darf auch ſicher ſein, daß ſein Name den andern Tag von Ruhmesglorie umſtrahlt in allen Zeitungen prangt!

Dieß iſt die gewöhnliche Art der Boxerei in England und es vergeht ſicherlich nur allein in der Stadt London kein Tag, an welchem nicht ein paar Duzend Boxerduelle auf öffentlicher Straße abgemacht würden. Hie und da jedoch findet auch eine Boxerei „anderer Art" ſtatt, nemlich „eine Preisboxerei oder ein Preisfauſtkampf." Es leben vielleicht in der nächſten Nachbarſchaft zwei Kämpen, die eine beſondere Fertigkeit in der Handhabung ihrer Fäuſte erhalten haben und von denen ſich deßhalb jeder einbildet, er ſei dem andern an Kraft und Gewandtheit überlegen. Die müſſen ſich doch mit einander meſſen, denn ſonſt käme es ja nicht zu Tage, welcher von beiden der Stärkere und Gewandtere ſei! Unentſchieden darf die Sache nicht bleiben; — dieß ließe ſchon der Ergeiz nicht zu! Somit fordern die Beiden einander und beſtimmen die Zeit, wann's zwiſchen

ihnen losgehen soll, während zugleich jeder von ihnen eine bestimmte Summe (meist 5—10 Pfund Sterling) aussetzt, welche derjenige, der den andern endgültig besiegt, in die Tasche schieben darf. Von selbst versteht es sich übrigens, daß ein solches Ereigniß, wie ein Duell zwischen zwei berühmten Faustkämpfern immer ist, unmöglich ganz incognito vor sich gehen kann, sondern es hat vielmehr jeder Duellant seine Freunde, denen er sich mittheilt, und die Freunde haben wieder Freunde. Daher kommt es denn auch, daß sich zu einer derartigen Boxerei immer ein ziemlich großes Publikum einfindet und zwar ein aus allen Klassen der Gesellschaft gemischtes, denn es giebt keinen Engländer, der sich nicht für einen solchen Kampf aufs höchste interessirte. Ueberdieß hat man ja dabei Gelegenheit, seiner Hauptliebhaberei, nemlich der Wettsucht, zu fröhnen! Der Kampf selbst aber nimmt immer seinen regelmäßigen Verlauf, denn entweder wird festgesetzt, daß er nicht vorher zu endigen habe, als bis Einer der beiden Streiter „kampfunfähig" geworden ist, oder aber begnügt man sich mit einer bestimmten Anzahl „Gänge", nach deren Beendigung der als Sieger betrachtet wird, welcher seinem Gegner die meisten Stöße beigebracht hat. Im ersteren Fall artet das Spiel nicht selten in eine förmliche „Gliederzermalmung" aus und man darf daher dem Himmel Dank sagen, daß derlei Kämpfe nur „äußerst selten und ausnahmsweise" vorkommen; im letzteren Falle geht's zwar auch nicht ohne Beulen und Blutabzapfungen ab, aber es ist doch kein Kampf „auf Tod und Leben", sondern nur ein Wettstreit zwischen „Rivalen"! Sie haben nicht die Absicht, sich gegenseitig wie wilde Thiere zu zerreißen, sondern sie wollen blos zeigen, wem die Palme des Sieges gebührt!

Auch iſt der Frieden nach beendigtem Streite alsbald wieder vollſtändig hergeſtellt und die Beiden, welche noch vor wenigen Minuten mit ihren Fäuſten auf einander los-hämmerten, wie ein Schmied auf ſeinen Ambos, ſchütteln ſich nun gegenſeitig die Hände und gehen zuſammen, begleitet von allen ihren Freunden, in die nächſte Taverne, um den Friedensſchluß durch einige tüchtige Schlücke zu bewähren.

So wird's mit dem Boxen in England gehalten, wie ganz anders aber in Amerika! Hier in den Unionsſtaaten denkt man nicht daran, „eine Ehrenſache" durch einen regelmäßigen Fauſtkampf ins Reine zu bringen, ſondern man bedient ſich hiezu ganz anderer Waffen. Im ritterlichen Süden greift man in ſolchen Fällen zum Bowiemeſſer, zum Revolver oder zur Riſle, und auch im Norden wiſſen es die Gebildeten nicht anders, als daß man eine Beleidigung, wenn ſie gar zu tief ſitzt, durch ein Duell auf Piſtolen oder Büchſen abmachen muß. Nicht ſelten jedoch ziehen es die dortigen Gentlemen vor, ſich ſtatt der gefährlichen Schießwaffen der Karbatſche zu bedienen, oder wenn der Beleidiger ein Mann von Vermögen iſt, denſelben bei den Gerichten um Schaden-Erſatz zu belangen, denn der Dollar iſt ja für den Yankee das vortrefflichſte Pflaſter zur Heilung empfangener Ehrenwunden! Vom Boxen alſo, d. h. von der mannhaften Weiſe der Engländer, jede Beleidigung gleich auf der Stelle durch einige regelrechte Boxerpüffe abzumachen, wollen die Gentlemen Amerikas lediglich nichts wiſſen und demgemäß finden ſie es auch für durchaus überflüſſig, in ihrer Jugend die Boxerkunſt zu erlernen. Ebenſowenig aber verlegen ſich die ungebildeteren Claſſen auf jenes Studium, ſondern der „Rowdy" unter den Amerikanern weiß vielmehr, wenn er mit einem

andern in persönlichen Conflict kommt, nichts Besseres zu thun, als demselben entweder die Augen auszudrehen, oder die Nase abzubeißen, oder die Zunge auszureißen, oder die Ohren abzuschneiden, oder auf irgend eine andere ähnliche barbarische Weise vorzugehen. Hieraus ersieht man nun aufs klarste, daß in Beziehung auf die „edle Kunst der Selbstvertheidigung" ein vollkommener Gegensatz zwischen dem Amerikanerthum und dem Engländerthum vorherrscht. Deßwegen ist aber doch die Sitte des Boxens in Nordamerika nicht abgekommen, sondern sie florirt vielmehr aufs höchste, aber immer nur als Preisfaustkampf, und es vergeht fast keine Woche oder wenigstens kein Monat, in welchem nicht die Zeitungen von einem solchen Kampfe berichten. Auch in England kommen, wie wir so eben gesehen, derartige Boxereien vor, allein sie sind dort „seltene Ausnahmen;" in Amerika sind sie „Regel!" Würde es sich hier Einer beifallen lassen, „um seiner beleidigten Ehre willen" einen Zweiten zu einer Boxerpartie herauszufordern, so würde man eine solche Thorheit gar nicht begreifen können; das aber begreift man, daß man seinen Leib „für eine Summe Geldes" riskiren kann! Somit handelt es sich bei den amerikanischen Faustkämpfen immer nur allein um die Einziehung der sogenannten „Stakes" oder der Wetteinsätze, welche die beiden Kämpfer gegen einander machen, und die Boxenden sind daher auch ohne Ausnahme „Boxer von Profession," oder Männer, die sich das Boxen „zum Geschäft" gemacht haben, die es „handwerksmäßig" treiben und ihren Lebensunterhalt davon ziehen. Eine Boxerei in Amerika ist also nie ein Kampf zwischen zwei „Rivalen", welche blos ihre Kraft an einander probiren wollen, sondern es ist stets ein Kampf

„zwiſchen zwei Spielern", welche die Abſicht haben, einander gegenſeitig ihr Geld abzunehmen. Ja nicht blos dieß, ſondern die Kämpfenden wollen auch noch „nebenher" Geld dabei verdienen, denn das wäre doch wahrhaftig ein ſchlechtes „Metier", das nicht auch ſeine Nebeneinkünfte abwürfe, und überdem — gratis oder umſonſt werden ſie doch das Schauſpiel einer Boxerei nicht aufführen!

Woher fließt nun aber das beſagte Nebeneinkommen der Boxer? Nun einfach „von ihren hohen Gönnern", d. h. von den ſogenannten „Sportsmen" Amerikas oder den verſchwenderiſchen Söhnen reicher und vornehmer Eltern, welche ſich der edlen Kunſt des Nichtsthuns widmen und die Sitten der jungen engliſchen Lords nachzuahmen ſuchen. Sie ſind es, welche ſich als die großen Beſchützer des Preisfaustkämpfers aufthun und zuſammen ſo viel Geld einlegen, daß derſelbe ſich zu ſeinem Handwerk heranbilden und nachher ſeinem Stand gemäß leben kann! Davon nehmlich iſt natürlich keine Rede, daß ein „Gladiator" irgend ein ehrliches Handwerk triebe oder auf ſonſtige „gewöhnliche" Weiſe, d. h. durch Arbeit ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen ſuchte. Eine ſolche Schmach läßt er nicht auf ſich kommen, ſondern im Gegentheil er betrachtet ſich als einen Gentleman, ja als eine angeſehene Perſon und lebt nie anders als auf großem Fuße. Seine Heimath iſt ſtets das erſte Hotel der Stadt, welche die Ehre hat, ihn zu beherbergen, und er geht nie aus, ohne daß er von einer Schaar bewundernder Jünglinge, welche es ſich zum Vergnügen machen, ihre Börſe mit ihm zu theilen, umgeben wäre. Kurz er gilt als eine Art „Champion" oder Heldenkämpfer, den man, da thieriſcher Muth und körperliche Kraft eine gewiſſe Sorte von Menſchen ſtets mit hohem Reſpekt erfüllen, ebenſogut venerirt,

als in Spanien einem hervorragenden Stiergefechts-Kämpen. Allein es kostete ihn auch viele Mühe und Anstrengung, so wie besonders viele Püffe und Schläge, bis er es so weit brachte, um als Preisfaustkämpfer auftreten zu können. Gewöhnlich wird er nehmlich im niederen Stande geboren und erhält von seinen Eltern lediglich keine Erziehung; dagegen aber zeigt er schon in frühester Jugend ein paar vortreffliche Fäuste, welche ihn in den Stand setzen, alle seine Schulkameraden mit Leichtigkeit niederzuschlagen. Hiedurch erhält er bald einen gewissen Ruf und es steht nicht lange an, bis ein alter Veterane der Boxkunst sich seiner annimmt und ihm den ersten Unterricht im Gebrauche der Fäuste ertheilt. Schlägt er ein, so macht der Veterane einigen reichen „Kunstliebhabern" seiner Bekanntschaft davon Mittheilung, daß er ein „angehendes Boxergenie" entdeckt habe, und diese beeilen sich sofort ihre milde Hand zu öffnen, um das Genie nicht verkümmern zu lassen. So geht dann die Erziehung immer weiter und weiter, und der Junge hat den ganzen Tag nichts zu thun, als muskelkräftige Uebungen zu machen. Endlich jedoch kommt die Zeit, wo man ihn auf den eigentlichen Fechtboden stellt, und nun muß er sich in halbnacktem Zustande, aber mit furchtbar dicken, aus Pferdehaar geflochtenen Faustandschuhen angethan, seinem Lehrer gegenüberstellen, damit er lerne, wie man „trifft" und „gegentrifft", wie man „einschlägt" und „stopft," oder wie die Kunstausdrücke sonst heißen mögen. Anfangs schont ihn vielleicht der alte Veterane, aber wenn der Bursche erst einmal in die Kunst eingeweiht ist und seine Kräfte sich mehr und mehr gestärkt haben, so hört alle und jede Rücksicht auf und es vergeht kein Tag, an dem nicht sein Körper tüchtig durchgehämmert und ihm

die eine oder die andere Beule geſchlagen würde. Nach einigen Jahren iſt der Zögling ſoweit, daß man ihn eine kleine „Probe“ mit einem andern jungen Fauſtkämpfer machen laſſen kann, und nun ladet der bisherige Lehrer die hohen Gönner, deren Freigebigkeit ſeinen Lehrling bisher unterſtützte, in ſeine „Krippe“, d. h. in ſeine Wohnung ein, damit ſie ſich mit eigenen Augen überzeugen, wie ihr Geld keineswegs zum Fenſter hinausgeworfen war. Der erſte Zweikampf geht alſo los, und endigt nie vorher, als bis ſich die beiden jungen Kämpen blaue Naſen und Augen geſchlagen haben; von dieſer Zeit an aber hört die Lehrlingsſchaft des Boxergenies auf, und der junge Mann wird nun förmlich in die „Bruderſchaft“ oder „Innung“ aufgenommen. Demgemäß trägt er von nun an ſein Haar kurz abgeſchnitten, ſo daß die Ohren weit hervorſtehen, und ſpricht keine andere Sprache mehr, als die der Boxer von Profeſſion. So heißt er z. B. den Kopf eine „Nuß“ und die Naſe einen „Schnüffler“ oder „Nießer“ (manchmal auch „Schnarcher“), die Augen aber werden regelmäßig zu „Guckern“ und die Hände zu „Daddels“ oder „Pfoten.“ Der Bauch iſt der „Brodkorb“, das Geſicht heißt „Mug“ oder „Breinapf“, die Beine ſind „Unterſtänder“ und das Blut verwandelt ſich in „Rothwein“ oder „Claret“, den man „abzapft“. Kurz er drückt ſich auf eine Weiſe aus, welche nur die Eingeweihten verſtehen, gerade wie dieß auch bei den Jägern, bei den Gaunern u. ſ. w. der Fall iſt; er ſelbſt für ſeine Perſon aber bekommt natürlich ebenfalls einen eigenen Namen, einen „Spitznamen“ nehmlich, mit dem ihn ſeine Cameraden anreden und unter welchem man ihn unter den Kunſtgenoſſen allgemein kennt.

Iſt nun der Boxer auf dieſe Art ins Leben eingeführt,

so kann es ihm, wie sich von selbst versteht, um nichts anderes zu thun sein, als daß er den Ruhm seines Namens sobald als möglich fest begründe. In Folge dessen legt er sich auf Kundschaft, wie es um die Kraft und Gewandheit dieses oder jenes Collegen stehe, und fordert denselben, sobald er merkt, daß er mit ihm fertig werden kann, zum Zweikampfe heraus. Auch unterläßt er es nicht, dieser seiner Ausforderung durch seine Freunde, sowie durch eine verblümte, nur den Kunstkennern verständliche Annonce in der Boxerzeitung (denn natürlich hat die amerikanische Boxer-Innung ihr eigenes Organ) so viel Publicität als möglich zu geben, und nun natürlich spricht alle Welt, wenn es ihm gelingt den Sieg zu erringen, verschiedene Wochen lang nur allein von ihm. Sein Name hat also jetzt eine Geltung und er wird durch die Bewunderung, die man ihm zollt, ein Mann von Gewicht; mit jedem neuen Siege aber wächst die Schaar seiner Anhänger, so daß er in kurzer Zeit zu einer Art von „politischer Größe" heranwächst. Es versteht sich nämlich von selbst, daß er, wie jeder andere Amerikaner auch, irgend einer der großen Partheien, in welche die Union getheilt ist, angehört, d. h. daß er es entweder mit den Nativisten oder den Demokraten oder den Republikanern u. s. w. u. s. w. hält, und man reißt sich förmlich darum, ihn auf diese oder jene Seite zu gewinnen. Hat er aber einmal Parthei ergriffen, so läßt er sich nie mehr dazu herbei, ein Mitglied seiner „eigenen" Genossenschaft herauszufordern, sondern sein Bestreben geht vielmehr dahin, einen berühmten Kämpen „unter seinen politischen Gegnern" unter seine Fäuste zu bekommen, und darin liegt der Grund, warum bei allen amerikanischen Preisfaustkämpfen der politische Partheigeist stets eine so große Rolle

spielt. Betrachten es ja doch z. B. die Know-Nothings als einen Sieg „des Nativismus“, wenn ein zu ihrer Partheie gehöriger Faustkämpfer einen Irländer, der natürlich immer zu den Demokraten hält, zu Falle bringt! Jubelt doch ganz Nordamerika wie über eine gewonnene Feldschlacht, wenn ein „im Lande Geborener“ einen Engländer im Wettkampf zusammendrischt, einfach weil der Engländer von allen Nordamerikanern als der Nationalfeind der Vereinigten Staaten betrachtet wird!

Sehen wir nun, wie es bei den Preisfaustkämpfen „im Speciellen“ zugeht. Schon die Einleitung dazu ist interessant genug, denn eine Preisboxerei geht nie aus leidenschaftlicher Aufwallung hervor, sondern wird vielmehr regelmäßig lange zuvor abgekartet und überlegt. Nehmen wir an, es leben in einer und derselben Stadt zwei Faustkämpfer, die verschiedenen, sei's politischen sei's nationalen Partheien angehören, z. B. der Abkömmling eines Irländers und der Abkömmling eines Neuengländers, so versteht es sich ganz von selbst, daß diese Beiden irgend einmal ihre Kräfte mit einander messen müssen. Ja sogar dann, wenn sie selbst gar keine Lust dazu verspüren würden, müßten sie dieß, denn ihre Gönner und Freunde drängen sie dazu und die Sache wird so lange in den politischen Clubs besprochen, bis sie endlich spruchreif ist. Ist sie es aber, so legen die Anhänger eines jeden der beiden Pugilisten oder Boxer sofort eine gewisse Summe (dieselbe variirt gewöhnlich von zwei- bis fünftausend Dollars) zusammen, welche sie alsbald ihrem Champion zur Verfügung stellen, und dieser weiß nun, was er zu thun hat. Er macht sich also mit einem Dutzend oder mehr seiner unmittelbaren Trabanten eines schönen Abends auf, bringt in die Kneipe

ein, in welche der Champion der entgegengesetzten Parthie zu gehen gewohnt ist, und regalirt den Letzteren ohne Weiteres mit ein paar Schlägen. Dieser zieht sofort seinen Revolver, um den Gegner niederzuschießen, allein die beiderseitigen Trabanten werfen sich dazwischen und verhindern jeden weiteren Zusammenstoß. „Bei so berühmten Männern, als die beiden Gladiatoren sind, darf ein Raufhandel nicht auf die gewöhnliche Weise abgemacht werden, sondern es muß vielmehr ein öffentlicher Zweikampf, d. i. ein Preisaustkampf daraus entstehen!“ Hiemit sind alle Anwesenden einverstanden, auch die beiden Champione, und der erste derselben, der Beleidiger, zieht demnach zwei oder drei Tausenddollarnoten (d. i. die Summe, welche seine Gönner zuvor zusammengeschossen haben) aus der Tasche, indem er zugleich seinen Gegner auffordert, dieselbe Summe gegen ihn zu riskiren. Kaum ist dieß geschehen, so wird von den Trabanten der beiden Kämpfer ein Unparteiischer ernannt, welcher die beiderseitigen Wettgelder bis zum Tage der Entscheidung aufzubewahren hat, und drauf einigt man sich über die Zeit, wann die Preisboxerei stattfinden soll, den Ort aber, wo das Duell vor sich zu gehen hat, läßt man mit Absicht vorderhand ganz aus dem Spiele. Schließlich wenn dieß alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgemacht ist, trennt man sich auf die höflichste Weise und beide Parthien gehen sofort daran, die nöthigen Vorbereitungen zu der großen Affaire zu treffen.

Man darf nemlich nicht glauben, daß auf die Aufforderung auch sogleich der Kampf folgen werde, sondern zwischen beiden Zeiträumen müssen zum mindesten vier oder sechs Wochen liegen. Das hochwichtige Ereigniß muß hoch vorher in den Zeitungen gehörig besprochen werden,

damit das ganze Publikum Antheil daran nehme! Man muß doch zuvor die beiden Champions in Holzschnitt abconterfeien oder ihre photographischen Portraits vervielfältigen, damit sich Jedermann eine bildliche Vorstellung von ihnen machen kann! Man muß doch ihr ganzes bisheriges Leben schildern und insbesondere eine Geschichte ihrer früheren Heldenthaten wiedergeben, damit man daraus schließen könne, wie der bevorstehende Kampf ausfallen werde! Man muß doch der vornehmen Jugend, der Stellvertreterin des hohen Adels in Amerika und der Nachbeterin aller „Lordssitten" Englands, Zeit und Gelegenheit geben, auf den einen oder andern der beiden Boxer hohe Wetten einzugehen! Ueberdieß gehört nicht ein Zeitraum von mindestens einem Monat dazu, um die beiden Letzteren gehörig „zu dressiren und zu trainiren?" „Wie? Was?" fragt nun ein Uneingeweihter. „Trainiren und dressiren?" Nichts anderes, erwidern wir, denn es ist ja bekannt, daß ein jeder Mensch sich an dem einen Tage weit stärker und kräftiger fühlt, als an dem andern, und eben deßhalb kommt es gar viel darauf an, den Champion in die rechte Gemüths- und Körperverfassung zu setzen. Demgemäß wird er sofort einem eigenen Lehrmeister, dem sogenannten „Trainer", übergeben, der ihn nun Tag und Nacht in die Kur nimmt und ihn keinen Augenblick mehr bis zum Kampftage aus den Augen läßt. Mit aufgehender Sonne muß der Zögling aufstehen und mit untergehender Sonne sein Lager suchen. In aller Frühe schon wird er gebadet und mit einer Pferdehaarbürste abgerieben, um Haut und Sehnen geschmeidig zu machen; dann muß er eine Stunde lang Berg ab und Berg auf rennen, damit seine Muskeln gestärkt werden, und nun erst, wenn alle diese

Arbeit vollbracht ist, geht's zum Frühstück. Dieses aber besteht keineswegs, wie bei andern Menschenkindern, aus Butterbrod, Thee und Kaffee, denn derartige Speisen und Getränke passen nur für Weiber und Schwächlinge, sondern vielmehr aus einer tüchtigen Portion halbrohen Ochsen- oder Hammelfleisches, sowie aus einigen Gläsern kräftigen Bieres. Ebenso wird es auch mit dem Mittagbrod gehalten. Abends jedoch erhält der Zögling nur etwas Gerste oder Grütze im Wasser abgekocht, damit er sich den gesunden Schlaf nicht verderbe. Spirituosen jeder Art, besonders Brändi oder Cognac, sind aufs Strengste verboten und ebensowenig darf geraucht werden. Solche Genüsse wirken alle nur schwächend auf den Körper ein und greifen die Nerven weit mehr an, als man gewöhnlich glaubt, während doch ein Preisfaustkämpfer alle seine Kräfte bei einander haben muß! Eben dieser Kräftigung wegen ist nun aber auch die Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Mittagessen rein athletischen Uebungen gewidmet und es wird dem Champion oft 5—6 Stunden hinter einander keine Minute Ruhe gegönnt, einfach deßwegen, damit er sich daran gewöhne, einen langen Kampf auszuhalten. Kurz es geschieht alles, was nur irgend geschehen kann, um die Kraft des Boxers auf den bevorstehenden Kampftag so sehr als möglich zu stählen.

Endlich jedoch ist man mit allen Vorbereitungen zu Ende gekommen. Die Muskeln des Pugilisten haben die gewünschte Elastizität erhalten und derselbe wird vom Trainer für reif erklärt, „zu schälen", d. h. den Oberkörper nackt auszuziehen, wie es beim Preis-Boxen Sitte und Brauch ist. Ueberdies ist jetzt auch die Sache durch die Zeitungen gehörig ausposaunt, so daß die ganze junge Männerwelt

(die Frauenzimmer auch nicht zu vergessen) mit einer wahrhaften Fieberspannung dem großen Entscheidungstage entgegensieht. Somit handelt es sich blos noch darum, den Ort und die Stunde zu bestimmen, allwo der Kampf, „ohne daß eine Störung zu befürchten wäre," vor sich gehen kann. Man muß nämlich wissen, daß die Preisgefechte „gesetzlich" in Amerika aufs strengste verpönt sind, alldieweil die Vernünftigeren unter den Gesetzgebern in denselben nichts als thierische Rohheit zu erblicken vermögen, und daß deßwegen die Behörden „von Amtswegen" die Verpflichtung haben, nicht blos dergleichen Affairen zu verhindern, sondern auch die dabei Betheiligten gefänglich einzuziehen und an die Gerichte zur Bestrafung abzuliefern. Insofern also ist immer einige Vorsicht nöthig; umgekehrt aber darf man sich nicht verhehlen, daß die große Volksmasse, d. h. weitaus die Mehrzahl der Gesammteinwohnerschaft Nordamerikas, den Preisfaustkämpfen im höchsten Grade hold ist und daß man deßwegen von der Polizei, welche in Amerika nicht blos zur Volksmasse, sondern sogar meistentheils zur Volkshefe gehört, nicht allzuviel zu befürchten hat. Im Gegentheil, die „Sicherheitsbehörde" begeistert sich regelmäßig ebenfalls für den bevorstehenden Kampf und ist so weit entfernt „freiwillig" einzuschreiten, daß sie lieber „Den" verhaftete, der sie zu diesem Einschreiten „nöthigen" wollte. Ja man erzählt sich sogar, wie einsmalen die Herren Policemen, weil von einem Faustkampfe zum Voraus und zwar offiziell unterrichtet, in gehöriger Anzahl ausrückten, dem Anschein nach um die Boxer als Ruhestörer gefangen zu nehmen, statt dessen aber dem Kampfe unthätig, oder vielmehr ganz und gar nicht unthätig zusahen, sondern vielmehr ihre Lust und Theilnahme daran dadurch bewiesen,

„daß ſie während des Kampfes die Ordnung unter der Zuſchauermenge aufrecht erhielten!“ Die Polizei alſo wäre nicht ſehr zu fürchten, wohl aber der Sheriff. Dieſe oberſte Executionsbehörde einer Stadt oder Grafſchaft iſt nemlich oft, wenn man den Spektakel gar zu arg macht, unerbittlich, und da dieſelbe das Recht hat, die ganze bewaffnete Mannſchaft mit ſammt der Miliz aufzubieten, ſo muß man ſich doch ein wenig in Acht nehmen. Allein wie leicht iſt es nicht, einen Sheriff zu täuſchen? Man hat ja nur unter der Hand das Gerücht, die Boxerei werde da und da ſtattfinden, auszuſtreuen, und dann in eine ganz entgegengeſetzte Gegend hinzufahren! Man braucht ja nur die Welt glauben zu machen, die Affaire werde z. B. am Dienſtag vor ſich gehen, während der wahre Zeitpunkt bereits auf den Montag feſtgeſetzt iſt! Ueberdieß gibt es nicht verſchiedene Staaten in der Union und können nicht z. B. Newyorker, die ein Preisduell auszufechten haben, den Schauplatz ihrer Thätigkeit nach dem nahen Neu-Jerſey oder noch beſſer nach dem etwas entfernteren Maryland, bis wohin der Arm des Neuyorker Sheriffs nicht reicht, hinüberverſetzen? Kurz der Auswege und Schlupfwinkel gibt es genug, beſonders wenn man ſo viel Geld daran wenden will, ein eigenes Dampfboot oder einen eigenen Extra-Eiſenbahnzug der bewußten Excurſion zu miethen. Darf man doch ſicher ſein, daß die Herren Dampfboots-Capitäne und Eiſenbahnzugmeiſter die Richtung, wohin es geht, ſchon ihres eigenen Intereſſes wegen nie ausplaudern werden! Ueberdieß ſind die Hauptmatadore der Boxerei nicht immer ſo klug, das Geheimniß des Stellicheins der großen Maſſe der Theilnehmer erſt dann mitzu-

zutheilen, wenn man bereits abgefahren und also ein Verträtschen nicht mehr möglich ist?

So ist nun also endlich der große Tag erschienen, der Tag, an welchem die vielbesprochene Schlacht ausgefochten werden soll! Ein mächtiges Dampfboot, wenn nicht gar zwei, oder ein Extrazug von zwanzig bis dreißig Wagen hat die Faustkämpfer mit allen ihren Gönnern, Freunden und Anhängern an Ort und Stelle gebracht und diese Stelle ist entweder ein abgelegenes Inselchen auf einem Flusse, oder eine große Wiese auf einem erhöhten Punkte, von wo aus man jeden Störenfried schon von weitem erblicken kann. Wenigsteus tausend Personen sind auf dem Platze, die Elite der männlichen Jugend von nah und fern, die Söhne der reichsten und vornehmsten Familien, vielleicht sogar Viele, die bereits in Amt und Würde stehen; umgekehrt aber auch nicht wenige, welche dem Geschlechte der Loafer und Rowdies *) angehören und jedenfalls eine Menge von angehenden oder bereits bewährten Faustkämpfern sowie von sonstigen Mitgliedern der Boxerinnung, die Zeitungscorrespondenten auch nicht zu vergessen. Die Helden des Tages treten hervor, begleitet von ihren näheren Freunden, und die Sekundanten machen sich daran, den „Preisring" abzustecken. Dieser Preisring, d. h. der Kreis, in welchem der Faustkampf stattzufinden hat, mißt im Durchmesser seine fünfundzwanzig bis dreißig Schritte und wird regelmäßig aus einer mit Pfählen und Stricken gebildeten Pallisade umgeben. Um die Pallisade herum stellt

*) Der Leser vergleiche gefälligst das Capitel 30. in den lebenden Bildern aus Amerika von demselben Verfasser.

Der Setzer.

sich die ganze Zuschauermasse auf, denn ins Innere des Ringes selbst hat außer den beiden Preiskämpfern nur der Unparteiische, welcher die „Runden" oder „Gänge" bestimmt und überhaupt darüber wacht, daß die Vorgesetze eingehalten werden, nebst den Sekundanten, Aerzten und Wärtern sowie den engeren Freunden Zutritt. Jeder der Duellanten hat seinen eigenen Sekundanten und Arzt, der Wärter aber sind es je zwei, nemlich der sogenannte „Schwammer", welcher den Schwamm zum Blut- und Wundenauswaschen in der Hand hat, und sein Assistent, der „Flaschenhalter", welcher das Wassergefäß nachträgt und sich auf sonstige Weise nützlich zu machen weiß. Die sogenannten „engeren" Freunde, meist junge Männer von Rang und Gewicht, bilden das „Boxercomité" und haben als Constabler, Richter und Polizei zugleich zu fungiren. Jetzt ist der Kreis fertig. Aufmerksam blickt alles auf die beiden Champione, deren einer sich rechts, der andere links im Kreise aufgestellt hat. Beide sind athletische Männer, Männer mit Muskeln wie von Eisen. Beide stehen in der Blüthe ihrer Kraft und man sieht ihnen an, daß Jeder im Bewußtsein seiner Uebung, Stärke und Gewandtheit auf den Sieg rechnet. Der Eine jedoch, wir wollen annehmen, es sei ein Irländer — mißt vielleicht zwei bis drei Zoll mehr und wiegt dreißig Pfund schwerer, als sein Gegner, welchen wir als einen Neuengländer bezeichnen wollen; Letzterer dagegen erscheint um so sehnigter und gewandter und wir können es daher nur natürlich finden, daß seine vornehmen Gönner hohe Stücke auf ihn halten. Aber auch die Freunde des Irländers können wir nicht tadeln, wenn sie Hunderte, ja Tausende von Dollars auf seinen Sieg wetteten, denn seine Faust scheint so eisenhart

zu ſein, daß wo ſie hinfällt, ſicherlich kein Gras mehr wächst.

Doch ſiehe, die beiden Preiskämpfer werfen ihre „Schaalen“, d. h. ihre Oberkleider ab, ſo daß die Bruſt, die Arme und der Kopf gänzlich nackt ſind. Nur der Unterleib darf bedeckt bleiben, d. h. er ſteckt in leichten Beinkleider, welche um die Lenden durch einen Gürtel feſtgehalten werden und ſo eng anliegen, daß ſie den Körper in ſeinen Bewegungen nicht zu hemmen vermögen. Ha, wie ſie nun hervortreten, die Sehnen und Muskeln der beiden Athleten! Wie keulenartig erſcheinen die Fäuſte und wie knollig die Adern am Oberarm! Wie breit und maſſig iſt die Bruſt und wie vorgebirgartig ſtarren die maſſigen Schultern! Aber ſtill, ſie treten vor, die beiden Helden des Tages, ſie grüßen einander höflich und ſchütteln ſich gegenſeitig die Hände, als wären ſie die beſten Freunde von der Welt. Das iſt ein Jubel unter den Zuſchauern! Wer Hände und Arme hat, klatſcht Beifall, und wer eine Zunge hat, ruft „Hurrah“, denn man ſieht ja aus ſolchem Benehmen, daß die beiden Preisboxer „Gentlemen von der ächten Sorte ſind!“ Doch die Begrüßungsſcene iſt vorbei und die zwei Helden treten auf ihren Poſten zurück, während der Unparteiiſche und die Sekundanten nebſt den Aerzten und Wärtern ſich ebenfalls auf die ihnen beſtimmten Plätze ſtellen. Die Vorbereitungen ſind alſo alle getroffen und der Kampf kann beginnen.

„Der Kampf kann beginnen!“ Welch' furchtbare Aufregung liegt nicht in dieſen wenigen vier Worten! Es iſt vielleicht ein wunderſchöner Morgen. Der Himmel ſtrahlt in ungewöhnlicher Reinheit, die ganze Landſchaft liegt in voller Pracht vor den Augen der Zuſchauer und links wie

rechts erheben sich niedliche Landhäuser oder freundliche Dörfer, während mitten durch ein mächtiger Strom fließt, ein breiter Silberstreifen in einem Meere von Grün. Man kann nicht leicht eine herrlichere Gegend sehen und auch der verstockteste Sünder, sollte man meinen, müßte hier stille stehen, um den Schöpfer für seine Allgüte zu preisen. Aber was kümmert die Menschen, die allda versammelt sind, die Pracht der Landschaft? Was scheren sie sich um die Schönheit der Natur? „Der Kampf kann beginnen," diese vier Worte allein sind es, mit welchen sie sich beschäftigen, für etwas Anderes haben sie in diesem Augenblick lediglich keinen Sinn! Ja wenn der Himmel sich plötzlich in dicke Finsterniß hüllte und eine Sturmfluth die ganze Welt hinwegzuraffen drohte, was läge ihnen an Regen und Sturm, was an Blitz und Donner? „Der Kampf soll beginnen", das ist das Einzige, was ihr ganzes Ich beseelt!

Jetzt sieht der Unparteiische auf seine Uhr und nun weiß man, daß die „Zeit" da ist. Die Zuschauer strecken sich hoch empor und sie zittern förmlich vor Aufregung, aber kein Laut entfährt ihrem Munde. Ihre ganze Seele liegt vielmehr in ihrem Blicke, denn jeden Augenblick kann das Zeichen zum Anfang gegeben werden. Nicht minder aufgeregt sind vielleicht die beiden Faustkämpfer, doch sie wissen sich vollständig zu beherrschen und keine Muskel ihres Gesichts regt sich. Mit dem rechten Fuß stehen sie wie festgemauert in der Erde, während sie den linken anderthalb Fuß weit vorgesetzt haben. Den Kopf halten sie hoch aufgerichtet, der rechte Arm liegt quer über der Brust und der linke hängt hart am Leibe hinunter, wie um jeden Augenblick zum Stoße parat zu sein, mit ihren Augen aber messen sie sich gegenseitig vom Kopf bis zur

Zehe, als wollten ſie den Gegner durch und durch ſehen. Wird Irland ſiegen oder Neuengland?

Horch, der Unparteiiſche gibt das Zeichen. „Go on!“ — „Los!“ Langſam treten die Kämpfer auf einander zu, vorſichtig, lauernd, die Fäuſte geballt. Die Augen erſpähen jede Bewegung des Feindes, noch ehe ſie ausgeführt wird. Sie erſpähen ſie nicht an ſeinen Fäuſten oder Armen, ſondern vielmehr an ſeinen Blicken, denn ſonderbar, aber naturgemäß, immer fällt vorher der Blick auf „den“ Punkt des Körpers, der durch den Fauſtſchlag getroffen werden ſoll! Jetzt ſind ſie ſich auf den Leib gerückt, ſo nahe, daß ſie ſich mit dem vorgebogenen rechten Arme faſt berühren, und nun folgt Stoß auf Stoß. Jeder Stoß, ſollte man meinen, müſſe den Gegner zu Boden ſchmettern, ſo ſicher iſt er gezielt; aber es „ſitzt“ für den erſten Anfang keiner, denn der Duellant deckt ſich durch ſeinen rechten Arm. Dieſer iſt ſein Schild, mit dem er alle gegen den Bauch, die Bruſt, das Kinn, die Naſe und die Augen gerichteten Angriffe parirt, und wenn ihm derſelbe in Folge deſſen auch noch ſo arg zerſchlagen oder zerhämmert wird, ſo liegt ihm nur wenig daran. Seine „Daddels und Mauleys“ ſind ja wie Stahl und Eiſen und der härteſte Schlag, der auf ſie fällt, läßt kaum eine andere Spur zurück, als höchſtens einen blauen Fleck. Uebrigens auch die andern Körpertheile vermögen etwas auszuhalten und wenn nur der „Fraßbeutel“ oder der Magen, ſowie insbeſondere die „Gucker“ oder die Augen nicht nothleiden, ſo hat's im Ganzen genommen nicht allzuviel zu ſagen. Doch ſiehe da, der erſte Gang iſt vorüber, denn Bruder John hat dem koloßähnlichen Paddy einen Stoß auf die Bruſt beigebracht, welcher „feſtſaß“. Viel zu ſagen hat er allerdings nicht,

dieſer Stoß, denn die Bruſt Paddy's iſt ſo breit und gewölbt, daß ſie den Anlauf eines Bullen aushalten könnte. Ueberdieß war ja der Stoß halb parirt, urd brachte den Irländer kaum zum Wanken, aber die Freunde Johnny's jubeln doch laut auf, denn es gilt als böſes Omen, den erſten Stoß erhalten zu haben.

Eine Raſt von zwei Minuten und der Unparteiiſche giebt abermals das Zeichen. „Go on!“ — „Los!“ — Auch dieſer Gang endet zum Vortheil des Engländers, und ſo der dritte, vierte und fünfte. Der arme Paddy knirſcht mit den Zähnen vor Wuth, aber was hilft es ihn? Die größere Gewandtheit iſt offenbar auf Seiten des Englishman! Freilich ein „Reſultat“ haben die Stöße des Letzteren noch nicht gehabt, denn es floß bis jetzt weder Blut, noch wurde der Irländer zu Boden geſtürzt; aber — die Zuſchauer fangen an, ſich für den Meiſter John zu intereſſiren und Freund Paddy ſinkt in der öffentlichen Meinung. Eine Menge Wetten werden angeboten: „fünf gegen vier zu Gunſten John's,“ aber nur Wenige laſſen ſich darauf ein, denn man fängt an, für den Irländer ernſtlich beſorgt zu werden.

Der ſechste Gang beginnt. Der Irländer hält ſich dießmal nur vertheidigend; er deckt ſich blos und wehrt nur ab; der Engländer aber, von ſeinem bisherigen Erfolge kühn gemacht, dringt vorwärts, und ſeine Stöße fallen hageldicht. „Dießmal muß Blut fließen,“ lieſt man in ſeinen Augen, und die Aufregung der Zuſchauer ſteigt ſo ſehr, daß man ihm offenen Beifall zujauchzt. Nun aber werden die Wangen Paddy's von Todesbläſſe überzogen. Nicht vor Angſt, denn er kennt dieſes Wort nicht, aber vor innerer Erregung, vor Schaam, vor Wuth! Seine

Augen ſprühen Feuer, und man ſieht ihm an, daß er zum Aeußerſten entſchloſſen iſt. Noch immer aber hält er ſich blos vertheidigend, und während dieſer ganzen Runde hat er noch zu keinem einzigen Schlage ausgeholt. Doch jetzt, — ha, nimm dich in acht, Meiſter John! Er hat den Moment erſpäht, wo du dich in der Hitze des Vordrängens nicht gehörig ſchützteſt, und ſchwer und gewaltig fällt ſeine Fauſt auf deine Wange. Zu ſpät ſtreckſt du deinen Arm vor, den Stoß zu pariren. Er „ſitzt“ und deine ganze linke Wange iſt aufgeriſſen. Sie klafft auseinander, wie ein vom Blitze geſpaltener Baumſtamm, und das Blut fließt in Strömen. Dieſer Gang war nicht zu deinem Vortheil, Meiſter John, und du hatteſt zu früh gejubelt, als du vor einem Augenblick noch vom Sieg träumteſt!

Mit einemmale iſt die öffentliche Meinung wie umgewandelt, und alle Wettluſtigen treten auf die Seite Paddy's. Man bietet fünf zu drei für ihn, aber nur Wenige haben den Muth, die Wette anzunehmen, und diejenigen, welche vor kaum einer Viertelſtunde fünf zu vier für John ausboten, dürfen nunmehr für den Spott nicht ſorgen. Dennoch iſt der Engländer noch nicht verloren, ſondern er wird vielmehr alsbald wieder auf die Beine gebracht, nachdem ihm der Schwammhalter das Blut gehörig abgewaſchen und der Doctor die Wunde mit ein paar Stichen zuſammengenäht hat. Ja er ſieht ſogar recht muthig darein, ſo daß ſeine Anhänger und Freunde ebenfalls wieder ein Herz faſſen.

Nach kurzer Friſt ruft der Unparteiiſche abermalen ſein „Go on“ und es folgt wieder Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag. Die nächſten zehn Runden übrigens bieten immer noch nichts Entſcheidendes, ſondern es ſchwankt

vielmehr die Glückswage zwiſchen John und Paddy unſchlüſſig hin und her. Die meiſten Stöße des Engländers „ſitzen“, aber ſie ſind nicht ſchwer und ſtark genug, den Irländer zu fällen. Sie ritzen ihm die Haut auf, aber ſie bringen nicht auf den eigentlichen Lebensnerv ein! Auch John hat keine weitere „ſchwere“ Wunde erhalten, obgleich ein Stoß auf die Bruſt ihm das Fleiſch vollkommen aufriß und ihn ſofort auf die Knie brachte. Dennoch iſt das Ausſehen der beiden Kämpen nunmehr ein ganz anderes, als zu Anfang des Kampfes. Ihre Haut damals ſo geſchmeidig, ja faſt glänzend, iſt nun zerſchlagen, zerhämmert, zerriſſen. Das bloße Fleiſch liegt zu Tage, wo ein Stoß geſeſſen hat, und ihr Geſicht, ihre Bruſt, ihre Arme ſind vollſtändig blutunterlaufen. Sie ſehen aus wie zwei Metzgersknechte, welche ſoeben ein paar Ochſen abgeſchlachtet haben, aber ihre Kraft iſt noch nicht gelähmt, ihre Glieder ſind noch nicht gebrochen, ihr Auge ſchaut noch kühn und trotzig. Noch weiß alſo kein Menſch zu ſagen, ob England ſiegt oder Irland.

Der ſiebenzehnte Gang beginnt. — „Go on! Go on!“ „Los! Los!“ — Dießmal kommt die Reihe an dich, Paddy! Wo hatteſt du deine Augen, du armer Sohn Grün-Erins? Ha der Schlag iſt ſchon gefallen und deine Naſe haſt du „gehabt“, Freund Paddy. Bruder John hat ſie dir ſo breit geſchlagen, daß ſie alsbald aufſchwoll, wie ein gefüllter Pfannenkuchen, und daß es ſogar in Frage ſteht, ob man nur überhaupt noch den Platz finden wird, wo ſie einſtens geſtanden. Sie iſt zum förmlichen „Couk“ geworden, und zugleich ſaß der Stoß ſo feſt, daß du der Länge nach zu Boden ſtürzteſt und ſelbſt vermeinteſt, nie mehr aufſtehen zu können. Das war ein böſer Schlag,

und dürfte entſcheidend wirken auf's ganze Gefecht; allein es geſchieht dir recht, Paddy, ganz recht. Warum mußteſt du auch dießmal ſo ſchrecklich unvorſichtig ſein?

Die Freunde des Irländers ſehen ſich verduzt an und ſchütteln den Kopf; die Anhänger John's aber ſchreien „Hurrah“ und wiſſen ſich vor Luſt kaum zu faſſen. Von neuem kommt Zuverſicht über ſie und abermalen bieten ſie Wetten über Wetten, welche, nachdem ſie von den Gegnern angenommen, ſofort in's Wettbüchlein eingetragen werden. Noch iſt nämlich der Kampf nicht zu Ende, denn — wegen des Verluſtes einer Naſe wird ſich doch Paddy nicht für beſiegt erklären? Weil ein Geſichtsvorſprung zu Brei verwandelt wurde, deßwegen wird doch nicht ein Schauſpiel, wegen deſſen tauſend Männer zuſammen gekommen ſind und hunderttauſende von Thalern riskirt haben, ausgeſpielt ſein? Gott bewahre! Noch iſt der Ausgang zweifelhaft, und nur wenn einer der beiden Kämpen „vollkommen unfähig“ geworden iſt, weiter zu kämpfen, nur dann hat die Affaire ihr Ende erreicht!

Man waſcht alſo den armen Paddy und drückt das geronnene Blut aus; man flickt die Fetzen der Haut zuſammen und netzt ihn ſo lange mit kühlenden Flüſſigkeiten, bis der furchtbare Schmerz nachläßt. Nunmehr erhebt ſich derſelbe, und nach kurzer Friſt ſteht er wieder ſo feſt auf den Beinen, als ob er nie die Mutter Erde geküßt hätte. Man reicht ihm die Rhumflaſche und er thut einen langen Zug. Dann ſchüttelt er ſich und legt ſich von Neuem aus, ſeinen Feind erwartend. Auch dieſer hat ſich inzwiſchen geſtärkt und ſeine ſtolze Miene verkündet, daß er nunmehr mit dem Gegner kurzen Proceß zu machen gedenkt. Doch — noch iſt nicht aller Tage Abend!

„Go on! Go on!“ „Los! Los!“ — Faſt zwei Stunden lang hat nun der Kampf gedauert und bald dahin, bald dorthin ſchwankte die Wage des Glückes. Aber noch iſt nichts entſchieden, trotz zolllangen Riſſen und furchtbar klaffenden Wunden. Die Geſichter der beiden Kämpen ſind durch Staub und Schweiß, durch Blut und Schmutz, durch Hiebe und Stöße faſt unkenntlich geworden, aber „entſchieden“ iſt deßwegen doch noch nichts. Da endlich im vierzigſten Gange zerſchmettert ein furchtbarer Hieb dem Engländer den linken Arm, daß er, an drei Stellen gebrochen, fortan ein unnützes Glied herabhängt. Ein gräßlicher Schrei folgt dieſem Ereigniß. Er geht nicht von dem Engländer aus, denn dieſer liegt in tiefer Ohnmacht begraben, ſondern vielmehr von ſeinen Freunden und Anhängern. Ihnen iſt es, als ob der Stoß ſie ſelbſt getroffen hätte, doch nicht aus Mitleid oder Mitgefühl, ſondern deßwegen, weil nunmehr der arme John auf den rechten Arm allein angewieſen iſt und unmöglich mehr „angriffsweiſe“ verfahren kann. Die Wetten, welche man auf ihn gemacht, ſind nun ſo gut wie verloren, denn der zerſchlagene Mann hat von jetzt an genug zu thun, ſich nur zu vertheidigen! Doch — wer weiß? Der Andere iſt ja auch hinlänglich zerſchlagen und könnte möglicherweiſe dem Gegner eine Blöße bieten, an die man jetzt gar nicht denkt. Er iſt ja ſichtlich ermattet, und überhaupt — wer kann die Chancen des Zufalls zum Voraus ermeſſen? Man verſchwendet alſo jede mögliche Sorgfalt auf den unglücklichen John, und übergießt ihn ſo lange mit ſtärkenden Eſſenzen, bis er wieder zum Leben erwacht. Endlich ſteht er wieder auf den Beinen, aber ach, er fühlt ſich ſo ſchwach, daß er gerne die Sache aufgeben und ſich für

beſiegt erklären möchte. Er flüſtert deßhalb ſeinem Sekundanten ein paar Worte zu, und bittet ihn, dem Gegner die Eröffnung zu machen, daß er „genug habe“; doch dieſer fährt zurück wie von Entſetzen ergriffen! „Genug haben? Aufhören, während doch noch eine Möglichkeit des Sieges, wenn auch eine ganz geringe, vorhanden iſt?“ Die Rhumflaſche her, damit der arme John auf andere Gedanken kommt! Es ſtehen ja tauſende und abertauſende von Dollars auf dem Spiele, wie könnte alſo von einem Aufgeben des Gefechts die Rede ſeyn, ehe der eine der beiden Kämpen vollſtändig unfähig geworden iſt, ferner ein Glied zu rühren? Die Menſchlichkeit mag ſolches vielleicht gebieten und die Geſetze der Civiliſation mögen es vorſchreiben, aber was hat ein amerikaniſcher Preisfauſtkampf mit Menſchlichkeit und Civiliſation zu ſchaffen? „Go on! Go on!“ „Los! Los!“

Der Kampf beginnt von Neuem, allein die Zuſchauer wiſſen nun, woran ſie ſind. „Fünf zu eins auf Paddy,“ rufen ſechs oder ſieben, aber niemand will's wagen. „Hundert Dollars gegen zehn, John verliert!“ Doch auch jetzt noch getraut ſich keiner. „Zweihundert gegen fünf,“ ſchreit endlich Einer, und dieſe Wette wird angenommen. Aber man lacht und ſpottet von allen Seiten über die hinausgeworfenen fünf Dollars, denn John iſt ja offenbar ein verlorner Mann. Wie wollte er auch mit einem Arm gegen zwei aukommen? Trotzdem werden noch vierzig Gänge gemacht, vierzig Gänge, in welchen der Engländer nach und nach vollſtändig zu Brei zerſchlagen wird. Im fünfundvierzigſten Gange trifft ein Schlag ſein linkes Aug, daß es augenblicklich wie eine Wurſt aufſchwillt und von nun an geſchloſſen bleibt; im fünfzigſten wirft ihn ein Stoß

auf den Magen zu Boden, und es ist kaum möglich, ihn durch Waschungen, Kühlungen, Reibungen und Schnapseinflößungen wieder auf die Beine zu bringen; im sechszigsten Gange trifft ein weiterer Stoß das andere Auge, so daß auch dieses, wenn nicht für immer, doch für die nächste Zeit verloren ist. Von nun an ist es kein Gefecht mehr, sondern nur noch ein Tollhauskampf. Der arme John steht zwar noch und schlägt um sich, aber es ist gerade, als wäre er ein wüthendes Thier geworden, welches sich vor seinem Verenden noch blindlings um sein Leben wehrt. Nach der achtzigsten Runde endlich ist das Kampfspiel zu Ende und John, der Engländer, liegt auf dem Boden, nicht ein Mensch mehr, sondern eine formlose Masse, welche man früher Mensch genannt hat. Das Brustbein ist ihm eingeschlagen und das Nasenbein entzwei, die Augen gleichen zwei großen Wulsten und die Wangen sind aufgeschlitzt, als hätte ein Metzger mit seinem Messer darin gewühlt. Der ganze Kopf sieht aus, wie zusammengekneteter Teig, und Leib und Arme sind zu förmlicher Unkenntlichkeit verschwollen. Nur an den kurzen Athemzügen, welche die Brust krampfhaft heben, merkt man, daß noch einiges Leben in diesem zusammengedroschenen Klumpen Fleisch ist. Jetzt freilich ist an ein „Fortmachen" nicht mehr zu denken! Man packt also den armen John sorgfältig in ein bereit gehaltenes Bett ein, legt ihn auf eine ebenfalls bereit gehaltene Bahre und trägt ihn in's Wirthshaus des nächsten Dorfes, allwo ihn sein Arzt mit aller nur erdenklichen Rücksicht behandelt und versorgt; der Sieger aber wird, nachdem man ihm den gewonnenen Preis in die Tasche gesteckt, unter Hurrahgeschrei auf das Dampfboot oder auf die Eisenbahn geschleppt, um mit ihm

im Triumphe in die Vaterstadt einzuziehen. Er hat zwar auch arg Noth gelitten, denn außerdem daß ihm die Nase eingeschlagen wurde, ist sein ganzes Gesicht verschwollen und mit Wunden bedeckt; allein er darf doch von Glück sagen, dieweil er wenigstens noch „gehen und sehen" kann. Kein Knochen ist entzwei, kein Arm wurde zermalmt, kein Auge ging caput und man kann ihn doch wenigstens noch einen Menschen nennen! „Hurrah" also für Paddy, ein dreimaliges donnerndes Hurrah, denn ihm allein verdankt man es, daß nunmehr Hunderttausende von Dollars aus den Händen der Gegner in die Taschen derer, welche auf ihn gewettet, herüberwandern! Also nochmals ein dreifaches donnerndes „Hurrah für Paddy!"

Solches ist das Ende des Preisgefechtes und ganz auf dieselbe Weise endigen fast alle derartigen Kämpfe. Stets wird so lange fortgemacht, bis der eine der beiden Champione wenn nicht ganz, doch wenigstens halb todt vom Platze weggetragen werden muß, denn nur dann kann man von einer wirklichen Entscheidung sprechen. Unangenehm ist's freilich, wenn der Besiegte so thöricht ist, an seinen Wunden zu sterben oder wenn er gar auf dem Kampfplatze selbst sein Leben aushaucht, dieweil ja in solchem Falle der Coroner eine Jury, die über den Grund des Todes abzuurtheilen hat und vor welcher alle Betheiligten Red und Antwort geben müssen, zusammenzuberufen hat; allein viel zu sagen hat die Sache nicht, denn der Spruch der Todtenrichter lautet gewöhnlich: „Todt durch Mißgeschick!", und dem Mörder d. h. demjenigen, der den andern todtgeboxt hat, wird kein Haar gekrümmt. „Dem Verstorbenen begegnete ein Unfall," das ist Alles! Kommt übrigens der Besiegte auch mit dem Leben davon,

ſo braucht er doch oft Wochen oder Monate, bis ſeine zerſchlagenen Glieder wieder kurirt ſind, und ſelten, ſogar ſehr ſelten erlangt er ſeine „ganze“ Geſundheit wieder. Meiſtentheils kann er ſich nur „als geflickt“ betrachten und nicht wenige der Preisboxer bleiben für ihr Leben lang, wenn ſie auch nicht zu förmlichen Krüppeln geſchlagen wurden, doch wenigſtens „verunſtaltet“. Ja ſogar die Sieger im Kampfe ſind nicht viel beſſer daran, ob ſie gleich viel Ruhm und Geld erndten, denn das Geld geht bei dem Aufwande, den ſie machen, gar bald den Weg alles Fleiſches und vom Ruhme kann man nicht leben. Ueberdieß kommt das Alter nur zu ſchnell heran und dann hat's natürlich mit dem Preisboxen von ſelbſt ein Ende. Was aber nun? Ei man muß eben ſehen, wie man ſich fortbringt und ſomit wird der eine Boxer vielleicht „Trainer“ oder Boxerlehrmeiſter, während der andere „Kampfhähne aufzieht“ oder auch ein „Rattentheater“ d. h. eine Bude hält, in welcher die Hunde der vornehmen Jugend Amerika's auf Ratten losgelaſſen werden. Die Meiſten erwerben ſich ein kleines „Public-House“, d. h. auf deutſch eine Kneipe, in welcher Rowdies, Loafer und andere Gönner des Pugilismus zuſammenkommen, um recht viel Brändi oder Gin zu trinken, von Boxereien und Preisfauſtkämpfen zu ſchwadroniren, und nebenbei einen mitgebrachten Grünen d. h. irgend einen armen unſchuldigen Tölpel vom Lande im Hazardſpiele „zu rupfen“.

Auf dieſe Weiſe bringt ſich der älter gewordene Boxer durch's Leben und man darf alſo nicht ſagen, daß der [illegible] deſſelben ein beſonders anlockender wäre. Deſſen ſcheint ihr Geſchlecht nicht ausſterben zu wollen, [illegible] jede Woche von einem neuen Preisfauſt-

kampfe leſen, in welchem dieſer oder jener zu Brei zermalmt wurde. Ja in neueſter Zeit hat ſich ſogar in der guten Stadt Neuyork eine Pugilist-aid-society d. h. eine Boxerunterſtützungs-Geſellſchaft gebildet, nur allein zu dem Zwecke, um die edle Innung der Preisfauſtkämpfer in ihrem Flore zu erhalten, und — wie lange wird es noch anſtehen, bis man dieſem oder jenem im Fauſtkampfe Gefallenen ebenſo gut ein Denkmal ſetzt, als dem General Waſhington und anderen tapferen Männern? Schon jetzt werden ja die „Sieger in einem Preisgefechte“ von den Zeitungen auf eine Weiſe herausgeſtrichen, daß man glauben könnte, es handle ſich von wirklich großen Helden, warum ſollte man alſo ihren Namen nicht auch vollends durch ein Monument zu verewigen das Recht haben? Gehen wir übrigens die Geſchichte der verſchiedenen Preisgefechte des Näheren durch, ſo waren die berühmteſten derſelben offenbar die zwiſchen Tom Hyer und Yankee Sullivan, ſowie zwiſchen Tom Sayers und John Heenan durchgefochtenen. Sullivan und Hyer reſidirten in Neuyork, der erſte in der Chatamſtreet, der zweite in der Whiteſtreet, und galten Beide als „unübertrefflich in der Kunſt des Boxens“. Wer jedoch der Stärkere ſei, konnte man nicht ſagen, weil ſie ſich noch nicht gegenſeitig gemeſſen hatten; allein da ſie glücklicherweiſe zwei verſchiedenen politiſchen Parteien angehörten, ſo durfte ein Wettkampf natürlich nicht ausbleiben und Hyer nahm ſich deßhalb, um die Sache recht bald zur Entſcheidung zu bringen, die Freiheit, den Sullivan im öffentlichen Wirthshauſe durchzuprügeln. Drauf kam es zur Herausforderung und zugleich zu einem Wetteinſatze von je fünftauſend Dollars, über den Kampftag ſelbſt aber wurde nur feſtgeſetzt, daß er ſechs oder ſieben

Wochen ſpäter erſt genau zu beſtimmen ſei. Selbſtverſtändlich flog die Nachricht von dieſem hochwichtigen Ereigniß wie ein Lauffeuer durch alle Staaten der Union und beſonders in der guten Stadt Neuyork gerieth die vornehme Jugend in eine kaum zu beſchreibende Aufregung. Es wurden gegenſeitig Wetten eingegangen, welche ſich zuſammen auf mehr als eine Million Dollars beliefen, und die ganze erwachſene männliche Bevölkerung theilte ſich in zwei Parteien, von denen die eine zur Fahne Tom Hyers, Esquire, ſchwur, während die andere den Yankee Sullivan zu ihrem Abgott erklärte. Volle zwei Monate lang brachten die Zeitungen jeden Tag Leitartikel über den bevorſtehenden Heldenkampf und wo man hinkam, in dem feinſten Salon wie in der gemeinſten Schnapskneipe, ſprach man von nichts, als von den beiden Duellanten. Selbſt der Gouverneur des Staates nahm Notiz von der Sache und ſtellte einige Regimenter Miliz auf, welche die Polizei in ihrem Beſtreben, das Duell zu verhindern, unterſtützen ſollten. Deſſen ungeachtet aber fand der Zweikampf in der zehnten Woche nach der Ausforderung ganz öffentlich ſtatt, freilich nicht im Staate Neuyork, ſondern vielmehr in Maryland, in der Nähe der großen Stadt Baltimore, wohin ſich die Nobleſſe der Neuyorker Männerwelt in zwei großen Extrazügen begeben hatte. Drei volle Stunden lang kämpften dort Tom Hyer und Yankee Sullivan miteinander und das Endreſultat war, daß der Letztere zu einem unförmlichen Klumpen zuſammengedroſchen wurde, während der „große Tom“ verhältnißmäßig unbeſchädigt davon kam. Kaum war übrigens die Schlacht vorüber, ſo wurde der Telegraph nach allen Seiten hin in Bewegung geſetzt, denn man wartete in der ganzen Union mit einer faſt fieber-

haften Spannung auf das Resultat des großen Ereignisses. Ueberdem brachten alle größere Zeitungs-Organe Extrablätter, in welchen der Kampf in allen seinen Einzelnheiten mit Homerischer Ausführlichkeit von A bis Z geschildert wurde, und zum Beweise, wie außerordentlich die Theilnahme des Publikums war, führen wir blos die Thatsache an, daß z. B. der Neuyorker Herald an diesem Tage fast doppelt so viel Exemplare absetzte, als sonst bei einer Präsidentenwahl! Natürlich zogen nach Beendigung des Gefechts die Theilnehmer an demselben mit ihrem Helden Tom Hyer in die Stadt Baltimore, um daselbst ein Festmahl zu halten, und dieser ihr Einzug glich einem förmlichen Triumphzuge. Alle Schiffe hatten Flaggen aufgezogen, alle Häuser prangten im Festkleide und der Stadtrath sandte dem Sieger eine Deputation entgegen! Noch größer waren die Feierlichkeiten, als den Tag darauf der große Held in Philadelphia einrückte, und man wäre versucht gewesen zu glauben, es handle sich um den Empfang eines Generalissimus, welcher die feindliche Armee in Stücke zerhauen habe. Am tollsten jedoch trieb's die Stadt Neuyork, in welche Tom Hyer am dritten Tage nach seinem glorioſen Siege zurückkam. Denn nicht blos wurde er mit Böllerschüssen empfangen, nicht blos war die ganze Bevölkerung, repräsentirt von einer halben Million Männer und Weiber, auf den Beinen, nicht blos gab man ihm ein großes Festessen, dessen Theilnehmer zwanzig Dollars für das Couvert bezahlten, sondern es fand auch des Abends eine allgemeine Beleuchtung statt, bei welcher denjenigen, welche so niederträchtig waren, eine Ausnahme machen zu wollen, sämmtliche Fenster eingeworfen wurden. Kurz der „Klopffechter" Tom sah sich höher gefeiert, als je im alten Rom

ein Triumphator oder zu unseren Zeiten ein Heldenkönig oder Kaiser gefeiert worden ist, und erhielt, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, zum Schlusse von den Stadtbehörden einen einträglichen Posten, welchen er bis an sein Lebensende bekleidete. Yankee Sullivan aber, der arme zerschlagene Tropf, kam nie mehr, was man sagt, zu Ehren und ging, nachdem er nothdürftig wieder zusammengeflickt war, aus Verdruß über seine Niederlage nach Californien, wo er als Spieler und Rowdy die Gesellschaft zu dominiren versuchte. Allein es gelang ihm nur schlecht und das Endresultat war, daß er sich, nachdem er einen kleinen Abstecher zum König Kamehameha III. auf die Sandwichs-Inseln gemacht und dort als dessen Kamerad eine Zeit lang eine Rolle gespielt hatte, mit eigenen Händen in San Francisco aufhängte.

Solches alles übrigens begab sich nicht etwa im vorigen Jahrhundert, sondern vielmehr vor noch nicht ganz zehn Jahren und es leben jetzt noch eine Menge von Personen, welche die ganze Affaire nicht blos erlebt, sondern sogar mitgemacht haben. Noch neuer aber, oder vielmehr das allerneueste ist der große Preisfaustkampf, welcher zwischen Tom Sayers, dem Sohn eines englischen Maurergesellen, und John Heenan, dem sogenannten Benicia-Boy, einem früheren Zollbeamten der Stadt Neuyork, der aber sein Amt längst niedergelegt hat, um sich nur allein dem edlen Geschäfte des Preisboxens zu widmen, ausgefochten worden ist. Es begab sich nemlich in der Nacht vom 16. auf den 17. April des Jahrs ein tausend achthundert und sechszig nach unserer Zeitrechnung, daß auf dem großen Eisenbahnhofe über der Themsebrücke in London zwischen zwei und drei Uhr Morgens

ein gar tolles Treiben, Schreien und Fahren bemerklich wurde. Von allen Seiten her jagten Droschken, Gigs, Flies und Caps in wüthender Hast herbei und aus ihnen stiegen theils jüngere, theils ältere Männer zum größten Theil in feiner eleganter Kleidung mit weißen Castorhüten und dito weißen Glacéhandschuhen. Mitunter sah man auch ein rechtes Bulldoggsgesicht, das offenbar nicht in die übrige „höhere" Gesellschaft paßte; aber alleins — man nahm keinen Anstoß daran, sondern drängte sich vielmehr um die Wette, den Bahnhof zu erreichen. Jeder der Ankömmlinge nahm sich ein Billet, für welches er drei Guineen, d. i. nach unserem Gelde sechsunddreißig Gulden, bezahlte, und setzte sich dann in einen der dreiunddreißig Waggons, vor welchen eine längst geheizte Locomotive ungeduldig schnaubte und zischte. Wohin es gieng, wußte außer dem Locomotivführer und den wenigen Eingeweihten niemand, sondern man hatte den Geladenen nur einfach die Weisung gegeben, mit dem Schlage drei Uhr sich auf dem Bahnhofe einzufinden und daher kam auch das furchtbare Rennen und Jagen. Sie mußten aber sämmtlich eine volle halbe Stunde lang warten, bis endlich um dreieinhalb Uhr die Pfeife des Dampfrosses ertönte und gleich darauf der fast unabsehbar lange Zug in die Nacht hinein donnerte. Man hatte nemlich noch eine zweite Maschine heizen müssen, weil der Andrang allzugroß war, als daß auch nur zwei Drittheile der mit Billeten Versehenen im ersten Zuge Platz gefunden hätten, und somit folgte fünf Minuten später noch ein zweiter Zug, welcher ebenfalls nicht weniger als dreißig Wagen zählte. Fort ging's nun, donnernd und rasselnd, in südlicher Richtung, beinahe drei volle Stunden lang! Endlich wurde in dem Flecken Farn-

borough auf der Surry- und Hampshire-Grenzstation angehalten, und alle Wägen entluden sich ihres Inhalts. Alsbald bildeten sich zwei Züge und man marschirte fünfzehnhundert Mann hoch einem großen Parke zu, welchen der edle Graf Scarborough der Gesellschaft zur Disposition gestellt hatte. Nachdem man dort angelangt war, gruppirte sich Alles um einen Kreis, welchen man in aller Eile mit Pfählen und Stricken absteckte. In den Kreis selbst traten nur Wenige, kaum zehn oder zwölf Männer, aber diese waren fast mehr festtäglich gekleidet und man sah ihnen an, daß sie ein besonders wichtiges Geschäft vorhaben müßten. Vornehmlich fielen zwei derselben auf, der eine ein großer athletischer Mann mit furchtbarem Muskelbau und einem so kühnen Auge, daß nicht leicht Jemand seinen Blick lange aushalten konnte, der andere kleiner und schlanker, aber doch stark und sehnigt und wie es schien von merkwürdiger Gewandtheit. Sie standen nicht bei einander, diese beiden Männer, sondern jeder nahm seinen besonderen Platz ein, der eine rechts, der andere links, und man hatte daher vollkommene Muße, sie recht genau und gründlich zu betrachten. Wer waren nun aber diese Beiden? Der eine, der kleinere nemlich, hieß Tom Sayers und durfte sich rühmen, der mit dem Preisgürtel gekrönte erste Preisboxer Englands zu sein; der andere d. i. der athletisch gebaute, war allgemein unter dem Namen „Benicia-Boy" bekannt (obgleich er eigentlich John Heenan hieß) und hatte sich als berühmtester Preisfaustkämpfer der Vereinigten Staaten expreß von Amerika herübergemacht, um sich mit dem obengenannten Engländer zu messen. „Allein" war er übrigens nicht gekommen, sondern es hatten ihn vielmehr dreihundert Neuyorker und

Boſtoner „Freunde", welche zu dieſem Behufe ein eigenes Dampfboot mietheten, begleitet und dieſe ſeine hohen Gönner ſtanden nun alle im Kreiſe herum, mitten unter den zwölfhundert Engländern, welche die Suite des Tom Sayers ausmachten. Man ſieht hieraus, daß der bevorſtehende Kampf ſo zu ſagen „als ein nationaler" betrachtet wurde, d. h. daß es ſich darum handelte, ob „England" obſiege oder „Nordamerika", und ebendeßwegen waren auch alle engliſche Zeitungen viele Wochen lang voll von Artikeln über das kommende große Ereigniß. Ja ſogar im Parlamente kam die Sache zur Sprache und man forderte die Regierung von verſchiedenen Seiten auf, dem Cannibalismus mit aller Strenge entgegenzutreten; allein die hohen Herren, welche die Gönnerſchaft der beiden Preisboxer bildeten, wußten die Polizei an der Naſe herumzuführen und dieſe ließ ſich, wie es ſcheint, recht gerne zum Beſten haben. Warum ſollte man denn auch dazwiſchen treten, wo es ſich doch um ein Duell, nicht zwiſchen zwei einzelnen Männern, ſondern zwiſchen zwei großen Nationen handelte?

Mit dem Schlag ſieben Uhr Morgens begann der Kampf und ſchon der dritte Gang endigte mit einem Treffer auf den Naſenſattel des Engländers, in Folge deſſen derſelbe ſchwer zu Boden fiel. Eben ſo ſchlimm fiel die vierte, fünfte, ſechste und ſiebente Runde für ihn aus und er mußte jedesmal gewaſchen, geſtrichen, gedrückt und mit ſtärkenden Waſſern benetzt werden, ehe er wieder auf die Beine kam. Im achten Gang dagegen gelang es ihm, ſeine Fauſt in das rechte Auge des Amerikaners hineinzubohren und nun ſtiegen ſeine Actien mit einemmale wieder um das Doppelte. Die nächſten ſechszehn Gänge blieben

unentſchieden, d. h. ein Jeder von ihnen zapfte dem anderen Blut ab und brachte ihm klaffende Wunden bei; in der fünfundzwanzigſten Runde aber wurde Tom Sayers durch einen ſo furchtbaren Schlag zu Boden geworfen, daß es faſt unmöglich ſchien, ihn wieder aufzubringen. Augen, Naſe, Mund und Backen bildeten ſo zu ſagen nur noch eine einzige unkenntliche, blutende Maſſe, die man unmöglich mehr für den Kopf eines Menſchen erklären konnte, und ſowohl der Arzt als ſeine beiden Wärter docterten eine gute Viertel-Stunde an ihm herum, ehe er nur wieder zur Beſinnung kam. Uebrigens auch der Benicia-Boy hatte ſein Theil weg, denn die eine Backe war ihm weit aufgeriſſen, während die andere einen ungeheuren blau und roth glühenden Klumpen bildete, und überdieß hatte ſein rechtes Auge eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer großen rothen Blutwurſt. So lag er auf dem Boden, ſchäumend und faſt bewußtlos, wie ein Trunkener! Doch ſeine Freunde wiſchten und netzten ihn ſo lange, bis er endlich, nachdem er einen mächtigen Schluck aus der Rhumflaſche gethan, wieder auf den Füßen ſtand. Gleich darauf erhob ſich auch der Engländer und das Gefecht begann von Neuem; allein die Kraft Tom Sayers war offenbar gebrochen und er wurde in den nächſten acht Gängen jedesmal von den wüthenden Fauſtſchlägen ſeines Gegners niedergeſchmettert. Im vierunddreißigſten Gange fing er an Blut zu ſpeien, ſein Athem wurde röchelnd und er vermochte ſeine „Armkeulen“ kaum mehr zu bewegen. Kurz mit ihm war es aus, und ſeine Freunde ſahen ein, daß er es nicht lange mehr treiben könne, ob er gleich für den Augenblick noch nicht ganz todt war. Was aber nun anfangen? Sollte man es wirklich dulden, daß der ausgeſetzte Sie-

gespreis von tausend Dollars oder zweihundert Pfund Sterling dem Benicia-Boy zu Theil werde? Sollte man es dulden, daß Nordamerika sich rühmen dürfe, Altengland besiegt zu haben? Solche Schmach wäre doch zu groß gewesen und somit drang nun auf einmal „die längst bereit gehaltene Polizei" in den Kreis ein, während gerade die beiden Kämpfer ihren fünfunddreißigsten Gang machten. Heenan wurde wüthend und bearbeitete die Policemen mit seinen Fäusten und Füßen zugleich. Endlich aber gelang es doch, den halb wahnsinnig Gewordenen zur Besinnung zu bringen und ihm begreiflich zu machen, daß man ihm weder an's Leben wolle, noch auch nur ihn gefangen zu nehmen beabsichtige. So ließ er sich denn herbei, Frieden zu geben, verlangte aber augenblicklich, daß ein zweiter Tag bestimmt werden müsse, an welchem der für jetzt noch unentschiedene Kampf zu Ende gebracht werden solle. Hiezu jedoch schien keine Aussicht vorhanden zu sein, denn der arme Tom Sayers war so schrecklich zerbläut und so furchtbar zerrissen, daß man ihn wie ein Wickelkind in Kissen und Betten einhüllen mußte, um ihn nur vom Platze bringen und in seine Wohnung transportiren zu können.

So endigte der große Kampf zwischen Tom Sayers und John Heenan, oder vielmehr zwischen der amerikanischen Union und Großbritannien. Unendliche Summen wurden dabei gewonnen und verloren, wie denn z. B. nur allein ein amerikanischer Schiffscapitän, welcher gewettet hatte, der Benicia-Boy werde dem Tom Sayers den ersten Stoß auf die Nase beibringen, nach dem Schlusse des Gefechtes nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling in die Tasche schob. Andere Wetten blieben unentschieden, weil der Kampf selbst unentschieden geblieben war,

und aus eben demſelben Grunde wurde auch der für den Sieger ausgeſetzt geweſene Boxerpreis von zweihundert Pfund Sterling nicht ausgetheilt. Dagegen aber erhielten die beiden Preisfauſtkämpfer ſo viel „freiwillige“ Präſente, daß ſich jeder von ihnen ein großes Landgut hätte davon kaufen können, und überdieß wurden ſie noch auf eine Weiſe venerirt, als wären ſie die erſten Helden der Welt. So lobte z. B. Lord Palmerſton den Tom Sayers in öffentlicher Parlaments-Sitzung, weil er ſich ſo wacker für die Ehre Altenglands geſchlagen habe, und die Herren Mitglieder des Unterhauſes klaſchten nicht blos Beifall, ſondern ſammelten auch dreihundert Pfund Sterling, die ſie dem ſchwer darniederliegenden Tom als Linderungspflaſter auf ſeine Wunden legten. Eben ſo dachte und handelte auch der Lord-Mayor von London, denn er hielt „dem Kämpen Englands“ eine ſolenne Dankrede und beſchenkte ihn im Namen der City mit einem Sack voll Goldſtücke. Daſſelbe thaten die Herren von der Londoner Stockbörſe und ebenſo freigebig erwieſen ſich die großen Kaufleute von Mincing-Lane, welche dem Tom je zweihundert Guineen übermachten; die Lords und Barone des Reichs aber, ihrer fünfzig an der Zahl, ſchickten ihm Anweiſungen auf die Bank von je fünfzig bis hundert Pfund Sterling, ſo daß nur allein die vom hohen Adel beigeſteuerte „Ruhmesbelohnung“ ſich nach unſerm Gelde auf mehr als dreißigtauſend Gulden belief. Am allerärgſten jedoch trieb's die Stadt Liverpool, denn als der gute Tom nach einigen Wochen von ſeinen Wunden ſo ziemlich wieder geneſen war, wurde er förmlich vom Lord-Mayor im Namen der City zum Beſuche eingeladen und ſofort nicht nur am Bahnhofe wie ein Sieger von vielen Tauſenden empfangen,

ſondern auch in offenem Triumphwagen von Menſchenhänden in das erſte Hotel geführt, wo man ihn auf Koſten der Stadt bewirthete. Kurz es war ein Enthuſiasmus ſonder Gleichen und es wäre bald ſo weit gekommen, daß man ihn, obwohl er nur ein Klopffechter war, als einen Halbgott angebetet hätte! Wenn nun aber ſolches in dem ſonſt ſo nüchternen England geſchah, ſo kann man ſich wohl denken, wie wahnſinnig erſt die Amerikaner ihrem Benicia-Boy zugejubelt haben mögen, und in der That begnügte man ſich in Amerika nicht damit, ihn mit Hunderten und Tauſenden von Dollars zu beſchenken, ſondern man holte ihn durch eine eigene Deputation feierlichſt vom engliſchen Grund und Boden ab. Ja, man würde ihn ſicherlich auf den Präſidenten-Stuhl der Union erhoben haben, wenn dieſer Poſten gerade erledigt geweſen wäre!

5.

Verbrechen, Einwanderung und Nativismus.

Die ganze Welt weiß, wie ungeheuer groß die Anzahl der Verbrechen iſt, welche alljährlich in den Vereinigten Staaten Amerika's begangen werden, und jeder Europäer ſtaunt mit Recht darüber, daß in einem Lande, das kaum dreißig Millionen Einwohner zählt, mehr Colliſionen mit den Geſetzen vorkommen, als in England, Frankreich und Deutſchland mit ihren hundert Millionen zuſammengenommen. Allerdings auf dem Lande, d. h. unter der bäuriſchen Bevölkerung Nordamerika's dürften ſich vielleicht kaum viel mehr ſchlechte Subjekte vorfinden, als unter der Bauernſchaft irgend eines europäiſchen Staates; um ſo immenſer aber erſcheint das Mißverhältniß, wenn man die größeren Städte der amerikaniſchen Union mit den großen Städten des europäiſchen Continentes vergleicht. Nehmen wir z. B. die ſtatiſtiſchen Notizen über Baltimore mit ſeinen hundertſechzigtauſend, oder über Neuorleans mit ſeinen hundertachtzigtauſend, oder endlich über Sanfrancisco mit ſeinen neunzigtauſend Einwohnern zur Hand, ſo zeigt ſich die Verbrecherzahl von Baltimore ſo groß oder größer, wie die von Berlin, und die von Neuorleans ſtreift gar an die von Paris hin,

während das große Neapel gegenüber von Sanfrancisco förmlich tugendhaft erscheint. Fast ganz dasselbe Verhältniß liefern die Städte Saint Louis, Cincinnati, Chicago, Buffalo, Charleston, Mobile, Nashville, Louisville, u. s. w. u. s. w. und nur vielleicht Boston und Philadelphia machen eine Ausnahme. Am allerschlimmsten jedoch steht's mit der Stadt Neuyork, denn obwohl dieselbe (ohne die Vorstädte) nur etwa achtmalhunderttausend Einwohner zählt, so beträgt doch nach dem neuesten Bericht des Polizeisuperintendenten die Zahl derer, welche nach einer Durchschnittsberechnung der letzten zehn Jahre wegen notorischer Vergehen oder Verbrechen „allmonatlich" verhaftet werden, die ungeheure Anzahl von vier Tausenden, und es kommt somit alljährlich auf je sechzehn oder siebzehn Personen immer ein Verhafteter. Man wird nun vielleicht sagen, unter den Verhafteten seien zwei Drittheile unschuldig und das Verhältniß zwischen rechtlichen Menschen und schlechten Subjekten stelle sich daher nicht wie eins zu siebzehn, sondern vielmehr wie eins zu fünfzig; allein gesetzt auch es verhielte sich wirklich so, so müßte ein solches Verhältniß doch immer noch als ein ungeheuer abnormes bezeichnet werden. Man bedenke nur, unter fünfzig Menschen regelmäßig ein Schuft! Leider Gottes können wir übrigens jene willkührliche Annahme „der unschuldigen zwei Drittheile" durchaus nicht constatiren, sondern die Erfahrung lehrt vielmehr, daß kaum der vierte Theil der Verhafteten „mit Unrecht" verhaftet wurde, und darum sind auch die Strafanstalten der Stadt Neuyork stets über und über gefüllt, sowie, um dieß nebenbei zu bemerken, vier Fünftheile der Bevölkerung von Auburn und Sing-Sing — so heißen bekanntlich die

zwei großen Zuchthäuser des Staates Neuyork — ihre Heimath ebenfalls nirgends anders, als in Neuyork haben. Ueberdem — wie viel Tausende von Verbrechen fallen nicht alljährlich in jener großen Metropole vor, deren Urheber man gar nicht entdeckt und also auch nicht zur Haft bringen kann! Man nehme nur einmal eine der größeren Zeitungen Neuyorks in die Hand und durchfliege die Rubrik der Stadtneuigkeiten, muß man da nicht, besonders wenn man noch etwas „grün", das heißt noch nicht lange im Lande ist (die Einheimischen, sowie die seit Jahren Ansäßigen haben sich längst an die Sache gewöhnt) entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen? Fünf bis sechs Mordthaten, acht bis zehn Einbrüche, fünfzehn bis zwanzig Raubanfälle, vierzig bis fünfzig Diebereien und dazuhin noch ein halbes Hundert anderer Vergehen gegen die Sittlichkeit, gegen den Staat, gegen die Gemeinde oder gegen den Einzelnen, findet man da beinahe regelmäßig für jeden Tag, den Gott gibt, verzeichnet, und wenn vielleicht an einem Mittwoch, Donnerstag oder Freitag diese furchtbare Höhe nicht erreicht wird, so bringen es dagegen die Samstage, Sonntage und Montage ganz sicherlich auf hundertfünfzig, wenn nicht gar auf zweihundert Morde, Todtschläge, Brandstiftungen, Einbrüche und Diebereien.

Woher kommt nun aber diese furchtbare Anzahl von Verbrechen? Die Erörterung dieser Frage, wenn sie eine genaue und gründliche sein soll, würde nothwendiger Weise ganze Bände füllen; allein uns ist es vor Allem darum zu thun, zu erfahren, wie der Amerikaner über die Sache denkt, und somit sollten wir eigentlich nicht sagen, „woher kommt diese furchtbare Anzahl von Verbrechen," sondern

vielmehr: „wo leitet ſie der Amerikaner her?“ Hierauf aber iſt die Antwort leicht, denn der Eingeborene, insbeſondere der Yankee, ſchiebt die Schuld in ihrer großen Hauptſache auf die Einwanderung und nur allein auf die Einwanderung.

Dem Leſer dünkt dieß vielleicht ſonderbar, allein man leſe die Berichte der Polizei, die Proklamationen der Behörden und Gouverneure, die Verhandlungen der Legislaturen oder geſetzgebenden Körper, die Leitartikel der verſchiedenen großen Zeitungen u. ſ. w. u. ſ. w., ſo wird man immer finden, daß die bewußte Frage nie anders, als auf die eben angegebene Weiſe ihre Erledigung findet. Nie und nimmer ſind es die „eingeborenen“ Amerikaner, von welchen die große Mehrzahl der Verbrecher geſtellt wird, ſondern es ſind vielmehr immer die Fremden, die Deutſchen, die Engländer, die Schotten und beſonders die Irländer, mit einem Wort alſo: „die Eingewanderten!“ So heißt es z. B. in der Proklamation eines keineswegs engherzig geſinnten Mayors der Stadt Neuyork wörtlich folgendermaßen: „Unſre Straßen ſind voll von wandernden Schaaren dieſer Fremden, die ſich, unſres Klimas ungewohnt, ohne Geld, ohne Beſchäftigung, ohne Freunde in unſerer Stadt herumtreiben, die weder ein gewiſſes Brod, noch eine gute Kleidung, noch einen wärmenden Heerd beſitzen, und welche überdem, da die meiſten unſere Sprache nicht kennen und von dem Mitgefühl der Eingeborenen ſicherlich ganz und gar nicht willkommen geheißen werden, keiner andern Zukunft entgegenſehen, als harter Arbeit, traurigen Entbehrungen und einem frühzeitigen Grabe.“ Kürzer und prägnanter faſſen ſich zwei andere Proklamationen an, von welchen die erſtere kurzweg

ſagt: „Tauſende gehen das Land auf und ab, indem ſie jeden Theil unſerer einſt ſo glücklichen Gegend mit ſchmutziger Armuth und noch ſchmutzigerer Verworfenheit erfüllen;“ während der andere etwas bombaſtiſcher ausruft: „Wenn wir Horden und Hekatomben von Geſchöpfen in menſchlicher Geſtalt, aber jedes ſittlichen Strebens unfähig; wenn wir den Auswurf und Abſchaum der menſchlichen Geſellſchaft, den Bettler, den Landſtreicher, den überführten Verbrecher in Myriaden auf unſeren Geſtaden landen ſehen, — Menſchen, an deren Händen noch das vergoſſene Blut klebt und in deren Geſicht der Diebſtahl und der Raub abgeprägt ſind; wenn wir ſehen, daß ſolche Elende die gleichen Rechte und Freiheiten, wie die edlen Eingeborenen, in Anſpruch nehmen, dann iſt es Zeit zu erwachen und der weiteren Ueberſchwemmung mit notoriſchen Verbrechern einen Damm entgegenzuſtellen.“ Den allertreueſten Ausdruck der wahren Herzensmeinung der eingeborenen Amerikaner jedoch findet man in den Zeitungsartikeln und wir könnten aus denſelben ganze Berge von Beweiſen dafür ſammeln, daß das Verbrecherthum nur allein den Eingewanderten in die Schuhe geſchoben wird. Wir begnügen uns aber mit einem einzigen jener Artikel, welche wir der Daily-Times entlehnen. Dort heißt es nämlich wörtlich überſetzt folgendermaßen: „Was würde Neuyork ohne das fremde Element mit ſeiner Ignoranz, ſeinem Pauperismus und ſeinen Verbrechen ſein? Unſere Gerichtshöfe, unſere Gefängniſſe und Zwangsarbeitshäuſer würden verhältnißmäßig leer ſtehen; ja die Hälfte der jetzigen Polizeimacht könnte vollkommen genügen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und während Neuyork für jetzt notoriſch die am ſchlechteſten regierte, ſo wie am ſchwerſten beſteuerte Stadt der

Welt ist, würde es alsdann das werden, wozu enthusiastische Amerikaner ihre Metropole gern machen möchten, nämlich zum Vorbilde für alle Hauptstädte der unterdrückten Staaten Europas. Aber zu unserem großen Unglück ist die Empire-City seit einem halben Jahrhundert der Zufluchtsort für alle bedrängte Schufte der Welt gewesen und es scheint gerade, als ob die sämmtlichen Verbrecher Europas sich verabredet hätten, unsere große Stadt zum allgemeinen Stelldichein zu erkiesen. Ja, nicht genug damit, sondern es kam sogar so weit, daß echappirte Räuber, Diebe und Mörder aller Art, oder auch heruntergekommene Abenteurer und Lumpen, also jedenfalls Leute, welche nicht den geringsten Anspruch auf unsere Sympathie hatten, sich als flüchtige Patrioten aufthaten und verlangten, von uns als solche venerirt zu werden. Darum, wenn wir unsere dreimonatliche Ernte von zwölftausend Verbrechern einheimsen, so ist dieß in der That nur die Frucht dessen, was wir selbst gesät haben!" Solches ist die Sprache der eingeborenen Nordamerikaner gegenüber der Einwanderung und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere sich etwas weniger offen oder was man sagt, „verblümter" ausdrückt, so denkt er doch in seinem innersten Herzen auch nicht um ein Jota anders, d. h. um es mit einem Worte zu sagen: „Gegenüber dem fremden Elemente ist jeder Amerikaner ein Nativist."

Hiemit stehen allerdings verschiedene andere Sätze, welche der Amerikaner im Munde zu führen pflegt, im grellsten Widerspruche. Wenn derselbe nämlich von seinem Vaterlande spricht, so pflegt er dasselbe stets als das gesegnetste Land des Erdkreises zu preisen, und darum nennt er es nie anders, denn die Heimstätte allgemeinen Wohl-

ſtandes und unwandelbarer Freiheit. Ja, voll Stolz und Emphaſe erklärt er es als den geheiligten Zufluchtsort aller Verbannten und Verfolgten, und pocht darauf, daß nur in Amerika die Toleranz und der freie Geiſt eine wahre Heimath gefunden hätten. Allein man vergleiche dieſe ſchönen Worte mit der Praxis, ſo wird man finden, daß jene Theorie nie und nimmer auf die Eingewanderten eine Anwendung findet, ſondern daß man „die Fremden“ vielmehr nur mit dem größten Widerwillen zuläßt. Wir Europäer ſind der Anſicht, daß ein großer oder vielmehr der größte Theil der amerikaniſchen Kultur der Einwanderung ihr Daſein zu verdanken hat; wir meinen, die ganze Entwicklung der weſtlichen Staaten, ſo wie beſonders die dortige Blüthe des Ackerbaues, ſei ausſchließlich das Werk der Immigration; wir behaupten, daß keine Stadt der Union in Beziehung auf Induſtrie und Gewerbsthätigkeit auch nur den fünften Theil ihrer jetzigen Ausdehnung entfaltet haben könnte, wenn nicht die große Maſſe von Europäern über das Weltmeer herübergekommen wäre; ja wir gehen ſogar ſo weit, zu glauben, daß nur allein durch die eingewanderte Intelligenz die Anglo-Amerikaner vor völliger Verwilderung bewahrt worden ſind, indem ohne die von Europa Herübergekommenen Amerika von den meiſten Künſten und Wiſſenſchaften gar keine Idee haben würde So denken wir und ſo denkt man in ganz Europa; der Amerikaner aber antwortet auf alle dieſe Behauptungen mit dem Satze: „Die Einwanderung iſt das Unglück der Union, denn ihr verdankt ſie die ganze Schlechtigkeit, welche in derſelben herrſcht!“

Man glaube übrigens ja nicht, daß dieſer Geiſt der Feindſchaft gegen die Einwanderung ſich etwa erſt von

geſtern oder heute datirt, oder, daß er vielleicht nur allein der Ausbruch eines plötzlich erregten Gefühles ſei. Solches iſt ſicherlich nicht der Fall, ſondern der Haß ſitzt vielmehr tief im Innern und macht ſich deßhalb auch ſeit den letzten zwanzig oder dreißig Jahren bei jeder Gelegenheit Luft. Zum Beweis deſſen werden wir nichts weiter nöthig haben, als den Leſer an die furchtbaren Blut- und Mordſcenen zu verweiſen, welche ſich faſt jedes Jahr in den größeren Städten der Union wiederholen und bei denen es ſich beinahe regelmäßig um nichts Anderes handelt, als um die Verfolgung der armen Eingewanderten. Wir erinnern in dieſer Beziehung nur an die barbariſchen Thaten der Bevölkerungen von Neuorleans, von Louisville, von Baltimore, von Cincinnati, von Neuyork und Philadelphia und bitten, nicht zu vergeſſen, daß damals, beſonders in Louisville und Baltimore, nicht bloß Hunderte von Häuſern verbrannt oder zerſtört, ſondern daß auch zahlloſe Menſchenleben geopfert und Deutſche wie Irländer, als wären ſie Hunde, gehetzt wurden. Allerdings wird man uns entgegenhalten: „derartige Beſtialitäten ſtehen nur vereinzelt da und überdieß iſt es nur der gemeine Pöbel, der ſie begeht.“ Aber, ſo fragen wir umgekehrt, haben denn die Behörden der Städte, in welchen jene Blutthaten vorfielen, dem Beginnen des Pöbels zu ſteuern verſucht? Iſt man vielleicht mit gewaffneter Hand gegen denſelben eingeſchritten und hat man die Uebelthäter in's Gefängniß geworfen, um ſie für ihre Verbrechen büßen zu laſſen? Nichts von allem dem! Allerdings „ſtellte man ſich ſo,“ als ob man eine Unterſuchung veranſtalten wollte, aber das Reſultat war gleich Null, und ſtatt daß man ein paar Dutzend jener Mörder und Brandſtifter gehängt hätte,

ließ man ſie ſämmtlich laufen, ohne auch nur Einem von ihnen ein Haar zu krümmen. Ja noch mehr, man nahm ſich derſelben ſogar frei und offen an, und es ſtand deßhalb in allen amerikaniſchen Zeitungen in ziemlich unverblümter Sprache zu leſen, wie die Eingewanderten die ihnen gewordene Lektion gar wohl verdient hätten! Sieht man nun hieraus nicht zur Genüge, daß jeder Amerikaner, auch der geiſtig höher Stehende, den Haß gegen die Einwanderung theilt?

Allein nicht bloß in den Blutſcenen von Louisville und Baltimore liegt der Beweis dieſes Haſſes; er liegt auch nicht bloß in den tagtäglich vorkommenden Reibereien zwiſchen den Eingeborenen und Eingewanderten, bei welchen die Erſteren faſt immer der angreifende Theil ſind; ſondern er liegt noch bei weitem mehr in der Verachtung, mit welcher die ſämmtlichen Amerikaner, die Gebildeten wie die Ungebildeten, auf das fremde Element herabſehen. Oder woher käme es z. B., daß in faſt ſämmtlichen Repräſentantenhäuſern der einzelnen Staaten der Union alle paar Jahre die Frage, ob man einem von Europa Herübergekommenen nur je überhaupt das Recht zuertheilen dürfe, als wirklicher amerikaniſcher Bürger zu exiſtiren, immer wieder auf die Tagesordnung gebracht wird? Woher käme es, daß in den Staaten Maine, Maſſachuſetts u. ſ. w. u. ſ. w. ein Geſetz erlaſſen wurde, kraft welches ein Eingewanderter nur erſt nach zwanzigjährigem, — wir wiederholen es, erſt nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande berechtigt ſein ſoll, bei den Wahlen mitzuſtimmen und den Eingebornen gleich zu ſtehen? Woher käme es, daß man keinen Europäer in Amerika landen läßt, wenn er nicht vorher einen Dollar als ſogenannte Commutations-

Steuer und einen andern Dollar als Hoſpital-Money hinterlegt hat? Woher käme es, daß es faſt überall in der ganzen Union als eine merkwürdige und höchſt ſeltene Ausnahme zu betrachten iſt, wenn irgend einmal ein Fremdgeborener ein kleines ſtädtſches Aemtchen erhält, oder gar zu einem nichtsſagenden Staatspoſten befördert wird? Woher käme es denn, daß ſich eine weitverzweigte, in alle Schichten der Geſellſchaft eingreifende, vollſtändig und förmlich bewaffnete Verbindung, wir meinen die der „Know-nothings" oder „Nichtswiſſer" bilden konnte, welche jeden Neuaufgenommenen ſchwören läßt, die Nativegrundſätze gegen die Schmarotzerpflanze der Einwanderung ſogar mit Gewalt durchzuſetzen?

Hierin liegt doch wahrhaftig des Beweiſes genug, mit welchem Auge der Amerikaner den Eingewanderten betrachtet. Noch deutlicher aber faſt iſt die Sprache derer, welche ſich „als Freunde der Immigration" aufthun und ſich der Fremdgeborenen aus vollem Herzen annehmen zu wollen erklären. Auch ihnen nemlich fällt es nie ein, einen Eingewanderten „als einen Gleichgeſtellten" zu behandeln, oder gar zuzugeſtehen, daß deſſen innerer Werth möglicher Weiſe ein größerer ſei, als der eines Eingeborenen. Ein ſolches Zugeſtändniß gehört bei dem Hochmuth des Amerikaners (man vergleiche den Aufſatz: „Der Yankee oder der Stockamerikaner") zur reinſten Unmöglichkeit, und ſomit beſteht die ganze Schutzrede des Immigrantenfreundes zu Gunſten der Einwanderung nur allein darin, daß er deren Nutzen nachweist und in Dollars und Cents berechnet. Es iſt ja bekannt, wie viel ein Negerſklave koſtet, und ebenſo bekannt iſt, daß die Arbeit eines freien Weißen einen größern Werth hat, als die eines

Schwarzen oder Mulatten. Nimmt man nun an, daß der Durchschnittspreis eines Sklaven fünfhundert Dollars beträgt und nimmt man ferner an, daß jährlich etwa zweimalhunderttausend Irländer, Deutsche, Schotten, Engländer, Franzosen, Dänen, Italiener u. s. w. u. s. w. einwandern, so stellt es sich heraus, daß der Kapitalwerth der jährlichen Einwanderung nicht geringer anzuschlagen ist, als auf hundert Millionen Dollars. Demnach repräsentirt die Gesammtmasse der Einwanderung, welche (es kamen in den letzten fünfzig Jahren ungefähr vier Millionen Irländer, drei Millionen fünfmalhunderttausend Deutsche und eine Million fünfmalhunderttausend Abkömmlinge anderer Nationalitäten in's Land) auf etwa neun Millionen anzuschlagen ist, die ungeheure Summe von viertausend fünfhundert Millionen Dollars, d. i. von eilftausend zweihundertundfünfzig Millionen Gulden! So rechnet der Yankee, und nun fragt er sich, ob es nicht ein Wahnsinn wäre, der Einfuhr eines solchen nutzbringenden Handelsartikels, als die Menschenbeischaffung aus Europa ist, hindernd in den Weg zu treten. Ueberdem mußte man nicht auch daran denken, daß im großen Ganzen genommen nur allein die wenigsten Einwanderer „total mittellos" ankommen, sondern daß vielmehr der größte Theil derselben eine ziemliche Portion baar Geld mitbringt? Ja, hat man nicht vollkommen Recht, wenn man diese mitgebrachten Gelder auf etwa hundert Dollars per Kopf anschlägt und also der Gesammteinwanderung einen Baargeldwerth von neunhundert Millionen Dollars gibt?

Das ist die Sprache des Freundes der Einwanderung, und einen andern Grund, warum er die letztere begünstigt wissen will, führt er nie an. Was lernen wir

nun aber hieraus? Nichts anders, als das, daß der Amerikaner den aus Europa Herübergekommenen für eine Art von Lastthier betrachtet, welches so und so viel Werth hat und so und so viel Nutzen abwirft! Der Einwanderer „als Mensch" kümmert ihn nichts, sondern nur der Einwanderer „als Arbeiter"! Aber sollte es unter solchen Umständen einen Europäer noch fernerhin gelüsten, in das hochgelobte Land der Freiheit und Gleichheit auszuwandern? Derjenige, welcher es gut mit ihm meint, schätzt ihn ab, wie der Bauer seine Ochsen abschätzt, und hält ihn für gut genug, das Land zu bebauen oder in den Werkstätten zu arbeiten; derjenige aber, welcher die Einwanderung schon von vorneherein haßt, betrachtet und behandelt ihn als einen Auswürfling der den Boden Amerikas besudle! Ist das nicht genug? Fragen wir nun übrigens nach dem Grunde, warum der jetzige Amerikaner so denkt, so dürfte man vielleicht nicht fehl gehen, wenn man, statt „bloß" vom amerikanischen Vorurtheil und Eigendünkel zu sprechen, denselben zugleich im Einwanderer selbst, d. h. in seiner Persönlichkeit und in seinem ganzen Thun und Treiben sucht. Unrichtig ist freilich — und nicht bloß unrichtig, sondern geradezu wahnwitzig, wenn man den tollen Satz aufstellt, die „Meisten" der von Europa Herübergekommenen seien schofle und schlechte Subjekte; aber richtig ist, daß nicht Wenige Europa bloß verlassen, weil man sie dort nicht mehr behalten will, und daß gar viele Regierungs- und Gemeindebehörden der alten Welt Nordamerika als nichts anderes ansehen, denn als eine Art von „Deportations-Insel," auf welche man alle Armen, alle Faullenzer, alle Asoten, ja sogar alle Zucht-

hauswürdigen hinüberzuwerfen das Recht habe. Wenn dieß sich aber so verhält, kann man es dann dem Amerikaner übel nehmen, wenn er das Kind mit dem Bad ausschüttend „den größten Theil" der Einwanderer für eine Sippschaft von Deportirten ansieht, und von dem kleinen Reste der Uebrigen, deren Ehrlichkeit er nicht antastet, meint, sie seien nur allein durch die dichterischen Anpreisungen jener lügenhaften Agenten, welche sich mit der Anwerbung von Passagieren befassen, fälschlicher Weise zur Auswanderung verlockt worden? Ein Grund, warum sich der Amerikaner die Eingewanderten mit keinem allzugünstigen Auge betrachtet, ist also vorhanden. Zudem muß es den Eingeborenen nicht widerwärtig berühren, wenn er sieht, daß die Immigranten fast in allen ihren Gewohnheiten nicht nur nicht mit ihm übereinstimmen, sondern ihm sogar nicht selten geradezu feindlich entgegentreten? Bringt ja doch der Europäer wie natürlich immer „europäische" Ansichten und Begriffe mit herüber, welche das Gefühl des Amerikaners nur zu oft verletzen! Ist es ja doch so ungemein schwer, die Grundsätze „der monarchischen Erziehung", welche man in der alten Welt genossen, mit einem Male abzulegen und die nationalen Eigenthümlichkeiten des neuen Vaterlandes zu adoptiren! Was kann also Anderes daraus entstehen, als nur allein gegenseitiger Haß und Abneigung?

Erschöpfend haben wir nun freilich das Thema dieses Aufsatzes nicht behandelt; und insbesondere sind wir dem Leser eine direkte Antwort auf die Frage, woher es komme, daß in den großen Städten Amerikas eine solch furchtbare Masse von Verbrechen vorkommen, schuldig geblieben. Allein genügen nicht schon die Andeutungen, die wir gaben, und

läßt es sich aus dem oben Gesagten nicht mit Leichtigkeit herausfinden, warum es sich so verhält? Oder kann man es sich nicht denken, daß (abgesehen von den paar tausend wirklich schlechten Subjekten, welche Europa jährlich nach Amerika hinüberschickt) die Eingewanderten viel leichter in Noth und Versuchung kommen, als die mit allen Verhältnissen vertrauten Eingeborenen, und daß es daher kein Wunder ist, wenn sie die Mehrzahl der alltäglich Verhafteten bilden? Ein Trost ist es jedoch für uns Deutsche, daß von den zwölf Tausenden, welche vierteljährlich in Neuyork in's Gefängniß gebracht werden, bei weitem die Wenigsten — im Durschnitte kaum Tausend — der deutschen Nationalität angehören, obwohl mehr als hunderttausend unserer Landsleute in Neuyork wohnen; sondern, daß vielmehr ie Irländer, deren die Empire-City etwa Hundertfünfzigtausend zählt, das Hauptcontingent, nämlich volle acht Tausend von zwölf Tausenden, liefern, während auf die stockamerikanische Bevölkerung die Zahl von Zweitausend bis Zweitausendfünfhundert und der Rest auf die übrigen Nationalitäten kommt.*)

*) Wir ersuchen den Leser, hiemit den Aufsatz: „Der Deutsche in Amerika" zu vergleichen.

6.

Der Nigger in der Leibeigenschaft oder Sklavenleben in Amerika.

Es gibt nichts Irrigeres, als die Ansichten, welche noch vor ganz kurzer Zeit und zum Theil selbst noch in unsern Tagen über das Leben und die Behandlung der Neger in den Sklavenstaaten Amerikas verbreitet sind. Gewöhnlich nemlich stellt man sich vor, jene Neger werden wie die Hunde, oder vielmehr etwas schlimmer als die Hunde, behandelt, und man erzählt sich die haarsträubendsten Geschichten von dem Thun und Treiben auf den amerikanischen Plantagen. Ja man denkt sich sogar unter einem Negersklaven ein Geschöpf, bei dessen Jammeranblick auch dem Rohesten das Herz im Leibe erbeben müsse, und bekreuzt sich dabei von oben bis unten, wenn man nur das Wort „Plantage" hört, darauf schwörend, daß, wo die Sklaverei beginne, die Civilisation und das Menschenthum ein Ende habe. Woher es nun kommt, daß in Europa und besonders in Deutschland solche, wenn nicht geradezu fabelhafte, doch wenigstens ungemein übertriebene Gerüchte über das amerikanische Sklavenleben verbreitet sind, wollen wir hier des Näheren nicht untersuchen (obwohl es in die Augen fällt, daß jene Münchhausiaden

von den Amerikanern selbst, d. h. von den Abolitionisten unter denselben, erfunden und verbreitet wurden, um den Sklavenhaltern des Südens in der öffentlichen Meinung zu schaden), sondern wir erlauben uns vielmehr, den Leser auf einer der südlichen Plantagen Amerikas selbst einzuführen, damit er sich persönlich überzeuge, wie es daselbst zugeht.

Die „Herrenwohnung", das ist die Wohnung des Baumwollenbaron, haben wir in einem früheren Aufsatz bereits kennen gelernt. Somit verfügen wir uns sogleich in das „Negerdörfchen", welches größtentheils oder vielmehr regelmäßig zehn bis zwanzig Minuten vom Herrenhause entfernt liegt und aus vierzig bis hundert (je nachdem der Plantagenbesitzer mehr oder weniger Sklaven hält) Wohnungen besteht. Die letzteren sind einstockige, ganz gleichförmig gebaute Häuschen, die einander in einer geraden Linie gegenüber liegen und sich von weitem fast wie eine kleine Fabrikanlage ausnehmen. Jedes Häuschen hat fünfzehn bis achtzehn Fuß im Quadrat und ist meistens aus behauenen Baumstämmen gefertigt, welche man noch überdieß innen mit Brettern verschlug. Somit gewährt das kleine Anwesen, dessen innerer Boden meistentheils aus einer Brettergrundlage oder aus festgestampftem Lehm besteht, immerhin einen guten Schutz gegen Wind und Wetter, und ist überdieß, da das Niggerdörfchen stets auf einem trockenen Boden errichtet wird, durchaus gesund. Vor jeder Wohnung befindet sich ein bedeckter Vorplatz, eine Art Porticus, der von dem Neger fast noch mehr benützt wird, als das Innere seines winzigen Palastes; denn man muß nur bedenken, daß das Clima des südlichen Nordamerika den Aufenthalt in einem geschlossenen Raum keineswegs

besonders annehmlich macht. Demnach ist der Porticus sowohl im Frühjahr als im Sommer und Herbst, ja sogar im Winter, — die Regenzeit (denn Schnee giebt es keinen) natürlich ausgenommen — der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Niggerfamilie, wenn sie zu Hause ist. Hier wird gekocht und hier wird gespeist; im Wohnhause aber wird nur geschlafen!

Das Ameublement einer Negerhütte wetteifert an Einfachheit mit dem Ameublement eines Indianerzeltes. Einige roh gearbeitete Stühle, ein aus Fichtenholzbrettern zusammengenagelter, kaum nothdürftig gehobelter Tisch, ein breites aus Binsenmatten, welche über zerschlitzte Maisblätter gebreitet sind, bestehendes Bett, das sich kaum einen Schuh hoch über den Boden erhebt, — das ist Alles! Was braucht aber auch ein Neger mehr? Das Essen schmeckt ihm auf seinem tannenen Tische gerade so gut, als seinem Herrn auf einer Marmorplatte, und im heißen Sommer kann man sich keine kühlere Matratze wünschen, als Maisblätter und Binsenmatten. Gewöhnlich ist ein Negerhäuschen nur von einer einzigen Familie bewohnt, und nur dann, wenn das Sklaven-Ehepaar keine oder wenige Kinder besitzt, werden ihm noch einige unverheirathete Neger oder Negerinnen zugetheilt; denn man rechnet sechs oder sieben Personen auf eine Negerwohnung. In letzterem Falle aber, d. h. wenn ledige Sklaven mit verheiratheten zusammenleben, werden die Ersteren Nachts in den Raum unter dem Dache, in die sogenannte Mansarde, verwiesen, damit das Ehepaar allein sei, und nicht selten wird sogar so sehr auf den Anstand gehalten, daß man das Ehebett hinter einer Art Bretterverschlag verbirgt oder wenigstens hinter einem Vorhang von Baumwollenzeug! In einer Ecke der Wohnstube befindet sich das Kamin oder der

Ofen; denn obwohl es nur äußerſt ſelten zum Einheizen kommt, ſo verſäumt man es doch nicht, auch für die kältere Jahreszeit Vorſorge zu treffen, und über dem Kamin iſt ein Brett angebracht, auf welchem einzelne hölzerne Teller und Schüſſeln ſtehen. Gleich daneben hängen die ebenfalls hölzernen Löffel, ſowie die übrigen nöthigen Geſchirre, und an der Wand herum ſind ditto hölzerne Nägel eingeſchlagen, welche die Kleidungsſtücke, die wollenen Decken u. ſ. w. zu tragen haben. So ſieht's gewöhnlich in einer Negerhütte aus. Alles iſt ſehr einfach, ja ſogar höchſt primitiver Natur, aber das Ganze nimmt ſich doch wohnlich aus, und es kommt nur auf den Neger ſelbſt an, ob er ſich mehr oder minder comfortable einrichten will, da man ihm in dieſer Beziehung lediglich kein Hinderniß in den Weg legt.

Der Einfachheit der „Wohnung" entſpricht die Einfachheit der „Kleidung". Der Plantagen-Beſitzer hat nemlich die Verpflichtung, in jeglicher Hinſicht für ſeine Leibeigenen zu ſorgen, und er thut es auch, zwar vielleicht oder vielmehr ohne Zweifel nicht aus Humanität, wohl aber „aus Nützlichkeitsgründen". Wie könnte dieß auch anders ſein, da ja ein geſunder, kräftiger Sklave nicht ſelten mit zwölf- bis fünfzehnhundert Dollars bezahlt wird, während ſchon junge Kinder einen Werth von wenigſtens ein paar hundert Dollars haben? Die Neger ſind daher meiſt, wenn auch einfach, doch „genügend" gekleidet, und man ſorgt dafür, daß weder Hitze noch Regen und Kälte einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Geſundheit ausüben können. Im Sommer tragen ſowohl Weiber als Männer leichte Calico-Ueberwürfe (ſogenannte „Osnaburghs", die ihren Namen von einem gleichlautenden Städtchen haben und im ganzen Süden in großer Maſſe fabricirt werden,

besonders in Georgien und Südcarolina), und selbst im Frühjahr und Herbst bedarf es keiner besseren Verwahrung. Im Winter jedoch sollten die Zeuge aus Wolle gefertigt sein, wenn man nicht will, daß der Körper durch den oft ungemein schnellen Uebergang von Kälte zur Hitze und umgekehrt nothleide. Leider aber haben die wollenen Stoffe in Amerika einen sehr hohen Preis, und somit wird an den Winterkleidern der Sklaven nur zu oft merkwürdig gespart, besonders wenn der „Herr", d. h. der Plantagenbesitzer, ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Wüstling oder ein Verschwender ist. Ja sogar auf den „bessern" Pflanzungen sind die Neger nicht selten gezwungen, statt der wollenen, baumwollene Stoffe zu tragen, und es gereicht daher den Herren Baumwollenbaronen zum nicht geringen Vorwurfe, daß sie es meistentheils versäumen, auf ihren Plantagen eine kleine Heerde von Schafen zu halten, deren Pelz den armen Niggern zu gute käme. Man könnte ja die Niggerweiber so gar leicht dazu anhalten, die Wolle zu verspinnen, um daraus Kleider und Decken zu verfertigen; aber freilich — das Schafehalten ist weniger einträglich, als das Bauen von Baumwolle und Indigo! So besteht denn die ganze Kleidung eines männlichen Negers fast das ganze Jahr hindurch aus nichts als einer baumwollenen Hose, während die der Negerinnen aus einem dito Rocke gefertigt ist, und von Jacken oder Strümpfen ist nur selten oder nie die Rede. Noch viel weniger denkt man je an irgend eine Kopfbekleidung (denn das starke wolligte Haar gewährt ja hinlänglichen Schutz selbst gegen den Sonnenstich), und am allerwenigsten an ein Hemd oder doch etwas dem Aehnlichen. „Wie, nicht einmal ein Hemd?" ruft erstaunt der Europäer; denn wir können uns einen

Menſchen ohne einen ſolchen Leibesüberzug gar nicht denken; allein deßwegen verhält es ſich doch genau, wie wir ſagen, und zwar einfach, weil der Nigger, er ſei weiblichen oder männlichen Geſchlechts, ein ſolches Kleidungsſtück für den allergrößten Luxus von der Welt hält. Ja nicht einmal die kleinen Kinder beſitzen etwas, was einem Hemd gleich ſieht, ſondern man wickelt ſie vielmehr in einen alten zerriſſenen Lappen, oder läßt ſie noch viel lieber im Zuſtand Adam und Eva's, in welchem ſie bleiben, bis ſie anfangen, zur Arbeit tüchtig zu werden. Was bedürfte auch ein Niggerkind irgend einer Bedeckung!

Von der Kleidung des Negers kommen wir auf ſeine „Nahrung", und man wird uns keiner Lüge zeihen, wenn wir die letztere noch für viel einfacher erklären, als die erſtere. Allerdings in denjenigen Sklavenſtaaten, welche an die ſogenannten „Freien Staaten" grenzen, nämlich in Delaware, Maryland, Nord-Virginien, Nord-Kentuky und Nord-Miſſouri, ſowie auch in dem gebirgigen Theile von Texas, iſt das „Eſſen" des Negers kein ſchlechtes, denn das Clima erlaubt dort die Anpflanzung von Kartoffeln, von Weizen, von Gemüſen und von den meiſten andern Früchten der gemäßigten Zone. In den eigentlichen Baumwollenſtaaten dagegen gedeiht der Weizen nicht mehr und ſogar die „eigentlichen" Kartoffeln verkümmern, von andern ähnlichen Bodenerzeugniſſen gar nicht zu reden. Demgemäß hält man ſich allüberall im Süden bei der Speiſung des Magens an den Mais, ſowie an die ſogenannten „ſüßen Kartoffeln" (welch' letztere aber einen ganz andern Geſchmack haben, als unſere Erdbirnen), und fügt höchſtens noch etwas dürre Bohnen nebſt etwas Pöckelfleiſch hinzu. Im Herrenhaus freilich fehlt nichts, was zu einer guten Tafel

gehört; denn es gibt allda des Geflügels und anderer Vieharten eine Masse, und um's Geld kann man auch das feinste Mehl aus dem Norden beziehen. Allein wird man etwa einem Plantage-Besitzer zumuthen, seine Neger „mit Weißbrod aufzufüttern", oder soll er vielleicht gar Schlachtvieh einführen, „um die Sklaven mit Rostboeuf zu mästen"? Das hieße doch den Luxus etwas zu weit treiben, und somit giebt man dem Nigger in der Regel nur allein Mais und abermals Mais zu seiner Nahrung. Gekocht übrigens erhält er ihn nicht, sondern alle Samstag Abend faßt ein Jeder ohne Ausnahme, er sei männlich oder weiblich, alt oder jung, nach unserem Maße ein gutes halbes Simri Maiskolben, und von diesen hat er die Woche über zu leben. Natürlich übrigens sind Handmühlen da, um das Indian-Corn zu mahlen, so daß sich eine Familie entweder einen Brei kochen oder auch Maisbrod backen kann. Aber Maisbrod und Maisbrei, und nichts als Maisbrod und Maisbrei das ganze Jahr hindurch! Für den ärmsten Europäer wäre es vielleicht unmöglich, hievon zu existiren oder vielmehr sich an eine solche Kost zu gewöhnen; allein lebt nicht auch der Chinese und sogar der Araber Wochen und Monate lang von nichts Anderem, als von Reis, und will vielleicht ein Nigger vor einem Chinesen oder Araber etwas voraus haben? Das wäre zu viel verlangt! Uebrigens kommen doch auch Abwechslungen vor, denn es werden, wie bereits angedeutet, hie und da statt des Maises Rationen von Bohnen ausgetheilt, wenn man diese letztere ohne allzu große Kosten von den nördlicheren Staaten oder auch aus Mexiko beziehen kann, und überdies giebt's, wie schon gesagt, süße Kartoffeln, welche man verabreicht, so lange man deren besitzt. Ja sogar Fleisch, d. h. gesalzenes

Fleiſch, bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten auch friſche Waare, verabreicht man von Zeit zu Zeit, um den Neger bei Kräften zu erhalten, und ohnehin iſt es Sitte, von der Maſſe von Aepfeln und Pfirſichen, welche im Garten des Herrenhauſes wachſen, täglich, d. h. ſo lange das Obſt andauert, einen Zuber voll unter die Schwarzen zu vertheilen. Iſt das nicht des Guten ſchon übergenug? Doch nein, denn die Hauptſache haben wir noch gar nicht angeführt. Um nemlich dem Neger das Leben ſo annehmlich als möglich zu machen, bekommt jede Sklavenfamilie einen kleinen Fleck Landes „zum eigenen Betrieb", und hat das Recht, auf denſelben zu pflanzen oder zu bauen, was ihr nur immer beliebt. Dieſer Fleck Landes liegt beinahe immer hart hinter der Niggerwohnung oder vielleicht auch ein paar hundert Schritte entfernt am Saume des Waldes, der zur Plantage gehört (weil dort im Schatten der Bäume keine Baumwolle gedeiht), und iſt, obwohl nur gering, im Umfange doch immerhin groß genug, um die nöthigen Gemüſe u. ſ. w. zu erzeugen. Hier alſo, auf ſeinem Privateigenthum, zieht der Nigger Melonen, Kürbiſſe, Gurken, Salat, Kohl oder Zwiebel, je nach ſeiner beſonderen Liebhaberei, und es fehlt ihm demnach keineswegs an einer „Würze" zu ſeinem Maisbrode. Rechnet man dann noch hinzu, daß er von dem auf die Woche gefaßten Mais, weil er ihn nicht total aufzehren kann, immer eine kleine Portion übrig behält, für welche er von dem nächſten Grocer oder Krämer Kaffee und Zucker eintauſchen kann, und daß er ferner durch „Nebenarbeit" (hierauf werden wir weiter unten des Näheren zu ſprechen kommen) ſich immer ſo viel verdient, um ſich hie und da einen Becher voll Syrup mit Waſſer oder gar ein Schlück-

chen Rhum zu vergönnen, — rechnet man dieß Alles zusammen, so wird man zugeben müssen, daß es den Schwarzen auf den Plantagen des Südens von Amerika in Beziehung auf die Nahrung keineswegs so schauderös schlecht geht, als man in der „alten Welt außen" gewöhnlich meint. Freilich die „Kocherei" läßt sehr viel zu wünschen übrig, denn für gewöhnlich füllt man Abends nach abgeschlossener Arbeit den eisernen Topf, der fast das einzige Kochgeschirr bildet, mit Wasser an, stellt ihn an's Feuer und rührt dann eine gehörige Portion Maismehl hinein. In zehn Minuten ist die Speise „gahr", und nun hat man für 24 Stunden ausgekocht, denn den andern Morgen begnügt man sich damit, den übrig gelassenen Brei wieder aufzuwärmen. Gerade so wird es auch am Mittag gehalten, wie sich denn überhaupt die Frauen die Sache so bequem als möglich machen. Zu was auch die vielen Kochkünsteleien? Satt essen ist ja die Hauptsache! Merkwürdigerweise sieht man es übrigens jedem Neger augenblicklich an, ob er „genug" ißt oder nicht, sowie besonders auch, ob er außer dem Maise noch andere Nahrungsstoffe, besonders Fleisch und frisches Obst faßt; denn bei schlechtem Essen wird seine Haut trocken und erscheint wie mit weißen Schuppen bedeckt. Auch verliert sein Auge allen Glanz und sein Haar erscheint so saftlos und borstig, daß, wenn man mit einem Stückchen darauf schlägt, Staub herausfliegt. Gut genährte Exemplare dagegen schwellen förmlich auf wie Dampfnudeln, und ihr Fleisch fühlt sich so elastisch an, als wäre es mit Kautschuk überzogen, während ihre Haut vor Schwärze glänzt und ihr Haar von Fett träuft.

Uebrigens nicht blos von der Nahrung hängt das

Aussehen des Negers ab, sondern auch, wie sich von selbst versteht, „von der Arbeit", denn natürlich, je angestrengter die letztere ist, um so magerer wird der Sklave. Demgemäß kommt sehr viel darauf an, welche Art von Arbeit der Neger verrichten muß, und man wird sich wohl denken können, daß der Anbau einer „Tabakspflanzung" durchaus nicht so viel Mühe und Zeit kostet, als der Umtrieb einer „Baumwollen-Plantage", sowie umgekehrt eine „Reispflanzung" weit nachtheiliger auf die Gesundheit einwirken muß, als die „Bebauung des Indigo". Ueberdieß giebt's naturgemäß auf jeder Pflanzung in den neun Monaten des Frühjahrs, Sommers und Herbstes weit mehr zu thun, als in den Wintermonaten, in welchen, weil die Ernte zu Hause ist und die neue Aussaat erst im Frühjahr beginnt, mehr „Bosselarbeiten", als wirklich angestrengte Geschäfte vorgenommen werden. Im Allgemeinen jedoch darf man mit Recht sagen, daß nirgends „übertrieben" viel Arbeit gefordert wird (die Zuckerplantagen, deren es aber in der nordamerikanischen Union nicht allzu viele giebt, vielleicht allein ausgenommen; denn in diesen muß zeitenweise so lange gearbeitet werden, daß man den Negern fast keine Zeit zum Schlafen lassen kann), und daß es also die Schwarzen recht gut aushalten können, wenn sie nicht zufällig einen jener früher schon geschilderten „Lumpenbarone", der sie absichtlich plagt, zum Herrn besitzen, oder vielmehr, wenn der Baumwollenbaron nicht einen „Oberaufseher" angestellt hat, der übertriebene Anforderungen an sie stellt.

In Beziehung auf die Arbeit nemlich hängt der Sklave gänzlich vom Oberaufseher oder „Overseer", d. i. dem Finanzminister, Rentamtmann, Oberknecht und Stockmeister des Plantagenbesitzers ab, und er betrachtet denselben daher mit

weit größerer Furcht, als wie den Herrn selbst. Die Wohnung des Overseers liegt regelmäßig zwischen dem Niggerdörfchen und dem Herrenhause, auf einem etwas erhöhten Platze, von welchem aus man sowohl die Sclavenhütten, als auch die Plantage selbst mit Bequemlichkeit übersehen kann, und unterscheidet sich in Beziehung auf Bauart und Baumaterial nur wenig von einem Sclavenhäuschen, den Umstand allein ausgenommen, daß sie drei- oder viermal größer ist. Hinter derselben dehnt sich ein ziemlicher Garten aus, mit einem Gewölbe oder Keller, in welchem die für die Nigger bestimmten süßen Kartoffeln aufbewahrt werden, und auf der Seite liegt ein großer Hof mit einem Bretterverschlage, der den Maisvorrath birgt. Betreten wir das Innere des Hauses selbst, so finden wir, daß es aus mehreren Appartements besteht, allein das Ameublement derselben erscheint nicht viel luxuriöser, als das der Niggerwohnungen, und nur das Schlafzimmer des Overseers fällt uns auf, denn die Wände desselben sind fast vollständig mit Büchsen, Pistolen und Peitschen überdeckt. Er braucht sie aber auch, diese Peitschen, Pistolen und Büchsen, dieweil ja ihm allein, ihm, dem einzelnen Manne, die Sorge obliegt, die sämmtlichen Neger der Plantage, und wären es ihrer fünfhundert oder gar tausend, zu überwachen, zu strafen und im Gehorsam zu erhalten. Morgens in aller Früh, eine gute Stunde, ehe die Sonne am Horizonte heraufkommt (hiebei bemerken wir aber, daß in den südlichen Staaten der Union, die sich ja bekanntlich dem Aequator auf einige Grade nähern, der Unterschied zwischen der Tag- und Nachtlänge zu keiner Jahreszeit ein allzugroßer ist, weßwegen es auch im Sommer fast nie vor fünf Uhr und im Winter nie später als sieben Uhr Tag

wird), erhebt er ſich von ſeinem Lager und läutet die über dem Porticus ſeiner Wohnung hängende Glocke — man heißt ſie nur die Negerglocke — zum Zeichen, daß ſich die Sclaven zur Arbeit zu rüſten haben. Hie und da fehlt auf einer Plantage eine ſolche Glocke, beſonders wenn dieſelbe klein iſt, aber dann hat der Overſeer ein Horn, in welches er ſtößt, und die Wirkung iſt immer die nemliche. Eine halbe Stunde gönnt er den Negern Zeit zum Ankleiden und Frühſtücken, aber dann giebt er das zweite Zeichen, und nun haben ſich ſämmtliche Sclaven im Hofe ſeines Hauſes zu verſammeln. Ausnahmen geſtattet er keine, es müßte denn der Eine oder der Andere wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit Dispenſation von ihm bekommen haben. Nicht einmal die Knaben und Mädchen, wenn ſie nicht unter acht oder ſieben Jahre zählen (die jüngeren natürlich können nicht zur Arbeit angehalten werden, ſondern ſpielen während der Abweſenheit der Eltern vor ihrer Wohnung, nicht anders als wären ſie Affen), läßt er zu Hauſe bleiben, und ſäugende Mütter werden natürlich ebenſowenig verſchont. Dieſelben können ja ihre jungen „Schreihälſe“ den Zigeunern gleich in einem über den Rücken hinabhängenden Sacke mit auf das Feld nehmen und dort einſtweilen in den Schatten eines Baumes legen, während ſie ſelbſt thun, was ihres Amtes iſt. Sind nun alle arbeitsfähigen Sclaven im Hofe der Overſeerswohnung verſammelt, ſo werden einige wenige in den Garten des Herrenhauſes commandirt, um dem Obergärtner zu helfen, die andern aber folgen alle dem Oberaufſeher in's Feld, wo er ſie ſofort in Compagnien oder Rotten abtheilt und ihnen zugleich ihre Geſchäfte auf den heutigen Tag anweiſt. Jede Rotte erhält einen Mitſcla-

ven, auf den man sich verlassen kann, zum „Vormann“, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Er, der Overseer aber, dem einer der Sclaven sein Reitpferd nachführen muß, setzt sich nun hoch zu Rosse, um die ganze Plantage zu bereiten und zu sehen, wo es fehle, oder was noththut. Natürlich übrigens läßt er die verschiedenen Arbeiter-Compagnien keinen Augenblick aus den Augen, sondern es scheint vielmehr, als wäre er ein Sohn des weiland „Ueberall und Nirgends“ (dessen sich viele unserer Leser vielleicht noch aus den Jugendjahren erinnern), und seinem Blicke entgeht Nichts, auch nicht das Geringste. „Ordnung muß seyn und gehorcht muß werden;“ darum hängt auch am Sattelknopfe seines Rosses eine lange Peitsche, die sogenannte Sclavenpeitsche, und in den Halftern hat er zwei geladene Pistolen stecken, um seinen Befehlen, wenn die Peitsche nicht mehr ausreichen sollte, durch Kugeln Nachdruck zu geben.

Die Arbeitszeit dauert gewöhnlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Sommer also durchschnittlich vierzehn und im Winter zehn Stunden. Eine längere Arbeit wird nur in Ausnahmsfällen, also z. B. über die Erntezeit verlangt, denn dann handelt es sich oft um den Werth von vielen Tausenden, und man wird doch das Recht haben, die Sclaven eine Stunde oder zwei länger anzustrengen, wenn man hiedurch einen Schaden (wie z. B. vor einem Gewitter) vermeiden kann? Uebrigens darf man nicht glauben, daß der Plantagenbesitzer solche „Ueberarbeit“ umsonst will. Im Gegentheil, jedem Nigger wird vom Overseer ein gewisses „Pensum“ aufgegeben, gerade wie einem Schulknaben oder Gymnasisten von seinem Lehrer, und wer über sein Pensum hinausarbeitet, d. h.

wer mehr thut, als ihm vorgeschrieben ist, der bekommt dieses „Mehr" nach einem zum Voraus stipulirten Preise bezahlt. Natürlich ist das Pensum nicht für jeden Neger das gleiche, sondern einem starken, erwachsenen Burschen wird vielleicht doppelt so viel Arbeit aufgebürdet, als einem jüngeren und schwächeren, und ebensowenig hat ein Weib je so viel zu leisten, als ein Mann. Der Overseer kennt vielmehr alle seine Leute auf's Genaueste; er weiß, ob einer gewandt oder ungeschickt, fleißig oder träg, körperlich tüchtig oder untüchtig ist, und mißt also, wenn er ein ehrlicher und gerechter Mann ist, jegliche Aufgabe nach richtigem Verhältnisse ab. Freilich, wenn sich dieß nicht so verhält, sondern wenn er auf diesen oder jenen seiner Untergebenen einen Haß geworfen hat, dann macht er sich auch nichts daraus, dem Gegenstand seiner Abneigung mehr zuzumuthen, als derselbe leisten kann; allein im großen Allgemeinen muß zugegeben werden, daß wenigstens „auf den bessern Plantagen" nur selten ein Neger ein größeres Stück Arbeit zugetheilt bekommt, als er, wenn er nicht allzu träge ist, ohne große Mühe fertig zu bringen im Stande ist. Was nun aber die sogenannte „Ueberarbeit" betrifft, so ist es nichts Seltenes, daß ein fleißiger Schwarzer sich in einem einzigen Sommer seine dreißig bis vierzig Dollars verdient, welche er, da ihm sein „Herr" hierin (um die Sclaven zu größerem Fleiß aufzumuntern) vollkommen freie Hand läßt, je nach seinem Belieben zu seinem Nutzen oder zu seinem Vergnügen anwenden darf. Dieser Ueberverdienst wird ihm um so leichter, als er über den ganzen Sonntag zu verfügen hat, und ihm vollkommen freie Hand gelassen ist, denselben entweder im Nichtsthun zu verschleudern, oder seinem Gemüsegärtchen zu widmen (was

aber auch seine Frau besorgen kann), oder aber, wenn die Arbeit auf der Plantage dringend ist, im Dienste seines Herrn zuzubringen, und dafür einen ganzen Dollar (dieß ist die gewöhnliche Bezahlung) in die Tasche zu stecken, für die man viel Zucker und Kaffee oder auch andere Utensilien kaufen kann. Während der Arbeitszeit wird streng darauf gesehen, daß keiner der Neger eine Pause macht oder sonst lässig ist, dagegen gibt es über Mittag regelmäßig ein größeres Interstitium, während dessen sich die Sclaven unter dem Schatten eines Baumes niederlegen, um ihr vom Hause mitgenommenes Mittagbrod zu verzehren. Ja, wenn die Hitze gar zu groß ist, so gestattet ihnen der Oberaufseher beinahe immer auch noch in der Zwischenzeit einige wenige Minuten „zum Ausschnaufen," denn eine gar zu angestrengte Arbeit könnte leicht Krankheiten herbeiführen. Mit dem Untergehen der Sonne übrigens, also Sommers um sieben, Winters um fünf Uhr, hört ohnehin die ganze Arbeit auf, und die sämmtlichen Sclaven begeben sich sofort „rottenweise", wie sie abgegangen, in den Hof der Oberaufseherswohnung. Dort findet dann ein allgemeiner „Verles" statt, gerade wie bei den Soldaten in einer Kaserne, und es werden sofort diejenigen, welche sich den Tag über irgend saumselig erwiesen oder sich eines sonstigen Vergehens schuldig gemacht haben, entweder sogleich abgestraft oder zu späterer Bestrafung notirt. Schließlich gibt der Overseer das Zeichen der Entlassung, und die sämmtlichen Nigger eilen nun in ihre Behausungen, um die Abendkost einzunehmen, mit einander zu plaudern, und sich einige Stunden später, wie gehorsame Kinder, zur Ruhe zu begeben. Um neun Uhr Abends muß Alles zu Bette sein, und kein Licht darf mehr brennen,

denn Ordnung iſt die Hauptſache auf einer Nigger-Plantage. Daß aber dieſe Ordnung auf's Strengſte gehandhabt wird, dafür ſorgt der Overſeer, und darum ſieht man ihn nicht ſelten, wenn die Sclavenwohnungen mit ihren Inſaſſen längſt in tiefer Ruhe begraben ſind, zwiſchen den ſtillen Häuschen durchſchleichen, um zu horchen, ob alle richtig ſchlafen, oder ob noch der Eine mit dem Andern flüſtert und ſich hiedurch ſtraffällig macht.

Dieſer letztere Punkt bringt uns auf die „Behandlung" der Sclaven, und gerade hierüber müſſen wir uns, obwohl in dem Artikel „der Baumwollenbaron des Südens" ſchon das Nöthigſte angedeutet iſt, doch etwas weitläufiger verbreiten, und zwar einfach deßwegen, weil in dieſer Beziehung die allerwiderſinnigſten Gerüchte gang und gebe ſind. Lieſt man doch nicht ſelten Beſchreibungen über die Traktirung der Nigger, welche wahrhaft „haarſträubender" Natur ſind, und giebt es doch große Erzählungen oder Romane, in welchen Niggermißhandlungen geſchildert werden, gegen welche die härteſten Torturen des Mittelalters als wahre Spielereien daſtehen würden! So ſteht z. B. in einem dieſer weit verbreiteten und von den weichherzigen Naturen unſrer zarten Europäerinnen vielfach als ein Evangelium betrachteten Bücher wörtlich folgende Philippica zu leſen: „Eiſerne Halsringe mit Zacken, welche tief in's Fleiſch hinein ſchneiden, winden ſich um den Nacken der arbeitenden Neger und man hängt ihnen ſchwere Ketten und Gewichte an die Füße, welche ſie auf dem Felde nachſchleppen müſſen. Eherne Glocken und eiſerne Geweihe werden ihnen an den Kopf geſchmiedet und man ſperrt ſie wochenlang Tag und Nacht in Hundeſtälle, in welchen ſie weder liegen, noch ſtehen, noch ſitzen können. Oft legt

man ihnen Knebel vor den Mund und maltraitirt sie auf diese Weise so lange, bis sie den wüthenden Hunden gleich Schaum speien, und nicht selten werden ihnen die Vorderzähne ausgebrochen, nur allein zum Vergnügen oder um sie kenntlich zu machen. Ein andermal peitscht man sie, bis sie nur noch eine einzige blutige Masse bilden, und gießt sodann Salzwasser über die offenen Wunden oder reibt spanischen Pfeffer in dieselben, so daß die armen Gequälten vor Schmerz fast wahnsinnig werden. Ja man zerfleischt ihnen den Rücken mit Messern, schlizt ihnen die Haut streifenweise auf, und läßt hernach wüthende Katzen auf sie los; oder man hetzt sie mit Bluthunden, schießt ihnen Schrotladungen in den Leib, hängt sie an den Beinen auf und kitzelt sie, bis sie besinnungslos werden, aber nur um sie dann sogleich wieder zu wecken und neuen, noch grausameren Torturen zu unterwerfen; oder endlich schneidet man ihnen die Ohren ab, sticht ihnen die Augen aus, bricht ihnen ein Glied nach dem andern entzwei und wirft sie zuletzt auf einen Scheiterhaufen, wo man sie so lange festhält, bis sie zu Tode geröstet sind." Solches und anderes, noch viel Aergeres, steht gedruckt in manchen Zeitungen, Brochüren oder Büchern zu lesen; allein wir werden unsern Lesern wohl kaum zu sagen brauchen, daß derlei Berichte, wenn nicht „absichtliche Lügen", doch wenigstens nichts Anderes als tolle Gebilde der Fantasie sind. In Abrede läßt sich allerdings nicht ziehen, daß da oder dort ein grausamer Plantagen-Besitzer, welcher sich eben dieser Eigenschaft wegen einen vielleicht noch grausameren Overseer eingestellt hat, mit vieler Barbarei gegen seine Sclaven verfährt, allein im großen Ganzen genommen wird ein „vernünftiger" Pflanzer die Vernunft obwalten lassen und

seine Leibeigenen, die ja sein werthvollstes Gut bilden, so behandeln, daß sie ihm in ihrem Werthe erhalten bleiben. Sticht man denn ein gutes Roß nur ohne Weiteres nieder, oder schlägt man es zu seinem Vergnügen so lange, bis es verendet? Hält man es nicht vielmehr hoch und werth, und behandelt es so subtil als möglich, nur damit es im Preise nicht sinke? Wie kann man sich also denken, daß ein Plantagenbesitzer es in der Gewohnheit habe, seine Nigger, die er doch viel theurer bezahlen muß, als das beste Roß, aus purer Freude an der Grausamkeit zu Tode peinige oder überhaupt nur durch Mißhandlung arbeitsunfähig mache? Eine solche Ansicht ist ein baarer Unsinn und wiederlegt sich am Besten dadurch, daß die Zahl der Neger sich in den Südstaaten jährlich nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr um mindestens fünfzehn Prozente erhöht. Ueberdieß giebt es nicht auch Gesetze, welche den Sclaven in Schutz nehmen, und wird nicht z. B. der willkürliche Mord an einem Sclaven so gut mit dem Tode bestraft, als der Mord an einem Weißen? Ja ist es nicht sogar strengstens verboten, einen Neger auch nur zu peitschen, wenn nicht genügender Grund dazu vorhanden ist?

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Hauptgesetze, welche über die Sclaverei existiren, „gegen" den Neger gerichtet sind und fast nur von „jenen" Rechten sprechen, welche der Herr über seinen Leibeigenen hat. Es muß zugegeben werden, daß in allen Sclavenstaaten der Neger nicht als ein „denkendes menschliches Individuum" betrachtet wird, sondern vielmehr als ein Ding, eine Sache, ein Eigenthum, gerade wie ein Esel, ein Ochse, oder ein Pferd. Ueberdem sind alle Plantagenbesitzer darüber einig,

daß ein Sclave unter keinen Umständen ein Wahlrecht besitzen, oder ein Eigenthum acquiriren darf, und daß er weder „als Ankläger“ noch „als Zeuge“ gegen einen Weißen aufzutreten das Recht hat, während umgekehrt der Weiße so hoch über den Nigger gestellt wird, daß er einen widerspenstigen Sclaven ohne Weiteres kalt zu machen, und sogar schon eine bloße Beleidigung, welche ein Schwarzer einem Weißen anthut, mit der schwersten körperlichen Züchtigung, wenn nicht gar mit dem Tode desselben zu ahnden das Recht hat. Ja nicht genug hieran, sondern es muß auch zugegeben werden, daß die wenigen Gesetze, welche zum Schutze der Nigger erlassen wurden, von den sämmtlichen Pflanzern nur wenig oder gar nicht beachtet werden und daß dieselben deßwegen so zu sagen geradezu illusorisch sind, denn wer wollte es auf sich nehmen, einen jener übermächtigen Baumwollbarone zu kontroliren, oder wer würde es gar vollends wagen, gegen ihn vor den Gerichten als Kläger aufzutreten? Allein trotz allem dem giebt es deßwegen doch ein Gesetz zu Gunsten der Sclaven, das im ganzen Süden auf's strengste beobachtet wird, und zwar ein Gesetz, das mehr Werth hat, als das ganze geschriebene oder gedruckte Corpus juris, dieweil von ihm allein die ordentliche Behandlung der Nigger abhängt. Wie heißt nun aber dieses Gesetz? Einfach so: „Schone dein Eigenthum!“

„Schone dein Eigenthum,“ ist der erste und fürnehmste Grundsatz auf jeder nur halbwegs in gutem Stande erhaltenen Plantage, und darum wehe dem Oberaufseher, der es sich beikommen ließe, die ihm untergebenen Leibeigenen in einen herabgekommenen Zustand zu versetzen oder sie gar unfähig zur Arbeit zu machen! Wehe ihm, wenn er nicht für der Sclaven Leibesnothdurft so gut als mög-

lich ſorgen würde und dieſelben ſo hielte, daß ſie jeden Tag auf den Markt gebracht werden können! Ebendeßwegen darf man auch überzeugt ſein, daß ſelbſt der weiße Arbeiter im Norden in Krankheitsfällen nicht ſo viel Sorgfalt auf ſich verwendet ſieht, als der Nigger im Süden, denn man findet auf jeder Plantage der Baumwollenſtaaten ein eigenes und förmliches „Niggerkrankenhaus", und zwar ein recht geſund und luftig (meiſt gleich hinter der Overſeerswohnung) gelegenes, in welchem ſämmtliche Patienten, ſeien ſie nun ſchwerere oder leichtere, untergebracht werden. Das Haus bildet nur einen einzigen Raum, aber dieſer iſt durch einen Bretterverſchlag in ein weibliches und ein männliches Apartement abgetheilt, und es herrſcht darin die größte Ordnung und Reinlichkeit. Alle Morgen (wenn Gefahr iſt, auch zwei und drei Mal des Tags) erſcheint der Hausarzt der Plantage, derſelbe Arzt alſo, welcher auch die Mitglieder des Herrenhauſes behandelt, und die Wärter und Wärterinnen (natürlich ebenfalls Sclaven) ſind angewieſen, allen ſeinen Verordnungen auf's pünktlichſte nachzukommen. Die Koſt erhalten die Kranken aus der Küche des Herrenhauſes ſelbſt, und man darf alſo darauf zählen, daß ſie nicht bloß gut, ſondern auch der Krankheit entſprechend iſt. Ja ſogar Wein, und dieß iſt ein koſtbarer Artikel auf einer Plantage, wird verabreicht, wenn der Arzt es befiehlt, und überdem kommt nicht ſelten ein Beſuch vom Herrenhauſe, ſei es nun eine Tochter oder ein Sohn, oder gar der Herr mit der Herrin ſelbſt, um nach dem Kranken zu ſehen und ihm etwas „Extra" zur Stärkung mitzubringen. Allein nicht bloß die wirklich Erkrankten werden gut behandelt, ſondern die Geſundheitspflege erſtreckt ſich noch viel weiter und man ſucht faſt

immer den Krankheiten zuvorzukommen. Darum ist es auch eine Seltenheit, wenn die Neger in der ungesunderen Jahreszeit dem schlechten Wetter ausgesetzt werden, und überdem sorgt der Overseer dafür, daß sie sich, besonders im Sommer, in dem durch die Plantage führenden Flüßchen von Zeit zu Zeit baden, damit durch die Unreinlichkeit keine körperlichen Nachtheile erwachsen. Besonders rücksichtsvoll behandelt man die sogenannten „Mutterſclavinnen", d. h. diejenigen unter den Negerweibern, welche viele Kinder gebären, und sie, die für eine Plantage von so ungeheuer großem Nutzen sind, dürfen sicher sein, regelmäßig an naßkalten Tagen oder bei großer Hitze zu Hause bleiben zu dürfen, sowie sie auch von aller anstrengenden Arbeit überhaupt dispensirt werden. Doch nicht bloß sie genießen dieses Vorzuges, sondern auch die übrigen Weiber und Mädchen, besonders die kränklichen und schwächlichen, und bei der geringsten Kleinigkeit wird Doktor und Apotheke zu Hülfe gerufen. Wie stimmt nun aber diese Sorgfalt mit jenen Fabeln von willkürlicher Tyrannei überein, deren wir oben erwähnten?

Dessen ungeachtet sind die Neger auf einer Plantage weit schlimmer daran, als in freien Staaten selbst der ärmste und elendeste Weiße, denn dieser steht unter dem Gesetze und kann für alles, was er thut, nur durch das Gesetz abgeurtheilt werden, während der Sclave nur allein von dem Machtspruch des Overseers und seines Herrn abhängt. Vergehen gegen die bestehende Ordnung kommen in der ganzen Welt vor, also natürlich auch unter der Nigger-Bevölkerung; allein wie werden nun derartige Vergehen bei den Sclaven geahndet? In den freien Staaten wirkt man dahin, die Menschen durch moralischen Einfluß in

Zucht und Ordnung zu erhalten, und wenn es nicht anders geht, so straft man mit Entziehung der Freiheit d. h. mit Gefängniß. Wo dächte man aber hieran unter den Niggern? Für sie giebt's nur eine einzige Strafart, nemlich Schläge oder überhaupt körperliche Züchtigung. Wir sprechen übrigens hier nicht von den schwereren Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, als da sind Mord, Nothzucht, Einbruch, Raub und Brandstiftung, denn diese werden bei den Sclaven ohne weiteres mit dem Tode geahndet; sondern wir meinen vielmehr die leichteren Vergehen, worunter besonders drei eine Hauptrolle spielen, nämlich Faulheit, Diebstahl und Fluchtversuch. Das Verbrechen der Faulheit, also des „Zuwenigarbeitens" oder des „Garnichtarbeitenwollens" kommt natürlich in einer Negerbevölkerung von drei, vier oder fünf hundert „Stücken" fast jeden Tag vor, und ebenso häufig ist „kleiner Diebstahl", denn die Neger stehlen wie die Ratzen. Seltener ereignet sich ein wirklicher Fluchtversuch und zwar schon deßwegen, weil die Nigger einsehen, wie schwer es ist, aus den Sclavenstaaten zu entkommen; allein ein „Sprechen von der Flucht", eine „Verabredung zu derselben" kommt doch wenigstens hie und da vor, und schon die „vermuthete" Vorbereitung einer solchen Verabredung wird als ein Verbrechen betrachtet. Ueberdieß versucht es manchmal der Eine oder der Andere unter der jüngern Nigger-Generation sich nächtlicher Weile und ohne Erlaubniß auf eine benachbarte Plantage hinüber zu schleichen, um dort einer von ihm geliebten Niggerin seinen Besuch abzustatten, und natürlich ist ein solcher Versuch ebenfalls straffällig. Doch auf welche Weise werden nun alle diese Vergehen abgestraft? Immer und immer nur mit körperlicher Züchtigung!

Die gewöhnlichſte Art dieſer Züchtigung iſt „die Strafe des Peitſchens“ und nur in ſchwereren Fällen greift man zu härteren Torturen. Die Peitſche kann als ein künſtliches Stück Arbeit gelten und beſteht aus einem kurzen, kaum zwei Fuß langen ſchweren Stiel, deſſen Handhabe noch überdieß meiſt mit Blei gefüllt wird. An dieſem Stiel hängt eine aus ſchmalen Streifen hart gegerbter Bockshaut feſt geflochtene Schnur, welche oben am Stiel beinahe die Dicke eines Daumens hat, unten an der Spitze aber ganz dünne wird, und zuletzt in eine aus gezwirnter Nähſeide geflochtene Treibſchnur ausläuft. Die Länge der Treibſchnur beträgt nur neun bis zehn Zoll, die der ganzen Peitſchenſchlinge aber zehn bis eilf Fuß, und man kann ſich daher wohl denken, daß die Handhabung eines ſolchen Inſtrumentes eine gar große Uebung erfordert. Ebendeßwegen exerciren ſich auch die Herren Overſeers „in der Kunſt, die Peitſche zu führen“, viele Monate, ja Jahre lang, bis ſie es endlich zur Virtuoſität bringen, und ſie haben zu dieſem Zwecke in ihrem Privatiſſimum an einem Nagel in der Zimmerdecke eine ausgeſtopfte Figur hängen, welcher ſie Hoſen von Hirſchleder anziehen. An dieſer menſchenähnlichen Figur nun, welche ſich, weil freihängend, nach jedem Hiebe bewegt, üben ſie ſich in ihren Feierſtunden insbeſondere Sonntags, und erſt wenn ſie ſo weit gekommen ſind, daß ſie eine Fliege, welche ſich auf irgend einem beliebigen Theile des Pſeudomenſchen niedergelaſſen hat, zu treffen verſtehen, dürfen ſie ſich rühmen: „Scientific Whippers“ (dieß iſt die wiſſenſchaftliche Bezeichnung für die Sache) d. h. „kunſtgerechte Peitſcher“ geworden zu ſein. Dann aber, wenn ein Overſeer eine ſolche Geſchicklichkeit erlangt hat, wird ihm ein Fehlhieb

gar nie vorkommen, sondern er trifft vielmehr immer genau den Fleck, den er treffen will, und auf jeden Hieb durchschneidet die seidene Spitze das Fleisch des Schlachtopfers so haarscharf und sicher, wie das feinst geschliffene Messer. Ein Neuling, oder überhaupt „ein Laie im Handwerk", könnte vielleicht einem Nigger mit einem einzigen Hiebe ein Auge ausschlagen, so daß der Schwarze hiedurch um Hunderte von Thalern weniger werth würde, und jedenfalls wäre er nicht sicher, ob seine Hiebe den Getroffenen nicht auf Wochen in's Bett und auf die Krankenliste, wodurch dem Herrn ein bedeutender Schaden erwüchse, bringen würden; allein ein „Scientific Whipper" läßt sich eine derartige Tollpatschigkeit nicht zu Schulden kommen, sondern applicirt dem zu bestrafenden Nigger nur solche Hiebe, welche „als unschädlich" betrachtet werden dürfen. „Unschädlich" sagen wir, denn wenn auch ein Peitschenhieb Haut und Fleisch bis auf den Knochen durchschneidet, so daß der Getroffene vor wahnsinnigem Schmerz laut aufheult, so hindert eine solche Wunde denselben doch nicht am Gebrauche seiner Glieder und überdieß läßt sie, wenn wieder geheilt, fast keine Spuren zurück. Sieht man nun ein, warum ein Overseer auf seine Fertigkeit in der Führung der Peitsche fast noch stolzer ist, als ein Pistolenschütze auf die Kunst, ein Licht mit der Kugel zu schneutzen, ohne die Flamme auszulöschen?

Was nun die Anwendung der Peitsche betrifft, so findet dieselbe beinahe tagtäglich statt, denn jede Nachlässigkeit eines Niggers zieht wenigstens einen, wenn nicht zwei Hiebe nach sich. Etwas schwerere Vergehen werden mit drei oder vier, Diebereien und Widerspenstigkeiten aber mit sechs oder noch mehr Hieben geahndet. Ueber

zwanzig Streiche „auf einen Sitz“ applicirt der Overſeer jedoch nur äußerſt ſelten oder gar nie, aus Furcht, es könnte eine ſolch' harte Strafe der Geſundheit ſchaden, denn hierauf natürlich, d. h. auf die „Nichtentwerthung“ eines Sclaven, ſowie auf ſeine „immerwährende Arbeitsbefähigung“ muß vor Allem Rückſicht genommen werden. In der Hitze der Leidenſchaft mag hie und da etwas geſchehen, was beſſer unterbliebe; allein auf „beſſeren“ Plantagen wird gar kein „leidenſchaftlicher“ Overſeer angeſtellt. Im Allgemeinen alſo wird ſich das Maaß der Strafen, welche den Negern zuertheilt werden, nach der Bildungsſtufe des Herrn richten, welcher die Plantage eignet, ſowie auch nach den Sitten und Gebräuchen des Staates, in welchem derſelbe lebt, und je mehr ein Pflanzer darauf Anſpruch macht, ein Mitglied der feinen Geſellſchaft d. h. ein Gentleman zu ſein, um ſo weniger wird er erlauben, daß man ſeine Neger bei jeder Gelegenheit züchtige. Im Gegentheil weist ein Solcher ſeinen Overſeer meiſtentheils an, die Strafen bei den Negern „zuſammenkommen“ zu laſſen, d. h. die verſchiedenen vorgekommenen Fehler, Nachläſſigkeiten und Vergehen alle Abende zu notiren und dann einmal in der Woche, alſo etwa am Samſtage, einen großen Straf- und Gerichtstag abzuhalten. Das iſt das beſte und gerechteſte Verfahren, und gerade auf den Pflanzungen, wo dieſer Brauch eingeführt iſt, fühlen ſich die Neger am wohlſten, denn ein Sclave kann, wenn er heute durch Leichtſinn oder Faulheit einen Fehler beging, denſelben morgen durch Fleiß und ſorgfältige Arbeit wieder ausgleichen und demnach erlebt man es nicht ſelten, daß der eine oder der andere Nigger auf einer ſolchen Plantage durch zehn Jahre hindurch nicht gepeitſcht wurde.

Ob aber auch nur Einer aus der Sclavenbevölkerung „für sein ganzes Leben" total ohne Hiebe durchkommt, möchten wir doch sehr bezweifeln.

Härtere Strafen als die Peitschenstrafe kommen nur in schwereren Fällen, also bei größeren Diebstählen und besonders bei Entweichungsversuchen vor. Sobald nemlich ein Oberaufseher sich überzeugt zu haben glaubt, daß ein Sclave durchzubrennen beabsichtige, legt er ihm sogleich Fußeisen und Handfesseln an. Möglicherweise steckt er ihn auch in die sogenannten „Stocks", oder wendet er die „Neck-Yokes" an, lauter Tortur-Instrumente, welche er in seiner Spaßhaftigkeit „Jewelry" oder „Geschmeide" zu nennen pflegt. Die Fußeisen und Handschellen kennt der Leser ohne Zweifel wenigstens vom Hörensagen und wir brauchen daher keine Beschreibung derselben zu geben; um so unbekannter dagegen dürfte man in Deutschland mit den „Neck-Yokes und Stocks" sein, denn diese dürfen mit Recht als eine ureigenthümliche Erfindung der amerikanischen Sclaven-Aufseher bezeichnet werden. Erstere, die „Neck-Yokes" oder „Nacken-Joche" sind eine Art hölzerner Ochsen-Joche mit eisernen Ringen, zwischen welche der Nigger seinen Hals stecken muß, und wiegen immerhin ihre dreißig bis vierzig Pfund. Trotzdem nun aber ein Mensch, der einen solchen „Schmuck" zu tragen gezwungen ist, sich nur äußerst mühselig und schwerfällig bewegen kann, so wird er vom Overseer dennoch genöthigt, seine ganze gewöhnliche Arbeit zu verrichten, und wenn er je einmal nachlässig werden sollte, so geben ihm tüchtige Peitschenhiebe die nöthige Aufmunterung. Noch grausamer sind die „Stocks" zu deutsch die „Klötze". Diese bestehen eigentlich aus nichts anderem, als aus einem dicken, breiten eichenen Brette oder viel-

...rechlichen Dicke, in welcher ſich drei ... vom Boden ein rundes Loch befindet, ... iſt, um Kopf und Hals eines Menſchen ... Wird nun der Nacken des zu Strafenden ... gezwangt, ſo muß der arme Geſelle natürlich ... gebückt ſtehen und ſchon „dieſes Gebücktſtehen“ ... nach kurzer Zeit große Schmerzen. Damit iſt ... der grauſame Overſeer noch nicht zufrieden, ſondern ... vielmehr im Rücken ſeines Opfers noch ein anderes ... Brett an, das mit zwei kleineren Löchern verſehen ... und durch dieſe zwei Löcher nun werden die Hände des ...gers geſteckt, um ſie ſofort mit feſten Stricken zuſammen ... binden. Eine ſolche Stellung hält auch der kräftigſte Menſch nur wenige Stunden aus, und die gewöhnliche Folge iſt, daß er in Convulſionen und Krämpfe verfällt, welche ſeinem Leben bald ein Ende machen müßten, wenn man ihn nicht ſofort losſchnallte. Letzteres geſchieht aber natürlich augenblicklich, ſobald die Convulſionen eintreten, denn man will den Sclaven nicht „tödten“, ſondern blos „ſtrafen“. Zu bemerken iſt noch, daß die Stocks, weil der Neger bei Tage arbeiten muß, ſtets nur zur Nachtzeit angewandt werden, und daß daher immer ein anderer Sclave bei dem Sträfling wachen muß, um den Overſeer ſogleich zu benachrichtigen, wenn die Krämpfe ſich einſtellen. Noch andere Strafen ſind die ſogenannten „Fußſchrauben“ oder das „Aufziehen am Daumen“, zwei Tortur-Arten, die auch in Deutſchland früher bekannt waren; allein man wendet ſie längſt im ganzen Süden nirgends mehr an, und, um die Wahrheit zu ſagen, greift man auch nur in den äußerſt ſeltenſten Fällen zu den Stocks und Neck-Yokes. Ja ſogar die Handſchellen und Fußeiſen kamen auf den meiſten

Plantagen ſchon vor Jahren außer Brauch, denn ſelbſt der grauſamſte und jähzornigſte Pflanzer denkt daran, daß das Nachſchleppen ſolcher eiſerner Gewichte einen Neger krank oder doch unfähig zur Arbeit machen muß, und — kranke oder ſchwächliche Sclaven können einem Pflanzer nichts nützen! Nur allein wenn ein Sclave ſich flüchtig gemacht hat, giebt es keine Gnade. Dann werden die Bluthunde losgelaſſen, welche augenblicklich die Spur des ſchwarzen Wildes verfolgen, und nun beginnt eine Hetzjagd, von der man bei uns keinen Begriff hat. Hunderte betheiligen ſich daran und durch Dick und Dünn, bei Sturm und Wind, bei Tageslicht oder Dunkelheit geht's vorwärts, den ſuchenden Bluthunden nach. Wehe aber dem armen Verfolgten, wenn er erwiſcht wird, denn entweder muß er ſein Leben auf der Stelle laſſen, oder wird er ſo mißhandelt, daß die Narben der empfangenen Schläge, Schüſſe, Hiebe und Riſſe, Zeitlebens an ihm ſichtbar bleiben! Das „Fliehen" iſt ja das ärgſte Verbrechen, welches ein Nigger begehen kann, und ebendeßwegen wird es als keine Grauſamkeit angeſehen, wenn man einen ſolchen „vogelfreien Höllenbraten" auf der Stelle wie einen Hund niederſchießt! In jeglicher anderen Beziehung aber wird zugegeben werden müſſen, daß ſogar auf den heruntergekommenſten Pflanzungen die Behandlung der Schwarzen eine keineswegs ſo furchtbar grauſame iſt, als man ſich in Europa gewöhnlich einbildet. Umgekehrt jedoch iſt auch der Satz richtig, daß alle Milde der Behandlung, ſelbſt auf den beſten Pflanzungen, nicht etwa davon herrührt, weil man „human" verfahren will, oder weil man dem Leibeigenen das „geſetzliche" Recht zugeſteht, auf eine humane Behandlung Anſpruch machen zu dürfen, ſondern nur allein

davon, daß man ſein Eigenthum geſund, kräftig und preiswürdig erhalten will!

So ſchmählich nun aber auch in dieſer Beziehung der ſchwarze Leibeigene im ganzen Süden daſteht, ſo iſt doch die Art und Weiſe, wie man den Neger „erzieht", noch weit ſchmählicher. Von ſittlicher und geiſtiger Ausbildung deſſelben weiß man nemlich im ganzen Süden durchaus gar nichts. Ein Sclave iſt ja nur dazu da, um zu „arbeiten" oder ſich überhaupt ſo viel als möglich „nutzbar zu machen", und ſomit glaubt man allerdings für ſein körperliches Wohlbefinden die größte Fürſorge treffen zu müſſen, allein alles Weitere wäre vom Uebel und könnte am Ende ſtatt zum Frommen nur zum Schaden gereichen. „Schulunterricht" giebt's alſo durchaus keinen, und man wird von allen auf einer Plantage arbeitenden Negern auch nicht Einen treffen, der vom Leſen und Schreiben oder gar vom Rechnen und anderen dergleichen Dingen nur das Geringſte verſtände. Leſen und Schreiben! Da könnte ja ein Nigger ſich ſelbſt einen Paß ſchreiben und damit durchgehen! Man muß nemlich wiſſen, daß ein jeder Sclave, der irgend wohin (vielleicht im Auftrage ſeines Herrn) über die Plantage, zu welcher er gehört, hinausgehen will, entweder vom Herrn ſelbſt oder doch vom Overſeer, zum Beweiſe, daß er Erlaubniß hat, von Hauſe abweſend zu ſein, einen Paß oder Ausweis beſitzen muß, und daß jeder Weiße, er mag ſein, wer er will, nicht blos berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet iſt, einem Neger, der ihm wandernd begegnet, den beſagten Ausweis abzufordern und ihn ſofort, wenn derſelbe mangelt, ſelbſt mit Gewalt in Verhaft zu nehmen, — wie könnte man alſo ſo thöricht ſein, einen Schwarzen im Leſen und Schreiben unterrichten zu laſſen, da ſich ja

der Burſche dann ſeinen Ausweis mittelſt der gefälſchten Unterſchrift ſeines Herrn ſelbſt anzufertigen im Stande wäre? Ueberdieß muß man nicht ſchon ohnehin vorausſetzen, daß ein Sclave, der im Stande wäre, Bücher zu leſen, bald über die Erbärmlichkeit ſeines Daſeins in's Klare käme, und es alſo in der Sclaverei nicht mehr aushielte, ſondern auf jede Gefahr hin durchgienge? Kurz alſo, vom Leſen- und Schreibenlernen darf beim Nigger keine Rede ſein, und (aus denſelben Gründen) ebenſowenig von moraliſcher oder religiöſer Ausbildung. Wo in aller Welt käme es alſo vor, daß man den Niggern auf einer Plantage die Erlaubniß ertheilte, in die nächſtgelegene Stadt zur Kirche zu gehen, und welcher Pflanzer wäre gar ſo thöricht, daß er ſeine Sclaven zu einem ſolchen Gange „anhielte?“ Ein Schwarzer braucht nichts zu wiſſen, als daß er zum „arbeitenden Menſchenthiere“ geboren iſt, und am Seelenheile der „rußigten Satanskinder“ (ſo nennt ſie der Overſeer gewöhnlich) iſt ganz und gar nichts gelegen. Aber freilich, der Sinn für Gehorſam und Unterwürfigkeit ſollte doch in die Nigger „hineingepumpt“ werden, und darum läßt ein ordentlicher Plantagenbeſitzer vier- oder fünfmal das Jahr hindurch einen Prediger auf ſein Beſitzthum kommen, welcher der ſchwarzen Brut das Wort Gottes zu verkünden hat. Doch worin beſteht nun dieſes Wort Gottes? In der Predigt vom Eſau, welcher ſein Erſtgeburtsrecht um ein Linſengericht verſchacherte, und in dem Nachweis oder vielmehr in der Behauptung, daß die ſchwarzen Menſchenkinder ſämmtlich Nachkommen des Eſau und demnach zu Sclaven geboren ſeien! In dieſem Sinne muß der Geiſtliche predigen, oder ſeine Freiheit, ſein Wohlergehen und ſogar ſein Leben ſteht in Gefahr denn vor nichts hat der Plantagenbeſitzer mehr

bange, als vor dem Gedanken, ſeine Sclaven könnten einmal zu dem Bewußtſein ihrer Lage kommen und aufrühreriſch geſtimmt werden. Gedenkt er doch unwillkürlich hiebei der wahnwitzigen Gräuelſcenen, welche ſeiner Zeit auf Sanct Domingo vorfielen, wohl wiſſend, daß dieſelben Gräßlichkeiten auch in den ſüdlichen Sclavenſtaaten ſich wiederholen müßten, wenn einmal das ſchwarze Element entfeſſelt und losgelaſſen wird! Darum geht auch all' ſein Streben dahin, die Neger in dem Zuſtande der Rohheit und Stupidität zu erhalten, in welchem ſie für jetzt noch befangen ſind, und wahrhaftig, davor braucht er keine Angſt zu haben, daß etwa der von ihm herbeicitirte Prediger die Nigger eines Beſſeren belehre, denn die Geiſtlichen des Südens ſind ja zum größten Theile ſelbſt Sclavenhalter, und blaſen alſo ganz in's Hörnlein der Baumwollenbarone. So wird denn die Bibel dazu benützt, um den ſchwarzen „Belialskindern" den Segen der Sclaverei begreiflich zu machen, und nie und nimmer fehlt es in jenen glorioſen Predigten an dem Beweiſe, daß Gott ſelbſt das Inſtitut der Leibeigenſchaft geſchaffen habe. Beſonders aber unterläßt es die fromme Schwarzkutte nie, den Niggern vorzuſtellen, wie ſie allein ihrem Herrn Nahrung und Kleidung verdanken, und wie ſie ihm alſo dafür den tiefunterthänigſten Gehorſam und die hundewedelndſte Verehrung ſchuldig ſeien. Natürlich! Denn, wenn Einer auf dieſe Art predigt, ſo wird er vom Edelherrn zur Tafel gezogen und erhält ein hübſches Trinkgeld mit auf den Weg; im umgekehrten Falle aber liefe er Gefahr, mit den Hunden von der Pflanzung fortgejagt zu werden. Wie wird es nun aber unter ſo bewandten Umſtänden mit dem Chriſtenthum der armen Schwarzen ſtehen? Der Leſer kann es ſich denken!

Getauft werden ſie, aber Chriſt iſt keiner! Ja man weiß eigentlich gar nicht, was ſie für eine Religion haben! Den reinen alten Fetiſchglauben nemlich, den ihre Väter oder Großväter mit aus Afrika herüber brachten, haben ſie keineswegs mehr, ſondern nur noch Bruchſtücke davon; allein nun miſchen ſie dieſe Bruchſtücke mit den europäiſchen Sagen von Zauberern und Hexen ſo wunderſam toll zuſammen, daß ein ganz neuer Fetiſchmus entſtand, welcher an Aberglauben und Unſinn Alles übertrifft, was in dieſer Richtung in der Welt exiſtirt!

Auf dieſe Art, halb Thier halb Menſch, leben im ſüdlichen Theile Nordamerikas mehr als drei und eine halbe Million Neger. Sie alle gehören nur „einer und derſelben Gattung“ von Sclaven an, nemlich der Gattung der ſogenannten „Feldſclaven“, d. h. derer, welche die Baumwolle, den Indigo, den Reis, den Tabak und den Zucker zu bauen haben. Eine ganz andere Gattung jedoch bilden die „Hausſclaven“, ſowie die ſogenannten „ausgemietheten Neger“, und obwohl dieſe beiden letzten Spezies an Zahl verhältnißmäßig nicht ſehr ſtark vertreten ſind, denn es mögen ihrer zuſammengenommen kaum mehr als achtmalhunderttauſend ſein, ſo müſſen wir ihnen doch noch einen beſondern Anhang widmen, da ſonſt der Leſer das Niggerleben im Süden nicht „in allen ſeinen Theilen“ kennen lernen würde. Sehen wir alſo zuerſt nach den „Hausſclaven“ im engern Sinne des Wortes!

Im ganzen Süden Nordamerikas kennt man keinen weißen Diener und keine weiße Dienerin. Ein Angloamerikaner, ein Franzoſe, ein Deutſcher, ja ſelbſt ein Irländer müßte ſich vor Scham verkriechen, wenn er ſich ſo weit heruntergäbe, einem andern „ſeines Gleichen“ und

„seiner Race" aufzuwarten oder körperliche Dienste zu thun. Ueberdieß, wenn sich auch vielleicht ein Irländer oder eine Irländerin fände, die sich zu einem solchen Dienste hergäbe, so könnte sich doch die weiße Herrin und der weiße Herr nicht darein schicken, von weißen Händen Leistungen anzunehmen, die sich einmal nach südlichen Begriffen „für den Freien" nicht ziemen. In den nördlicher gelegenen Sklavenstaaten, d. h. in denen, welche an die freien Staaten grenzen (also in Delaware, Maryland, Nordvirginien, Kentucky und Missouri) sind allerdings deutsche oder irländische Dienstmädchen, sowie auch männliche weiße Arbeiter nichts besonders Seltenes; allein es kommt dieß daher, daß die Sclaverei dort nur sehr schwach vertreten ist, indem der Grund und Boden zum großen Theil Familien angehört, welche gar keine Sclaven halten. Wir wissen ja aus dem früher Gesagten schon, daß die genannten Staaten fähig sind, die meisten Erzeugnisse der gemäßigten Zone hervorzubringen, und daß es demnach dem Farmer des Nordens möglich war, bis hierher vorzudringen und das von ihm erkaufte Land auf dieselbe Weise zu bebauen, wie das Land in den freien Staaten. Hiedurch haben diese Staaten einen ganz andern Charakter angenommen, einen Charakter, welcher sich mehr und mehr dem der weiter nördlich gelegenen Gegenden, in welchen gar keine Sclaverei geduldet wird, nähert, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn es in Maryland, Missouri und so weiter viele Familien mit ihrer Dienerschaft gerade so halten, wie die Bewohner Pennsylvaniens oder New-Yorks. Etwas ganz Anderes dagegen ist es in den Baumwollenstaaten, in welchen alles Land den Sclavenbesitzern gehört. Hier schändet jede persönliche Dienstleistung den Weißen; denn

wozu hätte man ſonſt den Nigger, d. i. das menſchenähnliche Gethier, welches zum „Dienen“ geſchaffen wurde? Somit beſteht die ganze Dienerſchaft eines Hauſes, abſonderlich eines Herrenhauſes, nur allein aus Niggern, und es ließe ſich ein Plantagen-Beſitzer um keinen Preis von jemand Anderem bedienen, als nur allein von ſeinem ſchwarzen Kammerdiener. Ebenſo hält's die „Edelherrin“ mit ihren Zofen und Kammerfrauen, und auch die Söhne und die Töchter des Herrenhauſes wiſſen es nicht anders. Jedes Mitglied der Familie hat ſeinen eigenen ſchwarzen Leibdiener, und ſogar der Hauslehrer und die Gouvernantin, wenn ſolche Individuen da ſind, werden je mit einem eigenen farbigen Aufwärter bedacht. Ebenſo hält man es mit den Gäſten, welche längere Zeit bleiben, und es iſt mit einem Worte die ganze Bedienten- und Zofenwelt, alſo auch der Stand der Reitknechte, der Kutſcher, der Tafeldecker u. ſ. w. u. ſ. w. aus dem ſchwarzen Volke gebildet. Natürlich geſtaltet ſich nun aber das Schickſal eines Niggers, welcher in den unmittelbaren Dienſt der kleinen Hofhaltung des Baumwollenbarons berufen iſt, ganz anders als das Loos des Feldſclaven, welchen der Herr kaum ſieht und oft nicht einmal mit Namen zu nennen weiß. Den letzteren kauft man, wenn man ihn braucht, und verkauft ihn wieder, wenn er unnütze geworden iſt. Ueberdieß ſteht er nie unmittelbar unter dem Herrn oder einem Mitglied des Herrenhauſes, ſondern vielmehr unter dem Sclavenaufſeher und ſeiner grauſamen Ruthe. Der erſtere aber, der Hausſclave, hat es nur mit dem Beſitzer und der Beſitzerin der Plantage, nur mit dem jungen Herrn oder dem Edelfräulein oder einem andern Angehörigen des Herrenhauſes zu thun, und dem Overſeer ſteht keine Gewalt

über ihn zu. Seine „Stellung“ iſt alſo eine ganz andere, als die des Feldſclaven, da er von Niemanden Befehle anzunehmen hat, als nur allein von dem, den er bedient. Eben deßhalb aber wird auch ſeine „Behandlung“ eine ganz andere ſein, da ſich ja der Plantagen-Beſitzer mit ſeiner ganzen Familie und allen ſeinen Gäſten zu der ariſtokratiſchen Welt, d. h. zu der Claſſe der „allein Gebildeten“ rechnet und auch faſt ohne Ausnahme dazu gerechnet werden muß. Wie dürfte es ſich aber ein Gentleman erlauben, ſeine Sclavenbedienten zu malträtiren? Es wäre dieß eine Gemeinheit, ſo gut als eine Thierquälerei eine Gemeinheit iſt! Ueberdieß — hört nicht der Hausſclave Alles, was in der Familie geſprochen wird? Sieht er nicht Alles, was daſelbſt vorgeht? Iſt er nicht mit dem jungen Herrn oder der jungen Lady aufgewachſen, gerade wie ſein Vater mit dem alten Herrn und ſeine Mutter mit der verſtorbenen Lady aufwuchs, und kennt er alſo nicht alle die kleineren oder größeren Geheimniſſe, welche es in einer jeden Familie giebt? Weiter — gehörte nicht ſchon ſein Großvater in's Haus und iſt nicht ſeine ganze Generation mit dem Herrenhauſe ſo ſehr verwachſen, daß er ſich gar nicht anders denken kann, denn als ein Mitglied der Familie? Ja haben ſich nicht aus dieſen und andern Gründen der Herr und die Dame des Hauſes ſo ſehr an ihn gewöhnt, daß ſie ihn nicht nur nicht mehr entbehren können, ſondern daß es ihnen ſogar wahrhaft nahe gehen würde, wenn z. B. dem alten Herrn ſein „Sokrates oder Apollo“, dem jungen Herrn ſein „Cäſar oder Cicero“, der Lady ihre „Phillis oder Diana“, der Miß (dem Töchterlein des Hauſes) ihre „Lais oder Minerva“ ſterben würde? Der Hausſclave oder die Hausſclavin ſind alſo (wie wir bereits

in dem Aufſatz „über den Baumwollenbaron“ andeuteten) weniger Sclaven im ſtricten Sinne des Worts, als vielmehr vertraute Kamerdiener oder Kammerfrauen, und daher kommt es auch, daß ſie eine Anhänglichkeit an ihre Herrſchaft haben, welche man in Europa lediglich nicht begreift. Dieſe Anhänglichkeit geht nemlich ſo weit, daß ſich ein Hausſclave von ſeinem Herrn ſelbſt nicht um den Preis der Freiheit trennt; im Gegentheil, man hat Hunderte von Beiſpielen, daß ein ſolcher Nigger, wenn er mit ſeinem Herrn in einem freien Staate reiste und hiedurch das Recht bekam, ſich von nun an als freien Mann zu betrachten, deſſenungeachtet von der Freiheit keinen Gebrauch machte, ſondern vielmehr dem Pflanzer wieder auf die Plantage zurückfolgte. Ja ſogar dann, wenn es hie und da ſchon der Geſellſchaft der Abolitioniſten, als den geſchworenen Feinden der Sklaverei, gelang, einen Hausſclaven „zum Durchbrennen“ nach dem Norden, d. h. in die Freiheit, zu veranlaſſen, kam die Reue faſt regelmäßig über ihn, und er kehrte, ſobald ſich die rechte Gelegenheit fand, mit Luſt und Freude in die Gefangenſchaft zurück. War ſie ihm doch als liebe Heimath mehr werth, als das Athmen in einem freien Lande! In der That aber, — kann man ihm eine ſolche Denkungsweiſe verübeln, da er ja, wenigſtens in materieller Beziehung, ſich meiſt weit beſſer ſtellt, als der freie Diener des freien Herrn in einem der freien Staaten? Seine Arbeit iſt gering, faſt für nichts anzuſchlagen; die Behandlung iſt ſanft, ſogar vertraulich, und über Eſſen und Trinken kann er ſich noch weniger beklagen, da er ja den Abtrag von des Herrn Tiſche erhält. Somit mag ihm allerdings, theoretiſch betrachtet, die Freiheit fehlen, aber die praktiſche Freiheit oder vielmehr das praktiſche Wohlergehen

beſitzt er in vollem Maße. Von körperlicher Mißhandlung weiß er kaum etwas, denn wenn je eine Strafe für ihn nöthig wird, ſo verhängt ſie der Herr oder die Herrin ſelbſt, und dieſe natürlich züchtigen nicht mit der Rohheit des Overſeers, ſondern vielmehr mit „gebildeten“ Händen! Die härteſte Strafe für ihn iſt übrigens nicht körperliche Züchtigung (denn was kann ihm an ein paar Ohrfeigen, einem gelinden Rippenſtoße oder was dergleichen mehr iſt, viel liegen?) ſondern vielmehr die Drohung, zu den Feldſclaven verſtoßen zu werden. Eine ſolche Strafe betrachtet er gerade ſo, wie der Ruſſe eine Verbannung nach Sibirien, und er würde ſicherlich die allerhärteſten Schläge oder gar die Neck-Yokes und Stocks einer ſolchen Exilirung vorziehen. Zum Glück für ihn jedoch kommen ſolche „Verſtoßungen“ nur äußerſt ſelten oder vielmehr nur dann vor, wenn der Hausſclave ſich „unverbeſſerlich“ zeigt, d. h. wenn er eine üble Gewohnheit oder ſchlimme Eigenſchaft, vielleicht eine perpetuirliche Trägheit oder eine noch ſchlimmere Hinneigung zur Dieberei und Naſcherei, die ihm beſonders gern eigen zu ſein pflegt, nicht abzulegen vermag. Noch ſeltener ſind die Verkäufe von Hausſclaven, denn für gewöhnlich wird die ganze Familie eines ſolchen Niggers vom Jungen bis zum Greiſe, vom lallenden Mädchen bis zur alten Matrone, „als unveräußerliches Gut des Herrenhauſes“ betrachtet. Ja, es iſt der Stolz nicht blos des Sclaven, ſondern auch des Herrn ſelbſt, daß ihre Großväter und Urgroßväter einander ſchon angehört haben, und es müßte ein Plantagen-Beſitzer gar furchtbar tief herabgekommen ſein, wenn er einen der Diener des Hauſes, deſſen Mutter oder Großmutter vielleicht ſeinen eigenen Vater oder Großvater auf den Armen getragen, um ſchnö-

den Gelderwerbs willen auf den Markt brächte. Wie könnte es also unter solchen Umständen einen Hausſclaven nach der Freiheit, die ihm ſeiner Bildungsſtufe gemäß eine ganz unbekannte Größe iſt, gelüſten?

So ſteht es mit den Hausſclaven, etwas anders aber iſt es mit den ſogenannten „ausgemietheten Sclaven", welche wir faſt durchweg nur allein in den Städten des Südens zu ſuchen haben. In dieſen nemlich (Dörfer, d. h. Gemeinſchaften von Bauern, welche das Land bebauen, gibt es in den ſüdlichen Staaten keine, weil der ganze Grund und Boden den Plantagenbeſitzern gehört) leben viele reiche Leute, welche ihr Vermögen in „Sclaven" hinein ſtecken, gerade wie ein Anderer ſein Geld in einem kaufmänniſchen Geſchäft, in Häuſern oder auch in Werthpapieren anlegt. Wir könnten derartige reiche Leute auch mit einem Stallmeiſter vergleichen, welcher ſein Capital zum Erwerb eines Leibſtalles verwendet, denn ein ſolcher hält ſeine Pferde, nicht um ſelbſt darauf zu reiten, ſondern vielmehr um ſie „auszuleihen", und gerade ſo und nicht anders macht es auch ein Städter, der „in Sclaven" ſpeculirt. Er „leiht ſeine Nigger aus", um ſein Geld ſtatt auf ſechs oder zehn, auf zwanzig oder dreißig Prozent zu bringen! An Leuten aber, welche Sclaven miethen wollen, fehlt es nie, ſondern im Gegentheil die Nachfrage iſt immer ſehr ſtark. Im ganzen Süden nemlich gibt es, wie wir ſchon oben bemerkten, keine weiße freie Diener, da ſich ein jeglicher Weißer brandmarken würde, wenn er ſich zu einem ſolchen Poſten hergäbe, und darum ſind z. B. in einem Hotel, einem Kaffeehaus, einer Badeanſtalt u. ſ. w. alle Bedienſteten ohne Unterſchied Sclaven. Der Koch iſt's ebenſo gut als der Aufwärter,

die Garderobeaufſeherin wie die Wäſcherin, der Marqueur wie der Zimmerkellner, und ſogar die höheren Poſten, wie eine Oberkellnerſtelle, werden ohne Ausnahme nur von Farbigen verwaltet. Gerade ebenſo ſteht es mit den Ausläufern und Hausknechten der kaufmänniſchen Geſchäfte, ſowie mit den Arbeitern in den Docks, an den Werften u. ſ. w., und die Diener und Dienerinnen der Privatleute, ſowie die Kutſcher und Portiers gehören ebenfalls nur allein der ſchwarzen Race an. Ja ſelbſt die meiſten Handwerker, als da ſind die Schmiede, die Schreiner, die Barbiere u. ſ. w. u. ſ. w. können keine andere Gehülfen bekommen, als nur allein Nigger! Nun verſteht es ſich aber von ſelbſt, daß nicht Jedermann ſo viel Geld beſitzt, um die ihm nöthigen Schwarzen zu kaufen, ſondern gar Viele ſind darauf angewieſen, die Hände, deren ſie bedürfen, zu „miethen", und zahlen dann für einen ſolchen gemietheten Sclaven „ſo und ſo viel" per Tag, per Woche, per Monat, per Jahr. Dieſen Gehalt aber bezieht der Sclaveninhaber und ſtellt ſich dabei gewöhnlich ſehr gut, da ſchon für einen gewöhnlichen Diener ſelten unter dreißig bis vierzig Dollars nebſt freier Station im Monat Miethzins bezahlt wird. Theurer natürlich ſind die Nigger, welche ſich nicht blos auf die gröbere Arbeit, alſo auf das Laſttragen u. ſ. w. verſtehen, ſondern welche mit Pferden umzugehen, das Raſiermeſſer zu handhaben, oder gar die Servirkunſt auszuüben wiſſen. An einer Verlockung, Miethſclaven zu halten, fehlt es alſo nicht; allein damit der Sclave einen „Impuls" habe, recht fleißig zu ſein und recht viel zu verdienen, nimmt ihm ſein Herr nur eine gewiſſe, im Voraus unter ihnen abgemachte Summe ab, und den Ueberverdienſt darf dann der Nigger in die

Tasche stecken. Allerdings hätte der Herr das vollkommenste Recht, „Alles“ zu nehmen, was der Sclave verdient, aber wenn er dieß thäte, würde dann nicht der letztere am Ende lässig? Oder würde er es nicht wenigstens unterlassen „ein Uebriges“ zu thun? Darum liegt es nicht bloß in der „Billigkeit“, sondern sogar im „Vortheile“ des Herrn, seinem Sclaven einen Theil des Verdienstes zu lassen, und eben aus demselben Grunde macht nicht selten ein städtischer Sclaveneigenthümer einen Contract mit seinen Niggern oder seinen Niggerinnen, kraft welches sie ihm jährlich „so und so viel“ abzuliefern haben, alle Ueberschußeinnahme aber als Eigenthum behalten dürfen. In diesem Fall ist es dem Sclaven gänzlich freigestellt, ein Geschäft zu treiben, welches er will, und sich nutzbar zu machen, auf welche Weise es ihm gut dünkt; natürlich jedoch unter der Bedingung, daß die Arbeit eine „städtische“ ist, d. h. daß der Nigger oder die Niggerin die Grenzen der Stadt, in welcher der Eigenthümer lebt, nicht überschreite. Letzteres ist strengstens verboten, und würde nicht bloß als ein Fluchtversuch angesehen, sondern auch ebenso streng geahndet, wie der Entweichungsversuch eines Schwarzen von einer Plantage. Trotzdem aber gibt ein Contract der genannten Art einem Nigger mehr Freiheit, als je irgend ein anderer Sclave hat, denn er macht ihn in gewissem Sinne „zu seinem eigenen Herrn“. Hat ja doch ein solcher Sclave „eigenes Vermögen“, welches er nach Belieben zu seinem Nutzen oder Vergnügen verwenden darf! Ist ja doch sogar in seinem Contracte „der Preis, um den er sich loskaufen kann,“ regelmäßig schon zum Voraus festgesetzt, so daß er jedes Jahr genau weiß, wie viel Zeit er noch arbeiten muß, um seine Freiheit zu erlangen!

Hieraus folgt, daß der ausgemiethete Sclave auf der freieſten Stufe des Sclaventhums ſteht, denn es bleibt ihm ſogar überlaſſen, Leſen und Schreiben zu lernen und ſich überhaupt ſo auszubilden, wie es der Beruf, welchen er ſich erwählt, mit ſich bringt. Außer der wöchentlichen oder monatlichen Geldlieferung an ſeinen Herrn und außer der Verpflichtung, die Stadt nicht zu verlaſſen, iſt er in allen ſeinen Bewegungen ungehindert, und, wenn es ſo iſt, ſollte man nun nicht meinen, er werde ſofort alle ſeine Kräfte anſtrengen, um ſo ſchnell als möglich ſo viel zurückzulegen, als er zur Erlangung ſeiner vollkommenen Freiheit bedarf? Sicherlich glaubt jeder Europäer, ſo und nicht anders müſſe der Neger denken, und zwar um ſo mehr, als ſchon eine fortgeſetzte Sparſamkeit von fünf Jahren einem tüchtigen Burſchen die Freiheit erwürbe; allein deſſen ungeachtet iſt jener Glaube „erfahrungsgemäß" ein ganz falſcher, denn der Neger denkt nicht an die Freiheit, ſondern nur an den Genuß.

Dieß bringt uns auf den letzten Punkt, welchen wir noch bei unſerer Schilderung des Sclavenlebens in Nordamerika zu berühren haben, wir meinen den Punkt, wie der Nigger ſeine Exiſtenz auffaßt. Ohne Zweifel meint der Leſer, das Gefühl, ein Leibeigener zu ſein, werde auf jeden Sclaven ſo erdrückend wirken, daß derſelbe ſeine Tage in Jammer und Elend hinbringe; allein um es ehrlich zu ſagen, ſo gibt es im großen Allgemeinen keinen fröhlicheren und leichtſinniger in die Zukunft hineinlebenden Menſchen auf der Welt, als einen Negerſclaven. Es iſt gerade, als ob er ſein ganzes Leben hindurch ein gutmüthiges Kind bliebe, und es kann ihn daher ſchon die geringſte Kleinigkeit, auch wenn er gerade erſt eine harte

Strafe ausgeſtanden hat, zum luſtigſten Menſchen umſtimmen. Man ſollte es kaum glauben, aber deßwegen iſt es doch Thatſache, daß z. B. eine außerordentliche Fleiſchration, welche man den Feldſclaven einer Plantage reicht, oder auch ein Fäßchen Syrup, das man ihnen ſpendet, einen gewöhnlichen „Werktag“ in einen „Feſttag“ umzuwandeln im Stande iſt, und ohnehin wird der Samſtag Abend, weil nun die Wochenarbeit vollendet iſt, auf faſt jeder Pflanzung gerade ſo fröhlich hingebracht, als bei uns zu Lande der Abend einer Kirchweihe oder Hochzeit. Kommen aber gar vollends Tage, an welchen mit Erlaubniß des Herrn vollſtändig gefeiert, d. h. gar keine Arbeit gethan werden darf, wie z. B. am Chriſttag, am Neujahr, am Unabhängigkeitsfeſt (am 4. Juli), an Waſhingtons Geburtstage u. ſ. w., oder auch bei der Hochzeit einer Tochter des Hauſes, bei einer Kindtaufe in der Herrenfamilie u. ſ. w. u. ſ. w., und wird noch überdieß an einem ſolchen Tage eine „Extraremuneration“ in Trank und Speiſe gegeben, ſo iſt das Vergnügen ſo groß, daß man ſich bei uns zu Lande ganz und gar keinen Begriff davon machen kann. Gleich am Morgen verſammeln ſich dann die Nigger auf einem freien Platze ihres Dörfchens, und das „Bagno“, ein Mittelding zwiſchen Guitarre und Zither, wird hervorgeholt, wenn nicht gar eine alte Geige oder ein anderes derartiges Inſtrument. Alſobald beginnt nun das Tanzen, oder vielmehr das Hüpfen und Springen, und bis tief in die Nacht hinein dauert die Luſt, denn am Tanzen, ſowie am Muſiciren und Singen kann ein Farbiger nie genug kriegen. Ja, förmlich ausgelaſſen werden dieſe Naturkinder, und zwar ſo toll ausgelaſſen, daß ihre Fröhlichkeit uns Europäern geradezu verrückt er-

ſcheint. Alle früher erlittene Unbill iſt urplötzlich vergeſſen und aller Haß über ausgeſtandene Mißhandlungen liegt tief im Meere begraben. Was kümmert einen Nigger das „Geſtern“ und was kümmert ihn vollends das „Morgen“! Er iſt der Mann der Gegenwart und dieſe ſucht er ſich ſo angenehm als möglich zu machen; für alles Uebrige aber läßt er ſeinen Herrn ſorgen! So treibt es der Feldſclave wie der Hausſclave, und der Hausſclave wie der vermiethete Sclave, denn ihre Naturen ſind ſich durchaus gleich. Aber glaubt nun noch Jemand, es werde es ſich ein Neger beſonders angelegen ſein laſſen, ſo viel zu verdienen, daß er ſeine Freiheit erwerben könne? — Thorheit! Ein ächtes Niggerkind denkt nur allein daran, ſich ſo vergnügt als möglich zu machen! Eines ſeiner hauptſächlichſten Vergnügen aber beſteht, neben dem Singen und Tanzen, „in der Sucht, ſich zu putzen“. Die Eitelkeit iſt des Negers Hauptpaſſion, und wenn auch ein Plantagenſclave derſelben nicht nachhängen kann, ſo thut es um ſo mehr der ausgemiethete Sclave. Ja ein ſolcher geht oft ſo weit, daß er all ſeinen Ueberverdienſt für eitlen Tand verwendet, nur um Abends im Tanzhauſe recht nobel gekleidet zu erſcheinen! Mehr aber noch als der männliche Neger verwendet die Niggerin auf ihren Putz, und ihre Eitelkeitspaſſion iſt ſo ſtark, daß ſie keine Minute zögert, an Jeden, der ihr einen Antrag macht, ihre Liebesreize zu verkaufen, nur um Geld dadurch zu verdienen. Darum iſt auch die Liederlichkeit der ausgemietheten Sclavinnen in den Städten des Südens ſprüchwörtlich geworden; allein es denkt deßwegen doch Niemand daran, dieſer Liederlichkeit Einhalt zu thun. Was kümmert es den Herrn der Sclavin, ob das Geld, welches ſie ihm allwöchentlich

oder allmonatlich abzuliefern hat, ehrlich und ehrbar oder als Sündenlohn von Lüstlingen erworben wurde? Was kümmert es aber vollends die Sclavin selbst, ob sie als öffentliche Metze gilt oder nicht, wenn sie nur Samstags auf dem Tanzboden in strotzendem seidenem Kleide und mit einem elfenbeinernen Fächer in der Hand glänzen kann?*)

So verhält es sich mit dem Sclavenleben in Amerika, aber — wird es wohl ewig so bleiben? Freilich der Südländer meint's, denn er gibt ja die Sclaverei für den richtigen „Normalzustand" aus und versichert, daß seine Nigger selbst keine Veränderung ihrer Lage herbeiwünschen. Aber eigenthümlich ist doch, daß er diese Versicherung jeden Augenblick wiederholt, gerade wie wenn er fürchtete, man schenke ihm keinen Glauben, und noch eigenthümlicher ist, daß er stets die größten Vorsichtsmaßregeln trifft, um seine Sclaven in der gewohnten Ordnung zu erhalten; ja daß sogar in nur halbwegs unruhigen Zeiten auf jeder Plantage des Nachts vom Herrenhause aus Patrouillen mit großen Bluthunden an der Seite die ganze Pflanzung begehen! Sollte dieses letztere etwa geschehen, weil man fürchtet, die Neger tragen Uebles im Sinne, und wäre man also wirklich auch im Süden zu der Einsicht gelangt, daß etwas faul sei im Staate Dänemark, sowie daß die Widernatürlichkeit der Sclaverei endlich doch zu einem schlimmen Ende führen werde?

---

*) Zur Ergänzung dieses Artikels wird der Leser gebeten, das Kapitel: „der Nigger in der Freiheit oder die schwarze Prostitution", sowie auch das Kapitel: „New-Orleans und seine Bevölkerung" mit dem eben Gesagten zu vergleichen.

7.

„Posten“ oder das Duell auf die neue Mode.

Die Art und Weise, wie man sich in Europa duellirt, ist bekannt. Man schießt sich oder man schlägt sich, d. h. man geht entweder auf Pistolen oder auf Säbel los, und dann ist die Geschichte abgemacht. Einen tödtlichen Ausgang hat ein solches Duell nur selten, besonders wenn man den Säbel oder auch den Stoßdegen zur Waffe gewählt hat, sondern es kommen vielmehr für gewöhnlich nur Verwundungen vor, die nach einer Kur von vier Wochen höchstens die Spur von einer kleinen Narbe zurücklassen.

Ganz anders dagegen ist es in Amerika. Hier nemlich kennt man weder ein Duell auf Pistolen, noch ein solches auf krumme Säbel, und sowohl ein Yankee als ein Südländer würde im höchsten Grade verblüfft sein, wenn man ihn auf die in Europa übliche Weise zum Zweikampfe forderte. Deßwegen ist das Duell aber doch eingebürgert, und wenn auch in den nördlichen Staaten derlei „Selbstrechtverschaffungen“ etwas weniger oft vorkommen, so sind dagegen die Südländer um so mehr bereit, statt mit Gründen der Vernunft — oder mit Beweisen vor dem Tribunal — mit den Waffen in der Hand ihre

Behauptungen aufrecht zu erhalten. Ja dieselben besitzen sogar ein so feines Ehrgefühl, daß sie über die geringste Kleinigkeit in Wuth gerathen und ihren vermeintlichen Beleidiger in die andere Welt zu schicken bereit sind. Der gewöhnliche Mensch allerdings, d. h. derjenige, welcher nicht zur „feinen Gesellschaft" gehört, läßt es nur selten zu einem wirklichen Duell kommen, sondern nimmt sich vielmehr seine Genugthuung gleich auf der Stelle, d. h. er zieht im selben Momente, in welchem der Conflict entsteht, seinen Revolver — ein Revolver ist eine fünf, sechs oder acht Schüsse enthaltende Drehpistole, — und schießt seinen Gegner ohne Weiteres nieder. Der gebildete und höher stehende Mann dagegen, also der „Gentleman und Baumwollenbaron" hat (obwohl er sich durch seine Heftigkeit nur zu leicht ebenfalls zum Revolvergebrauch hinreißen läßt) eben so gut seinen Comment, als nur irgend ein Studenten- oder Offiziers-Corps in Europa. Dieser Comment heißt „the South Carolina-Code of honor", zu deutsch „die in Süd-Carolina übliche Zweikampfsregel", und ist zwar vielleicht noch nie abgedruckt worden, lebt aber doch in allen Herzen der Ritter der südlichen Staaten, denn man muß wissen, daß Süd-Carolina oder der Palmetto-Staat, wie man ihn gewöhnlich nennt, in der ganzen Sclavenregion für das Urbild der Ritterlichkeit gilt. Was schreibt nun aber dieser Comment vor? Nichts anderes, als das Duell „auf Rifles", oder das auf „Bowie-Messer", oder endlich „das Posten"; lauter Kampfarten, von denen man bei uns zu Lande ganz und gar nichts weiß.

Am meisten Aehnlichkeit mit unserem Pistolen-Duell hat noch der Zweikampf „auf Rifles", denn der Endzweck

iſt ebenfalls kein anderer, als der, daß man ſeinem Gegner womöglich vorher eine Kugel in den Leib jagt, ehe man von ihm todtgeſchoſſen wird. Die Waffe dagegen iſt keine Piſtole, ſondern vielmehr eine gut gezogene Büchſe, mit der man ganz wohl auf drei- oder vierhundert Gänge ſein Ziel zu treffen im Stande iſt, obwohl natürlich bei einem Duell von einer „ſolchen" Entfernung der Gegner keine Rede iſt. „Piſtolen und zehn Schritte Diſtance" klingen allerdings recht mörderiſch; allein das Fehlſchießen kommt dabei weit öfter vor, als das Treffen. Büchſen dagegen finden bei einer Diſtance von dreißig oder vierzig Schritten ihr Ziel beinahe regelmäßig. Eben deßwegen ſchreibt auch der Comment vor, daß nicht etwa, wie bei uns, der Beleidigte den erſten Schuß hat, ſondern man drückt vielmehr auf das Commando des Unparteiiſchen „à tempo" los, ohne daß jedoch das förmliche Zielen verboten wäre, und ſomit iſt das Reſultat gewöhnlich keineswegs zweifelhaft, ſondern es fällt entweder der Eine oder Andere, wenn nicht gar beide Gegner zum Tode getroffen werden.

Als einen Spaß darf man daher ein „Rifles-Duell" ganz und gar nicht betrachten; allein deßwegen iſt doch der Zweikampf auf „Bowie-Meſſer" noch weit ernſthafter. Dieſes letztere Inſtrument wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem edlen Südländer mit Namen James Bowie erfunden, und beſteht aus einem kurzen ſtarken Heft nebſt einer Klinge, welche genau zwölf und einen halben Zoll lang iſt und hinten am Schaft eine Breite von dreiviertel Zoll, auf dem Rücken aber eine Dicke von zwei Linien hat. An der Spitze wird ſie zweiſchneidig und erhält dort zugleich eine leichte Krümmung, damit ſie, wenn aus der Wunde herausgezogen, um ſo

tödtlicher wirke. James Bowie lebte am Red-River, d. i. am rothen Fluſſe im damaligen Louiſiana-Gebiete, wo es bekanntlich vor ſiebzig Jahren noch ziemlich wild herging, und ſtand zu einem mexikaniſchen Creolen, der ſo zu ſagen den Teufel im Leibe hatte, in tödtlicher Feindſchaft. Er befürchtete alſo, von letzterem gemeuchelmordet zu werden, und legte ſich nie ſchlafen, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu ſein. Allein in die Länge hielt er ein ſolches qualvolles Daſein nicht aus, ſondern beſchloß vielmehr, demſelben auf dieſe oder jene Weiſe ein Ende zu machen. Demgemäß forderte er ſeinen Gegner auf Tod und Leben heraus, ließ ihm aber nach ächter Ritterart die Wahl der Waffen. Was that nun der wilde Mexikaner? Er erklärte, nur allein auf das von Bowie erfundene Meſſer losgehen zu wollen, und zwar ſollte Jeder von ihnen in vollkommen nacktem Zuſtande und mit keiner andern Waffe in der Hand, als dem beſagten Bowie-Meſſer, mittelſt eines langen Riemens an einen feſten Pfahl gefeſſelt werden, jedoch ſo, daß man den Gebrauch ſeiner Hände und Füße frei hätte und ſich in einem Umkreis von zehn Schritten bewegen könnte, um dem Gegner zu Leibe gehen zu können. Ohne Zweifel glaubte er, James Bowie werde auf einen ſolchen tollen Zweikampf nicht eingehen; allein hierin irrte er ſich vollkommen, denn der ritterliche Amerikaner war ſogleich bereit, auf die beſagte Weiſe zu fechten. Es wurde alſo Tag und Stunde ausgemacht und jeder der beiden Duellanten brachte fünfundzwanzig Freunde mit, die dafür zu ſorgen hatten, daß alles mit rechten Dingen zugehe. Man ſchlug nun in einer Entfernung von zehn Schritten auf offenem Felde zwei feſte Pfähle, welche ein einzelner Mann unmöglich

ausreißen konnte, in den Boden, zog ſodann jedem der beiden Gegner ſeine ſämmtlichen Kleider aus, und feſſelte ſchließlich mit je dreißig Schuh langen ledernen Riemen den Einen an dieſen, den Andern an jenen Pfahl. Darauf gab man ihnen die Bowie-Meſſer in die Hand und der Unparteiiſche kommandirte: „Los!“ Wie die Katzen ſchlichen ſie ſofort um einander herum, und Jeder ſuchte ſeinem Feinde das Meſſer in den Leib zu ſtoßen. Allein ſo leicht ging die Sache nicht, denn ſie waren Beide in der Führung der Waffen äußerſt gewandt, und deckten ſich überdieß mit dem linken Arme, wie mit einem Schilde. Längere Zeit ſchien es, als wollte gar nichts Ernſthaftes herauskommen, und obwohl ſie beide aus leichten Wunden bluteten, ſo ſaß doch kein Stoß tiefer oder gar tödtlich. Endlich aber wurde der Mexikaner wild und jagte dem James Bowie ſein Meſſer tief in den vorgeſtreckten linken Arm, ſo daß er ihm Muskeln und Adern zugleich zerſchnitt, und nun hielten die meiſten Umſtehenden den Amerikaner für verloren. Doch fiel die Sache gerade umgekehrt aus und eben die tödtlich erſcheinende Wunde war es, die denſelben rettete. Er hatte nemlich eine ſo furchtbare Gewalt über ſich ſelbſt, daß er es durch das feſte Anziehen der Muskeln, in welche ſich das Meſſer eingebohrt hatte, dem Mexikaner unmöglich machte, ſeine Waffe zurückzuziehen, und nun ſtieß er demſelben, der hiedurch wehrlos geworden war, das eigene Meſſer ſo tief in die Bruſt, daß er alsbald todt zuſammenſank! Auf dieſe Art endete das erſte Bowie-Meſſer-Duell und man kann ſich nun wohl denken, daß die ritterlichen Südländer dieſe neue Art zu fechten mit Begeiſterung ergriffen, weßhalb auch noch jetzt Zweikämpfe der beſagten Art nur zu häufig vorkommen.

Iſt nun aber ein Duell auf Rifles „faſt“ regelmäßig und ein Duell auf Bowie-Meſſer „ganz“ regelmäßig für den einen oder den andern der beiden Theile todbringend, ſo muß die dritte Art von Zweikampf, welche man in Amerika im Brauche hat, geradezu „ein Morden“ genannt werden. Dieſe dritte Art iſt das ſogenannte „Poſten“, ein Wort, für welches es weder einen deutſchen, noch einen franzöſiſchen, noch einen italieniſchen Ausdruck gibt. Ja nicht einmal die Engländer wiſſen, was „Poſten“ heißt, obwohl das Wort engliſchen Urſprunges iſt! „Post“ als Subſtantiv bedeutet nemlich einen Pfoſten oder Pfahl, und als Zeitwort gebraucht heißt es anbinden oder anheften. So ſagt man alſo: „to post a bill“, wenn man irgendwo an eine Mauer oder an ein Haus einen Zettel anklebt, und dieſes Zettelankleben kommt (wie auch bei uns) bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. wenn Jemand ein Concert gibt oder wenn ſich eine Kunſtreitergeſellſchaft produzirt u. ſ. w. u. ſ. w., vor. Ganz neu jedoch iſt der Gebrauch, welchen man im ſüdlichen Nordamerika (in den nördlichen Staaten weiß man nichts von der Sache) von dem beſagten Zettelankleben oder „Poſten“ macht. Sobald nemlich ein ritterlicher Südländer einen Feind bekommt, den er nicht blos haßt, ſondern auch verachtet, und den er daher auf die allerſchimpflichſte Weiſe aus der Welt bringen möchte, ſo thut er ihm die Ehre einer Herausforderung nicht mehr an, ſondern er ſchreibt vielmehr alle die Schandthaten und Laſter ſeines Gegners mit großen Lettern auf einen immenſen Bogen Papier und klebt dieſe Schmähſchrift irgendwo auf einem öffentlichen Platze an eine Mauer oder ein Haus, an welchem den Tag über recht viele Menſchen vorüber kommen. Natürlich bleibt

nun Jeder, der vorüberkommt, unwillkürlich ſtehen, wenn er den Zettel ſieht, und ſtudirt ihn von oben bis unten, ſo daß die ganze Geſchichte alsbald in der ganzen Stadt ruchbar wird. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß derjenige, deſſen Schande an die Mauer geklebt iſt, hierüber unmöglich lange im Ungewiſſen bleiben kann. Im Gegentheil wird er von ſeinen Freunden im Augenblicke davon benachrichtigt, daß er ein „Geposteter" ſei, und nunmehr weiß er, was er zu thun hat. Alsbald macht er ſich — ſo ſchreibt es der Code of honor vor — mit Revolver und Bowie-Meſſer, vielleicht ſogar mit einer Büchſe bewaffnet, auf und geht auf den Platz, an welchem der Zettel angeklebt iſt, um denſelben herabzureißen. Allein das Ding geht nicht ſo leicht, als man glaubt, denn — ſo ſchreibt es der Code of honor abermalen vor — hart neben dem Zettelanſchlag ſteht der „Poſter" mit der geſpannten Piſtole in der einen und mit dem gezückten Meſſer in der andern Hand, bereit, den Gegner, ſobald derſelbe die Hand zum Abreißen des Zettels ausſtreckt, zu erdolchen oder niederzuſchießen. Kaum jedoch ſieht dieß der „Gepoſtete", ſo macht er ebenfalls von ſeinen Waffen Gebrauch, und nun geht's an ein Schießen und Stechen, daß es eine wahre Freude iſt. Man rückt einander auf den Leib und ſucht ſich gegenſeitig ſo bald als möglich kalt zu machen; die vielen Umſtehenden aber (denn natürlich zieht ein ſolch' prächtiges Schauſpiel immer eine Menge von Neugierigen herbei) bilden einen weiten Kreis, aus welchem die beiden Kämpfer unmöglich ausbrechen können, und das Ende vom Liede iſt faſt regelmäßig, daß „Poſter" wie „Geposteter" entweder ganz oder doch halb todt weggetragen werden. Alſo verlangt es der berühmte „South Carolina code of honor", und wehe

dem, welcher feig genug wäre, ſich nicht darnach zu richten! Er wäre verachtet ſein Leben lang; ja er könnte ſogar unmöglich mehr exiſtiren, denn alle Gentlemen würden vor ihm ausſpucken. Dennoch kommt es hie und da vor, daß ein „Geposteter“ ſein Leben mehr liebt, als ſeine Ehre, und der Leſer erlaube uns, ihm einen derartigen Fall zu erzählen, damit er über die ganze Sitte oder vielmehr Unſitte in's Klare komme.

Der beſagte Vorfall ereignete ſich in Fayette-Ville im Staate Nordcarolina, unweit der Grenze von Südcarolina. Dort lebten zwei junge Männer, die ſich perſönlich ſehr nahe ſtanden, indem der Eine die Couſine des Andern geheirathet hatte; allein deßwegen gab es doch nie einen größeren Gegenſatz, als den zwiſchen Colonel Armſtrong und Major Aubry. Letzterer nämlich, deſſen Voreltern (wie ſchon der Name beſagt) Frankreich ihr Vaterland nannten, war von feuriger, nobler Gemüthsart, hatte aber dieſes ſein Temperament vollkommen in ſeiner Gewalt, und wurde von Jedermann als ein ſolider und tüchtiger Bürger hochgeſchätzt. Den Titel Major beſaß er nicht, weil er ihn etwa auf dem Felde der Ehre verdient hätte, ſondern vielmehr, weil er, wie alle Gentlemen des Südens, einen höheren Poſten in einem Milizregimente begleitete, und es hinderte ihn dieſer Titel alſo nicht, ein friedfertiges kaufmänniſches Geſchäft (wenn wir nicht irren, eignete er eine große Holzſchneidemühle und verband damit einen Engros-Bretterhandel) zu betreiben. Der Colonel dagegen, ein Mann von kaum dreißig Jahren, verachtete als der Sohn eines reichen Pflanzers, deſſen Beſitzung nur wenige Meilen von Fayette-Ville entfernt lag, jede kaufmänniſche Handthierung auf's tiefſte, und widmete ſein Leben „dem edlen Nichtsthun“. Seinen Auf-

enthalt hatte er nur „zeitweiſe“ in der Stadt, indem er für gewöhnlich auf der Plantage ſeines Vaters wohnte; wenn er ſich übrigens in Fayette-Ville aufhielt, ſo trieb er ſich ganz allein mit Gentlemen ſeines Gleichen herum und ſchlug den Tag mit Jagen, Reiten, Spielen, Damenbeſuchen und was dergleichen mehr iſt todt. Das Wort „Solidität“ kannte er ſo zu ſagen nur dem Namen nach, um ſo mehr aber die Renommiſterei und Bramarbaſie, und ob er gleich ebenſo wenig Pulver gerochen hatte, als ſein Vetter Aubry, ſo pochte er doch auf ſeine Obriſten-Würde, als wäre das Heldenthum ſeine Haupteigenſchaft. Kurz, er war, was man ſagt, ein Roué oder vornehmer Taugenichts, und wurde deßhalb von dem achtbaren Theil der Einwohnerſchaft mit ziemlicher Geringſchätzung angeſehen, während er umgekehrt unter ſeinen Cumpanen, ſowie unter einem gewiſſen Theile der Frauenwelt eine um ſo hervorragendere Rolle ſpielte. Warum auch nicht? Er hatte ja Geld im Ueberfluß und fiel noch überdieß durch ſeine kräftigen Körperformen in die Augen!

Unter ſolchen Umſtänden kann man ſich wohl denken, daß Armſtrong und Aubry, obwohl ſie in naher Verwandtſchaft zu einander ſtanden, nur wenig zuſammenkamen, indem der erſtere am liebſten Kneipen liederlicher Art, ſowie Tanz- und Spielhäuſer aufſuchte, während der letztere, wenn er ſein Geſchäft abgemacht hatte, im eigenen Hauſe bei Weib und Kindern die für ihn angenehmſte Erholung fand. Wollte es übrigens je der Zufall, daß ſie ſich in Geſellſchaft oder auf der Straße trafen, ſo grüßten ſie ſich nur kalt und wechſelten höchſtens die allernothwendigſten Worte. Eines Tages nun begab es ſich, daß Aubry in einem öffentlichen Kaffeehauſe auf einen Geſchäftsfreund zu

warten hatte und gerade daſelbſt eintrat, als Armſtrong mit mehreren ſeines Gelichters ebenfalls hereinſtürmte. Die letzteren ſtellten ſich am Schenktiſche auf, und Armſtrong, welcher wie gewöhnlich den Splendiden ſpielte, forderte nicht nur ſeine Cumpane, ſondern alle im Zimmer Anweſenden zu einem „Trink", d. h. zu einem gemeinſchaftlichen Trunk, auf. Die ſämmtlichen Herren folgten der Aufforderung; denn es gilt als Beleidigung, dieſelbe auszuſchlagen; nur allein Aubry, welcher ſich mit einer Zeitung in der Hand an's Fenſter geſetzt hatte, ſtand nicht auf, ſondern fuhr ruhig fort zu leſen.

„Wollen Sie keinen Trink mit mir nehmen, Maſter Aubry?" fragte nun Colonel Armſtrong mit lauter Stimme.

„Ich danke," erwiederte Aubry, „und ich hoffe, Sie werden mich entſchuldigen, da mir meine Geſundheit nicht erlaubt, Morgens ſchon Brändy zu nehmen."

„Dann nehmen Sie Sodawaſſer oder was Ihnen ſonſt beliebt," entgegnete der Andere mit noch lauterer Stimme, der man den verhaltenen Zorn wohl anhörte.

„Ich danke nochmals," verſetzte darauf der Major kaltblütig, „bitte aber, es als keine Beleidigung von meiner Seite anzuſehen."

„You damned dirty french Puppy, Du gottverfluchter ſchmutziger franzöſiſcher Lümmel," ſchrie nun der Colonel wüthend, und warf das Glas, welches er in der Hand hielt, nach ſeinem Vetter, jedoch ohne ihn zu treffen.

Jedermann erwartete jetzt, der Major werde, wie es der Code of honor vorſchreibt, einen Revolver aus der Taſche ziehen und auf den Beleidiger ſchießen, weßhalb auch die Freunde des Letzteren alsbald vorſprangen, um

sich zwischen die beiden Kämpfer zu werfen; allein zum größten Erstaunen aller Anwesenden stand Aubry ganz ruhig auf und verließ den Salon, ohne ein Wort zu sagen.

„Der Feigling, der elende, niederträchtige Feigling,“ brüllte sofort Colonel Armstrong, und seine Kameraden pflichteten ihm, wie natürlich, bei.

„Du mußt den Kerl tüchtig durchprügeln,“ rief Einer von ihnen; „vielleicht bekommt er dadurch den Muth, sich wie ein Mann zu benehmen.“

Hierauf gieng der Obrist augenblicklich ein, denn er glaubte sich nicht blos seinem Vetter an Körperstärke durchaus überlegen, sondern hoffte auch, daß dieser als ein Mann des Friedens sogleich nach dem ersten Schlag Fersengeld geben werde. Somit wurde alsbald das Nöthige verabredet, d. h. man beschloß, daß Armstrong dem Aubry, wenn dieser Abends von seinem Comptoir nach Hause gehe, auflauren, und ihm, während die Andern zusähen, eine tüchtige Tracht Schläge zukommen lassen solle, damit derselbe auf ewig von der Grobheit, einen Trink auszuschlagen, geheilt werde.

Gesagt, gethan! Am selbigen Abend noch stellte sich Armstrong an einer Straßenecke, welche Aubry nothwendigerweise passiren mußte, auf, und seine Feunde warteten der Dinge, die da kommen sollten, hinter einem Thorgange verborgen. Ruhigen Schrittes und ohne etwas Arges zu denken, kam Aubry herbei, allein wie er um die Ecke bog, fiel sein Gegner über ihn her und schlug ihn mehrmals heftig in's Gesicht. So überrascht nun aber auch der Ueberfallene war, so faßte er sich doch gleich wieder und stellte sich seinem Feinde muthvoll entgegen. Ja, es gelang ihm sogar, obwohl er keineswegs den kräftigen Körper

beſaß, deſſen ſich Armſtrong rühmen konnte, dieſem letzteren, deſſen ganzer Muth, wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtete, in Großmauligkeit beſtand, die Schläge heimzugeben und ihn ſchließlich zur Flucht zu nöthigen. Der ſchändliche Ueberfall hatte alſo für Colonel Armſtrong ein ganz anderes Reſultat, als er gehofft hatte, und das Schlimmſte bei der Sache war, daß nicht blos das große Publikum, als die Schlägerei ruchbar wurde, dem Aubry in jeglicher Beziehung Recht gab, ſondern daß auch die Beſſeren unter den bisherigen Spießgeſellen und Cumpanen des Colonel, denen dieſer bisher durch ſeine anſcheinende Ritterlichkeit ſowie durch den Reichthum ſeines Vaters zu imponiren gewußt hatte, an ihm zu zweifeln anfingen. Doch brachte er es bei Vielen durch Freigebigkeit ſo ziemlich wieder in's alte Geleis, und er ſpielte alſo nach wie vor den Roué und Tangenichts; die wahrhaft Gebildeten des Städtchens aber verachteten ihn von nun an nicht mehr blos wegen ſeines liederlichen Lebenswandels, ſondern auch wegen der offenbaren Feigheit, die er in dem Handel mit Aubry bewieſen hatte.

Einige Wochen ſpäter hatte Aubry eines Prozeſſes wegen vor Gericht zu erſcheinen. Um was es ſich bei dieſem Prozeß handelte, wiſſen wir nicht mehr, und es iſt dieß auch von gar keinem Belang für unſere Erzählung. Um ſo mehr Gewicht aber müſſen wir darauf legen, daß unter den Zeugen, welche ſein Gegner ſtellte, ſich auch der Name des Colonel Armſtrong befand, denn dadurch wurde, wie wir gleich ſehen werden, der Haß zwiſchen ihm und dem letzteren auf die höchſte Höhe getrieben. Sobald nemlich Armſtrong von dem vorſitzenden Richter aufgefordert wurde, ſich auf den Zeugenſtand zu begeben und den üblichen Eid

zu leisten, protestirte Aubry laut und offen dagegen, indem er zugleich ohne Scheu erklärte, er schenke der Aussage seines Vetters, auch wenn sie derselbe zehnmal beschwöre, lediglich keinen Glauben.

„Und warum thun Sie das?“ fragte der Richter. „Sie wissen, daß man Niemanden ohne Grund als Zeugen verwerfen darf.“

„Ich verwerfe ihn, weil er sein ganzes Leben hindurch, wie ich mit Dutzenden von Beispielen belegen kann, gewohnt war, nur seiner Leidenschaft, nie aber den Gesetzen des Rechts und der Religion zu folgen,“ erwiederte Aubry äußerst gelassen, „und überdieß ist er so sehr mein persönlicher Feind, daß es ihm, wenn er mir dadurch schaden kann, nach seiner eigenen Aussage auf einen Meineid nicht ankommt.“

Eine tiefere Beleidigung, als diese, konnte es nicht geben, und Armstrong mußte, wenn er nicht vor der Welt auf ewig entehrt und gebrandmarkt dastehen wollte, nothwendig blutige Genugthuung nehmen. Er fühlte dieß auch und machte deßhalb Miene, als ob er seinen Revolver ziehen und auf seinen Vetter schießen wolle; allein die Gerichts-Personen, sowie verschiedene andere Anwesende sprangen dazwischen und verhinderten jeden persönlichen Angriff. Armstrong verließ also augenblicklich den Gerichtssaal, schwur jedoch laut, daß Aubry seiner Rache nicht entgehen werde, und natürlich glaubte nun Jedermann nicht anders, als daß er seinem Vetter augenblicklich eine Herausforderung zuschicken würde. Allein hievor hütete er sich gar wohl, und der ganze Tag ging vorüber, ohne daß Aubry irgend ein Zeichen erhielt, auf welche Art sich sein Gegner zu rächen gesonnen sei. Kaum aber

war er Abends nach Hauſe gekommen, ſo erhielt er einen Brief, angeblich aus dem erſten Hotel des Städtchens, worin ihn ein Newyorker Kaufherr eines abzuſchließenden größeren Handels wegen zu einer kurzen Beſprechung auf ſein Zimmer einlud, indem es ihm Unwohlſein unmöglich mache, zu Aubry zu kommen. Letzterer kannte den Schreiber des Briefes nicht perſönlich und ebenſo wenig ſeine Handſchrift, allein die Firma, in deren Namen der Brief abgefaßt war, hatte einen guten Klang und ſomit dachte er nicht im geringſten daran, daß ihn Jemand myſtifiziren wolle, ſondern nahm ſeinen Hut, um den Fremden ſofort aufzuſuchen. Seine Gattin allerdings fand es auffallend, daß ihn der Fremde noch ſo ſpät Abends zu ſich in's Hotel beſcheide, und wollte alſo das Weggehen ihres Gemahles nicht dulden; allein dieſer verwarf ihre Bedenken und gab ihr nur in ſoferne nach, daß er, was er ſonſt nicht im Brauche hatte, ſeine Waffen zu ſich ſteckte. Er ging alſo, doch kaum hatte er ſich ein paar hundert Schritte von ſeinem Hauſe entfernt, ſo fielen plötzlich vier Kerle über ihn her, welche unter einem hier befindlichen Schuppen verborgen auf ihn gelauert hatten. Die Burſche waren zwar nicht mit Schießgewehren, wohl aber mit Brügeln und Meſſern bewaffnet, und ihre Abſicht ſchien, ihn zuerſt niederzuſchlagen, um ihm dann, wenn er betäubt am Boden liege, die Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen. Das erſtere gelang ihnen jedoch nicht; denn ſobald ſie Aubry aus ihrem Verſteck hervorrennen ſah — ſo weit man nemlich in der Dunkelheit ſehen konnte —, machte er einen Satz nach rückwärts und feuerte dann alle fünf Schüſſe ſeines ſchnell gezogenen Revolvers hinter einander auf ſie ab. Alſobald fiel Einer der Angreifer, die

Andern aber gaben deßwegen doch nicht Fersengeld, sondern drangen, wie er jetzt beim Sternenlicht deutlich genug erkennen konnte, mit blinkenden Messern auf ihn ein. Schon glaubte er sich verloren, allein in diesem Augenblicke rannte sein Diener, welchen ihm die ängstliche Gattin heimlich nachgeschickt hatte, unter großem Geschrei herbei, und nun wußten die Meuchelmörder nichts besseres zu thun, als so schnell sie ihre Füße trugen, davon zu eilen. Ja ihre Eile war so groß, daß sie sogar ihres gefallenen Kameraden vergaßen und denselben liegen ließen, wo er lag! Jetzt öffneten sich auch die Fensterläden der nächsten Häuser und einige Stimmen fragten, was es gebe. Man muß nemlich wissen, daß im ganzen Süden, in den größeren wie in den kleineren Städten, nächtliche Ruhestörungen und Pistolenschüsse etwas ganz Gewöhnliches sind und daß sich deßhalb nicht leicht Jemand verlocken läßt, um solcher Kleinigkeiten willen seine Wohnung zu verlassen. Auch in dem gegebenen Falle würde also kein Mensch dem Aubry beigestanden sein oder auch nur nach der Ursache des Tumults gefragt haben, wenn nicht der Diener desselben ein so mächtiges Hülfegeschrei erhoben hätte. Nun aber kamen, als Aubry die Frage: „was es gebe," mit der Bitte, ihm Licht zu bringen, beantwortete und zugleich seinen in der ganzen Stadt bekannten Namen nannte, einige Männer mit Fackeln herbei und man leuchtete sofort dem Kerl, welchen der Schuß Aubry's niedergestreckt hatte, in's Gesicht. Was zeigte sich nun aber? Nichts anderes als das verzerrte Antlitz eines im Todeskampfe ringenden Niggers! Dem Elenden war eine Kugel mitten durch die Brust gedrungen und obwohl er noch Zeichen des Lebens von sich gab, so konnte er doch keine der

an ihn gestellten Fragen mehr beantworten. Dessen ungeachtet blieb man nicht lange im Zweifel, von wem der Mordanfall ausgegangen sei; denn sowohl Aubry selbst, als auch mehrere der herzugekommenen Männer erkannten in dem Burschen einen der Sclaven aus der Pflanzung des alten Generals Armstrong, des Vaters des Colonel, und man durfte also mit Bestimmtheit annehmen, daß, weil der alte Armstrong zu einer solchen Niederträchtigkeit unfähig war, das Mordattentat von dem Colonel ausgegangen sei. Man benachrichtigte also den Coroner, das ist die obrigkeitliche Person, welcher die Untersuchung aller schnell eingetretenen Todesfälle obliegt, von der Sache, und dieser ließ sofort den tödtlich Verwundeten in das Courthouse bringen, um ihn womöglich wieder zum Leben zurückzurufen und dann über den Vorfall zu inquiriren; allein der Mensch starb schon auf dem Transporte und konnte also keine Rede mehr stehen.

Man kann sich nun wohl denken, wie es dem Aubry zu Muthe war, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, über den Vorfall näher nachdachte. Da er jedoch gleich darauf von seinem in das Hotel, aus welchem der bewußte Brief datirt war, abgesandten Diener erfuhr, daß gar kein Fremder aus Newyork daselbst logire, so schwand ihm auch vollends der letzte Zweifel über den wahren Attentäter, und nun verhehlte er sich nicht mehr, daß er, wenn er nicht sein Leben der Willkür seines Vetters preisgeben wollte, nothgedrungen zu einem energischen Mittel greifen müsse. Worin sollte aber dieses Mittel bestehen? Sollte er sich selbst Recht verschaffen oder aber den Schutz des Gesetzes in Anspruch nehmen? Der letztere mußte ihm werden, wenn er sofort Klage erhob; allein man weiß ja,

wie leicht es in Amerika ist, auch dem strictesten Gesetze eine Nase zu drehen, besonders wenn man Familienverbindungen hat und überdieß das Geld nicht zu sparen braucht. Somit konnte Aubry so zu sagen gewiß sein, daß sein Gegner, auch wenn er ihn noch in der Nacht verhaften ließ, sich schon am andern Morgen gegen Bürgschaft wieder auf freiem Fuß befinden werde und dann abermals Gelegenheit habe, ihm auf diese oder jene Weise nachzustellen. Ueberdieß, auch den günstigsten Fall, nemlich den, daß Armstrong vor die Geschworenen gestellt werde, angenommen, — war er denn dann sicher, daß die Jury ein Verdict gegen denselben ausspreche, besonders da wenigstens kein directer Beweis vorlag? Der Colonel brauchte ja blos zu läugnen, daß er mit dem Attentate irgend etwas zu thun gehabt habe; er brauchte blos Zeugen herbeizubringen, daß er sich die ganze Zeit von der Scene in der Gerichtssitzung an bis an den späten Abend auf einem ganz entfernten Schauplatze befunden habe, ohne mit irgend einem der Sclaven seines Vaters in Verbindung getreten zu sein — und solche Zeugen herbeizubringen, konnte ihm, wie Aubry recht wohl wußte, bei der großen Menge von käuflichen Subjecten, die sich in den Städten des Südens herumzutreiben pflegen, keineswegs schwer fallen, — — wie dann? Dieses Alles überlegte der schwer Beleidigte mit klarem Sinne, und somit kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß ihm, wenn er für immer Ruhe haben wolle, nichts übrig bleibe, als das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Er faßte also einen festen Entschluß und legte sich dann auf einige Stunden zur Ruhe, allein schon vor Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen, und wir werden nun sogleich sehen, warum er sich so frühe erhob, oder vielmehr

auf welche Weise er den die Nacht zuvor gefaßten Entschluß in Ausführung brachte.

Das Städtchen Fayette-Ville hat, so klein es ist, doch auch seine eigene City-Hall, das heißt sein Rathhaus, vor welchem sich ein ziemlich freier Platz ausdehnt, und hier auf diesem freien Platze, sowie auf dem mit hölzernen Säulen verzierten Portikus desselben pflegen sich gewöhnlich neugierige Tagdiebe vom frühen Morgen bis zum späten Abend herumzutreiben. Kaum jedoch war an dem auf das Mordattentat folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so sah man vor der City-Hall eine ganz ungewöhnlich große Menge Menschen versammelt, welche sich alle auf's eifrigste besprachen und unverwandt nach einer der Säulen des Porticus hinblickten. Was konnte man denn nun aber da Besonderes erschauen? Nichts Anderes, als ein ungeheures, mit großen Lettern beschriebenes Placat, das fast den dritten Theil der Säule bedeckte! Und wer stand neben der Säule? Niemand anders, als der Major Aubry, der dort einer Statue gleich Posto gefaßt hatte! Er sah bleich aus, wie wenn er die halbe Nacht durch gewacht hätte; aber deßwegen lag doch ein merkwürdiger Zug von Entschlossenheit in seinem Gesichte, und sein scharfes Auge blickte so ernst umher, daß man keinen Augenblick an seinem Muthe zweifeln konnte. In der rechten Hand, welche er unter dem zugeknöpften Rocke halb verborgen hielt, blitzte es wie der Lauf eines Pistoles oder Revolvers, und ein anderes ähnliches Mordinstrument sah gleich dem Hals einer Flasche aus einer seiner Brusttaschen hervor. So stand er unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen, sein düsteres Auge aber wandte sich

raſtlos nach allen Seiten, wie wenn er einen Feind erwartete, von welchem er ſich nicht überraſchen laſſen wollte.

»Posting, posting, der Major hat den Colonel gepoſtet,“ flüſterten ſich alle Umſtehenden mehr oder minder laut zu und deuteten mit den Fingern nach dem Anſchlagzettel.

Mit jeder Viertelſtunde mehrte ſich die Menſchenmenge, und Weiße wie Schwarze drängten ſich bunt durcheinander. Auf allen Geſichtern lag die höchſte Aufregung, und kein Menſch dachte daran, den Platz zu verlaſſen, ehe die Tragödie ihren regelrechten Verlauf genommen habe.

„Hier kommt er,“ rief von Zeit zu Zeit Einer aus der Menge, indem er nach einer gewiſſen Richtung hindeutete, und dann richteten ſich natürlich alle Augen dorthin. Aber immer zeigte es ſich, daß man ſich getäuſcht habe, denn der, den man von dort her ſich nähern ſah, war nicht der erwartete Colonel, ſondern irgend ein Anderer, welcher in der Körperſtatur vielleicht einige Aehnlichkeit mit ihm hatte.

So vergingen mehrere Stunden und am Ende, als es gegen Mittag ging, hatte ſich faſt die ganze männliche Einwohnerſchaft vor dem Rathhauſe eingefunden. Unbeweglich ſtand immer noch Aubry an ſeiner Säule, aber der Colonel war auch jetzt noch nicht gekommen! Sollte derſelbe vielleicht gar nicht darüber unterrichtet ſein, daß er gepoſtet war? Oder hatte er ſich gar aus der Stadt entfernt und befand ſich alſo in der Unmöglichkeit ſich ſeinem Gegner zu ſtellen?

Keines von beiden! Der Obriſt war nicht bloß genau von Allem unterrichtet, ſondern befand ſich auch in der Stadt, und zwar im Barroom, das iſt in der Kneip-

und Rauchstube des Hotels, in welchem er mit seiner Gesellschaft alle Tage zusammen zu kommen pflegte. Hier hatte er sich schon in aller Frühe eingefunden und bei ihm waren seine gewöhnlichen Cumpane und Genossen, von welchen er natürlich über das Vorgehen Aubry's längst benachrichtigt worden war. Offenbar befanden sich Alle in großer Aufregung, denn sie gestikulirten und sprachen fast die ganze Zeit über wild durcheinander und mehr als zehnmal schon hatten sie am Schenktisch einen gemeinschaftlichen Trunk zu sich genommen, welchen regelmäßig der Colonel bezahlte. Merkwürdigerweise jedoch machte der Letztere gar keine Miene, den Salon zu verlassen, um sich mit seinem Gegner zu messen, sondern er begnügte sich vielmehr damit, mit verschiedenen ruhmrednerischen Worten, sowie mit Flüchen aller Art um sich zu werfen und hie und da einige Worte vom Mittag als der Zeit, wo er seine Rache nehmen werde, zu murmeln. In seinem Blicke lag jedoch etwas Scheues und Aengstliches, wie wenn es ihm nicht wohl bei der Sache wäre, und wenn auch sein Gesicht bis an die Schläfe hinauf geröthet war, so konnte man doch nicht leicht unterscheiden, ob dieß die Wirkung des Brändy oder aber ein Zeichen des Muthes sei. Genug, er ließ den Mittag vorübergehen, ohne daß er irgend etwas Entscheidendes unternommen hätte, und setzte dadurch die Geduld der Männer von Fayetteville auf eine harte Probe.

Inzwischen stieg die Aufregung in der ganzen Stadt mit jeder Minute höher und man schloß nicht blos alle Läden, sondern stellte auch in den sämmtlichen Werkstätten die Arbeit ein; in den Wirthshäusern dagegen herrschte die regste Thätigkeit, denn alle Welt wollte etwas Neues über

den Stand der Dinge erfahren. Woher aber ſollte man die Neuigkeiten bekommen, wenn nicht aus den Trinkſtuben? Bald ſpaltete ſich die ganze Einwohnerſchaft in zwei Parthien, deren eine ſich für Aubry erklärte, während die andere zur Fahne des Colonel ſchwur, und die Debatten wurden oft ſo hitzig, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, der Wortſtreit werde in Thätlichkeiten übergehen. „Er wird ſich ſtellen," ſchrien die Partheigänger des Obriſten, die ſogenannten „Gentlemen-Loafer", zu welchen der ſämmtliche Troß und Anhang der vornehmeren Sklavenzüchter zu rechnen war. „Nein, er wird ſich nicht ſtellen, denn er iſt nichts als ein feiger Bramarbas," ſchrien die Anderen, welche meiſt der ehrſameren Bürgerklaſſe angehörten. Weil nun aber ein ſolcher Widerſtreit herrſchte, ſo wußten beide Theile am Ende, um die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweiſen, nichts beſſeres zu thun, als ſich mit Bowiemeſſern und Revolvern zu bewaffnen, damit ſie doch wenigſtens nicht wehrlos da ſtünden, wenn's über dem Wortſtreit zum Handgemenge komme.

Ehe es jedoch ſo weit kam, verbreitete ſich gegen drei Uhr Mittags das Gerücht, der Vater des Colonel, ein ſo ritterlich denkender Südländer, wie nur Einer, ſei im Hotel, in welchem ſein Sohn verweilte, angekommen, und nun eilte Alles vor dieſes Hotel, weil man nun hoffen durfte, daß, wenn ſich dieſes Gerücht beſtätige, endlich einmal zur That geſchritten werden würde. In der That konnte man ſich auch bald überzeugen, daß die Nachricht keine erfundene ſei, denn der alte Pflanzer war wirklich in aller Eile von ſeiner Plantage hereingefahren, als man ihn durch einen Expreſſen von der Sache unterrichtet hatte. „Jetzt muß es doch endlich losgehen," riefen nun alle Zuſchauer

wirr durch einander, „denn der alte Herr, welcher ſeiner Zeit gegen die Indianer gefochten, läßt den Schimpf des Poſtens nicht auf ſich ſitzen.“ Deſſen ungeachtet ging wieder Stunde um Stunde vorbei, ohne daß der Colonel erſchienen wäre, um den Zettel mit Gefahr ſeines Lebens abzureißen.

Was war nun aber, die wirkliche Urſache? Hielt vielleicht der Vater den Sohn, um deſſen Leben zu ſparen, davon ab, das Wagniß zu beſtehen, oder war Letzterer in der That zu feige, um ſeinem Gegner auf den Leib zu rücken? Wir werden die Wahrheit ſogleich erfahren, wenn wir uns in das Innere des Barrooms ſelbſt begeben. Hier ſtand der alte Pflanzer, deſſen Haare ſchon weiß zu werden begannen, mit zornergötheten Wangen und mit Augen, die wie Blitze leuchteten. Mitten in der Stube ſtand er und hielt mit der ausgeſtreckten Rechten den Sohn feſt; dieſer Letztere aber ſah unverrückt zu Boden und alle Röthe war aus ſeinem Geſichte verſchwunden. „Du glaubteſt vielleicht,“ rief der Alte mit tief rollender Stimme, „du glaubteſt vielleicht, ich werde nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als deine Sache zu der meinigen zu machen und den Handel mit dem Aubry auf friedliche Weiſe beizulegen? Bei Gott, einen andern Grund konnteſt du nicht haben, als du nach mir auf die Pflanzung hinaus ſchickteſt; aber ich ſage dir zum letzten Male, durch friedliche Worte wird ein ſolcher Handel nicht abgemacht. Die Schmach, die dir dein Vetter angethan hat, kann nur durch Blut abgewaſchen werden! Und nun frage ich dich vor allen dieſen Zeugen, willſt du handeln wie ein Mann, oder ziehſt du es vor, gebrandmarkt zu ſein für dein Leben?“

Der Sohn ſchwieg und ſeine Augen ſuchten immer noch unverrückt den Boden. Ja ſeine Kniee zitterten, als

wollten, sie ihm den Dienst versagen. Nun aber überkam den alten Vater eine fast unnennbare Wuth und mit geballter Faust stieß er dem Jungen in's Gesicht, daß dieser wie ein Betrunkener zurücktaumelte und fast zu Boden gestürzt wäre.

„Elender Lotterbube," schrie er ganz außer sich, „ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn an, denn du bist ein Feiger und Ehrloser. Fort mit dir aus meinen Augen und wage es nie mehr, die Schwelle meines Hauses zu übertreten! Ja verflucht sei ich und ehrlos mein Name, wenn ich dich nicht mit der Hundepeitsche von der Plantage jage, falls du dich noch einmal daselbst blicken läßt. So thue ich, so wahr mir Gott helfe!"

Vernichtet sank der Sohn zusammen, der Vater aber wandte ihm verächtlich den Rücken und schritt mit hoch aufgerichtetem Kopfe der Thüre zu. „Kommt mit mir, meine Freunde," rief er den sämmtlichen im Zimmer Anwesenden mit dröhnender Stimme zu: „Kommt mit mir, denn wer noch eine Minute in der Gesellschaft dieses Nichtswürdigen verweilt, der macht sich zum Theilhaber seiner Niederträchtigkeit."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und hinter ihm drein gingen alle die bisherigen Genossen des Colonel, so daß auch nicht Einer zurückblieb. Sahen sie doch ein, daß derselbe zu feig sei, um sich zu ermannen, und daß er also von nun an von ihnen als ein Ausgestoßener behandelt werden müsse! Merkwürdiger Weise machte jedoch der alte Pflanzer, als er zum Hotel heraustrat, keine Miene, seine dort harrende Kalesche zu besteigen, sondern herrschte dem Kutscher nur kurz zu, zu warten, bis er zurückkomme und schlug dann den Weg nach

der City-Hall zu ein. Dort aber ſtand der Major Aubry noch immer unbeweglich auf ſeinem Poſten, denn der Code of honor ſchreibt vor, daß Einer, der einen Andern gepoſtet hat, ſeinen Platz neben dem angeſchlagenen Sündenregiſter nicht etwa bloß ein paar Stunden lang, ſondern vielmehr von Morgens in aller Frühe bis Abends nach Sonnenuntergang behaupten muß, und zwar geſchieht dieß, um dem Gegner Zeit zu laſſen, ſeine letzten häuslichen Anordnungen zu treffen, ehe er ſich auf den Kampfplatz begibt. Demgemäß durfte ſich auch Aubry nicht eher von ſeinem Standpunkte entfernen, als bis die Nacht angebrochen war, und die Ehre des Colonel wäre gerettet geweſen, wenn er nur eine Minute vorher das Gefecht begonnen hätte.

Mit feſtem Schritte ging der alte Pflanzer dem Porticus der City-Hall zu, und hinter ihm drein marſchirten wohl mehr als zwei- oder dreihundert Männer, welche alle im höchſten Grade begierig waren, zu ſehen, was derſelbe beginnen werde; die große Maſſe der Umſtehenden aber, beſonders derjenigen, welche ſich auf dem freien Platze vor dem Rathhauſe aufgeſtellt hatten, bildeten eiligſt Spalier, um den alten General durchzulaſſen. Dann jedoch drängten ſie eben ſo gut hinten drein, als die früheren Begleiter deſſelben.

Aubry erſtaunte im höchſten Grade, als er den merkwürdigen Zug herankommen ſah. „Will vielleicht," dachte er, „der alte Herr im Namen ſeines feigen Sohnes Rache an mir nehmen?" Jedenfalls beſchloß er, ſich vorzuſehen, obwohl er auf der andern Seite aus Hochachtung für die Stellung und die grauen Haare des Generals nur im äußerſten Falle zum Gebrauch der Waffen ſchreiten wollte.

So stellte er sich denn hart vor die Säule, an welcher der Zettel klebte, hin, und umfaßte seinen gespannten Revolver mit fester Hand, ohne ihn jedoch vollständig aus der Brusttasche zu ziehen. Näher und immer näher kam der alte Herr, aber siehe da, jetzt zeigte es sich, daß derselbe weder Pistole, noch Bowiemesser, noch überhaupt eine sichtbare Waffe bei sich trug. Somit ließ ihn Aubry bis in die nächste Nähe herankommen, ohne irgend zu einer Feindseligkeit zu schreiten. Endlich jedoch, als die Entfernung kaum noch vier oder fünf Schritte betrug, rief ihm Aubry ein kräftiges Halt zu und frug ihn zugleich, in welcher Absicht er sich ihm gegenüber stelle! „Ich habe alle Achtung und den tiefsten Respekt vor Ihnen, General Armstrong," setzte er dann mit einer tiefen Verbeugung hinzu; „aber wenn Sie als Stellvertreter Ihres Sohnes kommen, so muß ich Sie nothgedrungen gerade ebenso behandeln, wie ich diesen behandelt haben würde."

„Ich komme," erwiderte der alte Herr stehen bleibend und sich zugleich hoch aufrichtend, „ich komme, um Ihnen zu sagen, Aubry, daß ich Alles weiß. Verstehen Sie mich recht wohl: Alles, also auch den meuchlerischen Angriff von gestern Abend. Da ich nun aber Alles weiß, so kann es mir nicht in den Sinn kommen, die Stelle dessen, der sich ebenso niederträchtig als feig benommen, zu vertreten. Er ist mein Sohn nicht mehr, sondern ich habe ihn verstoßen für ewig; Sie aber, Aubry, handelten als Mann und dieß Ihnen zu sagen kam ich hierher. Sind Sie nun zufrieden, Vetter?"

Dieß alles sprach er in ernstem, festem Tone, ohne daß eine Muskel in seinem Gesichte gezuckt hätte; Aubry aber wurde durch diese ihm ganz unerwartet kommende

Ehrenerklärung so ergriffen, daß er dem General ſtatt aller Antwort beide Hände entgegenſtreckte. Nun jedoch war es auch mit dem Gleichmuth des Letzteren zu Ende.

„Mein Gott,“ ſagte er tief aufſeufzend, indem ſich eine helle Thräne unter ſeinen grauen Augenlidern hervorſtahl, „mein Gott, warum hatte Er, deſſen Namen ich nicht mehr nennen will, nicht auch nur einen Theil des Muthes und der Ehrenhaftigkeit, die du beſitzeſt, Vetter? Wie konnte der Menſch ſo ſehr aus der Art ſchlagen, daß er allen Gentlemen des Landes nunmehr ein Abſcheu ſein muß? Und auch mein Name, mein alter ſeit Jahrhunderten geachteter Name iſt für immer und ewig beſchimpft, da er an einem Poſten angeſchlagen war, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, ihn abzureißen!“

„Das iſt er nicht, mein General,“ rief nun Aubry, dem der Schmerz des alten Herrn tief in's Herz ſchnitt, „das iſt er nicht, denn ich, der ich den Namen angeſchlagen, ich ſelbſt werde ihn auch wieder abreißen.“

Mit dieſen Worten drehte er ſich raſch um und riß das ganze Sündenregiſter mit einem einzigen Griffe herab, indem er zugleich dem alten Herrn nochmals die Hand hinſtreckte.

„Ich danke dir, Vetter,“ ſprach jetzt der General tief gerührt; „ich danke dir aus vollem Herzen, denn es darf nun doch Niemand ſagen, daß der Name meines Hauſes bis in die Nacht hinein gepoſtet blieb!“

Dieſe Worte richtete er an die ganze Verſammlung, wie um zu hören, ob irgend Jemand eine Einwendung zu machen hätte; dann aber wandte er ſich raſch ab und ging ohne ein Wort weiter zu ſprechen nach dem Hotel zurück, wo ſeine Kaleſche noch immer wartete. Eine Minute

darauf hatten ihn seine raschen Pferde der neugierigen Menge entführt, aber von dieser Zeit an ließ er sich auch nicht ein einziges Mal mehr in Fayette-Ville sehen. Ja die Scham über das schmachvolle Schauspiel, das wir so eben geschildert haben, so wie der Gram über den entarteten Feigling, den er einst seinen Sohn genannt hatte, lasteten so schwer auf ihm, daß er die wenigen Jahre, welche ihm noch vergönnt waren, in vollkommenster Abgeschlossenheit zubrachte. Auch hörte man ihn den Namen des Colonel nie mehr aussprechen, ein ganz einziges Mal ausgenommen, als er dem Notar sein Testament, in welchem der feige Erstgeborene von aller und jeder Erbschaft ausgeschlossen wurde, diktirte. Um so öfter dagegen sprach man in Fayette-Ville, sowie in der ganzen Umgegend von demselben, denn er hatte sich gleich den andern Tag nach der oben beschriebenen Scene vollkommen unsichtbar gemacht und blieb auch für ewige Zeiten verschwunden. Ja nicht einmal eine Spur ließ sich später von ihm entdecken, selbst nicht, als man ihn nach dem Tode seines Vaters öffentlich in den Zeitungen wegen der Anerkennung des Testamentes aufforderte, vor Gericht zu erscheinen. Ohne Zweifel war er also im Gefühl der tiefen Verachtung, die auf ihm lastete, in eine ganz entfernte Gegend, wo man seine Person nicht kannte, entflohen und vegetirte dort unter irgend einem angenommenen Namen.

So außerordentlich nun aber auch der Ekel war, mit welchem die südlichen Gentlemen schon bei der Nennung der zwei Worte „Colonel Armstrong“ ausspuckten, so hoch stieg dagegen der Major Aubry wegen seiner bewiesenen Mannhaftigkeit in ihren Augen, und man übertrug ihm daher augenblicklich die Obristenstelle, die durch

die Flucht Armſtrongs erledigt worden war. Ja ſogar mit noch weit höheren Würden bedachte man ihn ſpäter, und namentlich fiel es Niemanden mehr ein, wegen des Geſchäfts, das ihm gehörte (obwohl bekanntlich die ſüdlichen Gentlemen vor allem kaufmänniſchen Getriebe eine Art von Horror haben), auch nur insgeheim die Achſeln zu zucken.

Das war das Ende des berühmten „Poſtingvorfalls“, der ſich vor einigen Jahren in Fayette-Ville zutrug, und wir ſind nur deßhalb ſo weitläufig in ſeiner Beſchreibung geweſen, damit der Leſer einen Begriff davon bekomme, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zugeht. Wiederholen aber müſſen wir, daß unter zwanzig Geposteten kaum ein Einziger ſich ſo feige benimmt, wie der Colonel Armſtrong. Im Gegentheil ſind die ſüdlichen Edelherren, wenn ſie ihre Ehre angegriffen ſehen, gewöhnlich nur zu ſchnell mit der tödlichen Waffe bei der Hand und es kommt deßhalb beinahe kein Poſting-Duell vor, in welchem nicht wenigſtens Einer der beiden Kämpfer auf dem Platze bliebe. „Beſſer ruhmvoll ſterben, als entehrt leben;“ ſagt der South Carolina Code of honor!

8.

Der Deutsche in Amerika.

Nach der Entdeckung Amerika's beeilte sich jede seefahrende Nation Europa's, sich ein mehr oder minder großes Stück des neuen Welttheiles zu sichern, und wenn sich auch Spanien von Seiner Heiligkeit, dem Pabste, das ganze Gebiet für immer und ewig als alleiniges Eigenthum zuschreiben ließ, so setzten sich doch schon wenige Decennien später die Engländer, die Franzosen, die Portugiesen, die Holländer und die Dänen bald an diesem bald an jenem Gestade fest. Nur allein Deutschland betheiligte sich an diesen Eroberungen nicht, denn es war schon damals allzu sehr zersplittert und hatte überdieß viel zu viel mit sich selbst zu thun, als daß es hätte Colonien gründen können. Dennoch wäre beinahe eine ziemliche Portion der neuen Welt deutsches Eigenthum geworden, aber freilich nicht durch die Macht des deutschen Kaisers oder eines der vielen Fürsten, welche sich in die Provinzen des Reiches getheilt hatten, sondern vielmehr durch den Reichthum und den Unternehmungsgeist eines einfachen Bürgers und Privatmanns. Bartholomäus Welser nemlich, der Chef eines großen Augsburger Kaufmanns- und Ban-

kierhauſes, eines Hauſes jedoch, das damals mehr werth war, als jetzt das Haus Rothſchild, hatte an den Kaiſer Karl V. für geleiſtete Vorſchüſſe eine große Summe Geldes gut und ließ ſich von ihm, weil derſelbe, trotzdem er zugleich König von Spanien und Herr von der neuen Welt war, ſeinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, das Königreich Venezuela in Mittelamerika an Zahlungsſtatt abtreten. Dieſe Abtretung koſtete die ungeheure Summe von zwölf Tonnen Goldes, allein der Welſer war damals ein Mann, welcher eine ſolche „Kleinigkeit“ wohl entbehren konnte. Somit kaufte er Schiffe und brachte eine ziemliche Anzahl von Deutſchen in ſein wunderbar herrlich gelegenes neues Königreich hinüber, um daſelbſt Niederlaſſungen zu gründen und einen großen Handelsverkehr zwiſchen Amerika und Deutſchland im Gang zu bringen. Die Sache hatte Anfangs einen guten Fortgang und Venezuela, trotzdem es ſeiner ſüdlichen Lage wegen für die Deutſchen weniger paßte, als das nördlichere Amerika, wäre ſicherlich eine rein germaniſche Colonie geworden, wenn nicht durch die Religionswirren, welche damals das deutſche Reich zerrütteten, das Haus Welſer ſo außerordentliche Verluſte erlitten hätte, daß es ihm in die Länge unmöglich war, ſeine überſeeiſche Beſitzung aufrecht zu erhalten. Nachdem alſo dreißig Jahre ſeit dem Ankauf jener herrlichen Provinz verfloſſen waren, ſah ſich Welſer gezwungen, ſein „Klein-Venedig“ — denn dieß bedeutet das ſpaniſche Wort Venezuela — an den urſprünglichen Beſitzer, oder vielmehr an deſſen Nachfolger auf dem ſpaniſchen Königsthron, Philipp II., gegen eine verhältnißmäßig geringe Entſchädigung zurückzugeben, und auf dieſe Art kam es, daß Deutſchland auch der einzigen Niederlaſſung mit

Souveränitätsrechten, welche es je in Amerika besaß, verlustig ging.

Und doch hätten wir Deutsche am ehesten Ursache gehabt, auf amerikanischen Grund und Boden Anspruch zu machen, denn der erste Entdecker der neuen Welt war (wie sich jetzt durch die neuesten Untersuchungen genau herausgestellt hat) nicht Christoph Columbus, sondern vielmehr Martin Behaim, ein Nürnberger aus ritterlichem Geschlecht. Er nemlich, ein so berühmter Seefahrer, daß ihm der König Johann II. von Portugal eine Anzahl von Schiffen anvertraute, um damit auf Erforschungen auszuziehen, entdeckte nicht blos die Azorischen Inseln, auf denen er sofort Niederlassungen gründete, sondern kam auch, im Jahre 1483, in welchem er von Fayal nach Lissabon zurückfuhr, durch widrige Winde weit westwärts getrieben, an ein großes Flachland, dessen Küsten er befuhr, um sie zugleich für die Krone von Portugal in Besitz zu nehmen. Dieses große Küstenland bezeichnete er auf den Karten, die er über unsre Erdkugel herausgab, ganz genau und es ist jetzt erwiesen, daß dasselbe kein anderes Land war, als der Theil von Brasilien, welchen man die „Prajas von Pernambuco" nennt. Ja nicht blos dieß ist festgestellt, sondern auch das, daß Behaim von dieser seiner Entdeckung dem Bartolo Perestrella, dem Schwiegervater des Columbus, sowie auch später dem letztern selbst (Columbus besuchte den Behaim auf der Insel Madeira und dieser machte ihn dort auch mit seinem berühmten Steuermann, Alfonso Sanchez de Huelva, seinem steten Begleiter auf allen seinen Reisen, bekannt) Mittheilung machte, und somit kann kein Zweifel darüber sein, daß der Ruhm, die neue Welt zuerst aufgefunden zu

haben, von Rechts wegen nicht dem berühmten Genueſen, ſondern vielmehr unſerm Nürnberger Landsmann gebührt. Allein — was nützt uns all' dieſer Ruhm, da wir es nicht verſtanden, ihn praktiſch auszubeuten?

Mehr als hundert Jahre lang, nachdem Venezuela für Deutſchland verloren gegangen war, fiel es keinem unſerer Landsleute ein, nach Amerika hinüberzuſchiffen, um ſich dort anzuſiedeln, und wenn je vielleicht Einer ausnahmsweiſe die neue Welt beſuchte, ſo that er dieß nur als weltfahrender Abenteurer, aber nicht als deutſcher Coloniſt. Die vielen Kriege, welche Deutſchland damals ausfocht, beſonders der dreißigjährige, ließen den Gedanken an Auswanderung gar nicht aufkommen, und überdieß gab es ja auf der heimiſchen Erde, welche ſich in Folge jener Kriege auf die Hälfte der frühern Einwohnerzahl reducirt ſah, des unangebauten Landes, das man um einen Spottpreis bekommen konnte, die Hülle und Fülle. Endlich aber im letzten Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts änderte ſich die Sachlage und es wurden religiöſer Gründe halber Viele unſerer Landsleute veranlaßt, ein neues Vaterland über'm Waſſer drüben zu ſuchen. Der berühmte William Penn, der Stifter oder wenigſtens der Hauptverbreiter der Lehre der Quäker, fand nemlich auch in Deutſchland, das er zu dieſem Behufe mehrmals beſuchte und deſſen Sprache er ſogar erlernte, um deutſch predigen zu können, eine Menge von Anhängern, und als er nun von der engliſchen Regierung einen großen Landſtrich am Delaware (England ſchuldete ſeinem Vater die damals große Summe von ſechszehntauſend Pfund Sterling und war froh, dieſe Schuld mit einem Stück Amerika's, halb ſo groß als Frankreich, bezahlen zu können) erwarb, um daſelbſt einen

neuen Staat „nach den Grundsätzen christlicher Duldung und Bruderliebe" zu gründen, so waren natürlich auch viele der deutschen Quäker bereit, ihm in das Eldorado der Glaubensfreiheit zu folgen. Die Reise nach Amerika aber machten sie nicht planlos und in ungeregelter Weise, sondern sie sammelten sich vielmehr unter eigenen Anführern, wie z. B. unter Heinrich Frey und Christoph Plattenhardt, und ließen sich vorher von Penn ein bestimmtes Stück Land unter äußerst günstigen Bedingungen, damit sie daselbst „in eigenen Niederlassungen vereinigt" leben könnten, abtreten. Auf diese Art kamen anno 1682 die ersten Deutschen nach Amerika und sie alle siedelten sich in dem nach Penn genannten Staate Pennsylvanien an, d. h. sie gründeten daselbst einige rein deutsche Gemeinden.

Das Unternehmen gedieh über Erwarten und da nun natürlich die Kunde hievon sich schnell in Deutschland verbreitete, so fühlten sich nicht Wenige, welche in religiöser Beziehung gerade so dachten, wie die zuerst Ausgewanderten, in ihrem Innersten gedrungen, ebenfalls den Wanderstab zu ergreifen, und ihnen folgten dann wieder Andere, welche zwar keine Quäker waren, aber sich ihrer Religion wegen verfolgt sahen. So ging es also an ein fortgesetztes Auswandern aller Sektirer, Separatisten und Mystiker, deren es in Deutschland bekanntlich immer in Masse gab, und besonders Süddeutschland stellte ein starkes Contingent. Zu letzterem gehörte z. B. auch der Württemberger Alexander Mack, welcher keinen, der nicht den Sonntag am Samstag, dem Sabbathtage der alten Juden, feierte, für einen Christen gelten ließ und zugleich jeden verdammte der nicht die Taufe als Erwachsener zum

zweitenmale empfangen wollte. Natürlich stellte er sich durch diese seine Lehre in einen ziemlichen Gegensatz gegen den Lutheranismus und wurde deßhalb von der lutherischen Geistlichkeit heftig angefeindet; allein eben diese Anfeindung erwarb ihm das Märtyrerthum und somit mehrten sich seine Anhänger, trotzdem man sie spottweise nur die „Tunker" (weil sie als Wiedertäufer ihre Proselyten noch einmal in's Wasser tunkten) oder auch die „Heiligen des siebten Tages" (weil sie den Samstag zum Sonntag machten) nannte, mit jedem Tag um ein Beträchtliches. Natürlich wurde nun der Scandal immer ärger und es blieb der neuen Sekte am Ende, wenn sie nicht mit dem Gefängnisse nähere Bekanntschaft machen wollte, nichts übrig, als ebenfalls nach Amerika auszuwandern. Auch sie zogen nach Pennsylvanien, um daselbst eigene „Tunkergemeinden" zu gründen, und ebenso thaten kurze Zeit darauf die Schwenckfeldianer, als sie sich aus Schlesien vertrieben sahen. Ganz dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Herrenhutern und Mährischen Brüdern, welche sich zwar zuerst in Georgien niederließen, allein schon nach kurzer Zeit, weil sie sich mit dem System, Sclaven zu halten, nicht vereinigen konnten, ebenfalls nach Pennsylvanien gingen und dort eine Menge von Niederlassungen (als da sind Bethlehem, Nazareth, Ebenezer u. s. w. u. s w.) gründeten. Kurz es gingen am Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge von Deutschen aus religiösen Gründen nach Amerika und siedelten sich dort fast durchgängig in dem freisinnigen „Lande Penn's" an.

Bald jedoch sahen sich sehr Viele aus ganz andern Gründen zur Auswanderung veranlaßt. Die Franzosen-

kriege nemlich, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, welche bekanntlich von den Feldherrn Ludwigs XIV. auf die gräuelhafteste Weise geführt wurden, hatten die Folge, daß ein großer Theil der Pfalz, sowie Badens und Würtembergs in das tiefste Elend, ja bis zum Bettelstab herabsank. Dazu kam dann noch der furchtbar strenge Winter von siebenzehnhundert und neun, wo die Vögel in der Luft und die wilden Thiere im Walde erfroren, während die Menschen von Kälte und Hunger zugleich zur Verzweiflung getrieben wurden. Was Wunder also, wenn Tausende und Abertausende das Jahr darauf dem Rufe der Königin Anna von England, die ihnen freie Ueberfahrt nach Amerika von London aus, sowie eine entsprechende Landschenkung versprach, Folge leisteten, so daß am Ende nicht weniger als zwei und dreißig tausend Deutsche auf der schwarzen Heide bei London, wo man sie in elenden Baracken unterbrachte, versammelt waren! Freilich die Königin Anna hatte zu viel versprochen, und man konnte, da die englische Regierung nicht Schiffe genug besaß, nur zehn oder zwölftausend von ihnen nach Amerika befördern, die übrigen aber mußten entweder in ihr Vaterland zurückkehren oder wurden sie in Irland und auf den Scilly-Inseln untergebracht, während zugleich nicht Wenige schon in den Lagerhütten bei London durch Hunger und Krankheiten aller Art zu Grunde gingen. Allein obwohl nur zwölftausend nach Amerika selbst hinüber kamen, was hätte sich nicht mit ihnen anfangen lassen, wenn sich eine deutsche Regierung ihrer angenommen und sie alle auf einem zusammengehörenden Stück Lande untergebracht hätte? Man bedenke nur, daß im Jahre siebenzehnhundert und zehn der Staat Pennsylvanien, obwohl er zu den bevölkertsten

Nordamerika's gehörte, noch keine vierzigtausend Einwohner zählte und daß man also mit einer Masse von Zwölftausenden gar leicht hätte den Grundstock zu einem reindeutschen Staate legen können! So aber vertheilten sich die Neueingewanderten auf Befehl der englischen Regierung, welche zwar „Kolonisten" aber keine „fremdländische Kolonie" begehrte, in ganz Nordamerika herum, und das deutsche Element konnte also durch sie nicht zur Geltung gebracht werden.

Ebenso zerstreut und ohne Zusammenhalt waren auch die meisten der späteren Einwanderungszüge, indem sich die Einen da, die Anderen dort niederließen. So lud z. B. der französische Finanzminister Law, von Geburt ein Schotte und von Charakter ein Schuft, die Deutschen zu einem Zug nach dem jetzigen Louisiana (damals Eigenthum Frankreichs) ein und versprach Jedem außer freier Ueberfahrt ein herrliches Besitzthum „in diesem schönsten Lande der Welt", wie er das Gelbfiebergebiet des Mississippi nannte. In der That schifften sich wirklich ihrer drei oder vier Tausend — lauter Elsäßer und Schwaben — nach New-Orleans ein, aber als sie nun, sechs Stunden oberhalb dieser Stadt, einen Bezirk angewiesen bekamen, welchen sie bebauen sollten, da riß „Yellow Jack", so heißt man in Louisiana das gelbe Fieber, solch' schreckliche Lücken in ihre Reihen, daß sie sich genöthigt sahen, wenn sie nicht alle zu Grunde gehen wollten, einen gesünderen Landstrich aufzusuchen. Somit machte sich Einer nach dem Andern heimlich davon (wenn er nemlich noch so viel Kraft besaß, um zu fliehen), und jetzt erinnert nur noch der Name „Bayou Allemand" daran, daß hier einstens eine deutsche Niederlassung versucht wurde. Einen größeren Erfolg hatte

die Auswanderung der sogenannten „Salzburger", d. h. der ihres Glaubens wegen aus dem Salzburg'schen vertriebenen Protestanten, von denen einige Hunderte unter ihren wackern Predigern Boltz und Gronau nach Georgien übersiedelten, denn sie erbauten die Stadt Ebenezer am Savannahflusse und fügten, als sie sich einige Jahre später durch eine Schaar schwäbischer Auswanderer verstärkt sahen, dieser ersten Niederlassung noch die weitere von Frederika an der Meerenge von St. Simon hinzu. Allein trotzdem sie als deutsche Gemeinden zusammenhielten, verschwanden sie doch gegenüber den vielen Niederlassungen, welche schon früher von den Englisch-Redenden gegründet worden waren, so zu sagen in ein Nichts und von einer eigentlichen deutschen Kolonie war also auch hier nicht die Rede.

Die folgenden Einwanderungen waren übrigens noch weit mehr ohne Zusammenhalt, als die bisherigen. Es gingen nemlich von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an gar viele Deutsche in das gelobte Land hinüber, nur allein um ihr Glück zu machen, und diese zerstreuten sich natürlich über alle Staaten und Provinzen des Landes. Besonders die Hungerjahre von siebenzehnhundertsiebzig und einundsiebzig brachten gar Manchen auf den Gedanken der Auswanderung; allein es waren meistens blutarme Leute und sie konnten oft über so wenig baare Mittel verfügen, daß sie sich um den Preis der Ueberfahrt zu einer Dienstbarkeit von einer bestimmten Reihe von Jahren verpflichteten, d. h. daß sie den Schiffskapitainen, weil sie kein Passagegeld bezahlen konnten, contraktlich das Recht gaben, sie bei der Landung in Amerika den Sclaven gleich an irgend einen Grundbesitzer auf so und so viel Jahre zu verkaufen. Solche Leute hießen „Servants" oder Diener,

und ſtanden natürlich bei den Amerikanern in äußerſt geringer Achtung. Deßwegen hatte auch das deutſche Element an ihnen keinen Gewinn, ſondern im Gegentheil, der deutſche Name wurde durch ſie in ganz Amerika verſchimpfirt. In einen faſt noch ſchlimmeren Ruf kam das Deutſchthum durch eine andere Sorte von Auswanderern, nemlich durch die auf Koſten der Gemeinden Herüberbeförderten. Es waren dieß meiſt alte Kriegsgurgeln, oder ſonſt verkommene und verwahrloste Subjecte, deren man um jeden Preis zu Hauſe los ſein wollte. Ja es befanden ſich ſogar nicht ſelten Verbrecher unter ihnen, oder doch wenigſtens Vagabunden und Landſtreicher, für die man nur deßwegen das Ueberfahrtsgeld bezahlte, weil man ihnen ſonſt für ihre Lebenszeit Unterhalt im Zuchthauſe hätte geben müſſen! Wie hätte nun aber die deutſche Coloniſation durch ſolche Subjecte nur irgend gewinnen können?

Man ſieht hieraus, daß die ſeit dem Schluß des ſiebenzehnten bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts nach Amerika auswandernden Deutſchen zwar in Anbetracht ihrer Anzahl gar leicht im Stande geweſen wären, verſchiedene eigene reindeutſche Staaten zu bilden, daß ſie aber, ſtatt zuſammenzuhalten, ſich über das geſammte Nordamerika zerſtreuten und ſich bald da bald dort niederließen; ja daß ſie ſogar wenigſtens theilweiſe viel Armuth, Elend und Verachtung mit herüber brachten und alſo gar nicht befähigt waren, das deutſche Element zur Geltung zu bringen. Somit iſt es kein Wunder, wenn dieſes Letztere gegenüber dem engliſchen nicht aufkommen konnte, obwohl das Factum, daß die Bevölkerung Nordamerika's vor der Trennung von England zum vollen dritten Theil aus Deutſchen beſtand, nicht in Abrede ge-

zogen werden kann. Nun kam aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der das Deutschthum völlig in den Hintergrund drängte und jeden Gedanken an eine größere selbstständige deutsche Colonie in Nordamerika für immer und ewig zu einem frommen Wunsch qualificirte. Im Jahre 1789 nemlich ging in Frankreich bekanntlich eine Sonne ganz eigener Art auf, welche ihren Schein fast über ganz Europa hin erglänzen ließ und besonders in Deutschland wie ein Blitz zündete. Aus diesem Sonnenstrahl entstand die große Revolution, welche das ganze frühere staatliche und politische Leben umänderte, und es hatten nun sowohl die Franzosen als die Deutschen so übermäßig viel in ihrem eigenen Vaterlande zu thun, daß über die ganze Zeit von 1789 bis 1815 wenigstens in Deutschland kein Mensch an's Auswandern dachte. Ueberdieß verboten die Regierungen das Fortziehen in fremde Länder; denn die Kriege, welche damals Europa erschütterten, nahmen alle jungen Kräfte in Anspruch und man konnte also keine derselben an Amerika abtreten. Somit hörte die Auswanderung so zu sagen ganz auf, und da dieselbe schon während des Unabhängigkeitskriegs, d. h. während der Zeit, als die amerikanisch-englischen Kolonien ihren siebenjährigen Kampf mit dem Mutterlande ausfochten, um sich endlich im Jahre 1782 gänzlich von England loszureißen, eine nur äußerst schwache gewesen war (denn wer hätte sich auch dazu entschließen mögen, in ein Land überzusiedeln, in welchem die Kriegsfurie wüthete und jede friedliche Niederlassung unmöglich machte?), so kann man sich wohl denken, daß das deutsche Element während dieser ganzen langen Zeit keinen besonderen Aufschwung entfaltete, sondern vielmehr in einer Art von Stagnation begriffen war. Die frischen, anregenden

Kräfte aus Europa blieben aus und die alten Säfte hatten nicht Nahrungsſtoff genug, um ein wirklich deutſches Leben in Amerika zu begründen! Umgekehrt aber erhielt das engliſche Element, welches, weil es ſich ſchon vor dem Unabhängigkeitskriege zu dem Deutſchthum wie $^2/_3$ zu $^1/_3$ verhielt, ohnehin die Uebermacht hatte, während dieſer Zeit einen faſt außerordentlichen Zuwachs und man hat berechnet, daß nur allein während der Kriegsjahre von 1790 bis 1814 nicht weniger als $1^1/_2$ Mill. Engländer, Irländer und Schottländer auf nordamerikaniſchem Grund und Boden landeten. Ein ſolcher Zuwachs für die Engliſch-Redenden war allzu bedeutend, als daß nicht dadurch die Deutſch-Redenden vollkommen überflügelt worden wären, und ebendeßwegen wurde nun auch die engliſche Sprache ohne weiteres „zur Landesſprache" erhoben, d. h. man verhandelte an allen Gerichtshöfen nur engliſch und in den Legislaturen der einzelnen Staaten, ſo wie im Kongreß ſelbſt, wurde ebenfalls keine andere Sprache geduldet.

Hierin lag der Todesſtoß für das deutſche Element, und von nun an konnte nur noch ein Leichtgläubiger hoffen, daß daſſelbe jemals in den Vereinigten Staaten zur ſelbſtſtändigen Geltung kommen könnte. Alle Stellen und Aemter durften ja nur mit ſolchen beſetzt werden, welche ſich als der engliſchen Sprache mächtig erwieſen, und es war nicht geſtattet, vor Gericht anders zu ſprechen als engliſch, wie auch alle Geſetze in dieſer Sprache promulgirt wurden, wie wäre es alſo möglich geweſen, größere reindeutſche Kolonien oder gar reindeutſche Staaten zu bilden? Den beſten Beweis für dieſe Unmöglichkeit liefert der Staat Pennſylvanien. Dort beſtand nemlich im Jahre 1786, alſo faſt unmittelbar nach Beendigung des Unabhängigkeits-

krieges, die ganze Bevölkerung nur aus etwas über 350,000 Köpfen, von welchen fast 250,000 zu den Deutschen zählten, denn die Haupteinwanderung aus Deutschland war ja, wie wir schon oben des Weiteren auseinandergesetzt haben, hieher gezogen. Man sprach also im ganzen Pennsylvanischen bei weitem mehr deutsch, als englisch, und ebendeßwegen glaubten sich auch die Deutschen berechtigt, zu verlangen, daß ihre Sprache bei Gericht, bei den Landtagen, in Schule und Kirche u. s. w. u. s. w. die herrschende sein solle. Dem äußeren Anscheine nach war keine Forderung naturgemäßer als diese, und es wurde deßwegen in der Legislatur d. h. in der Sitzung der Volksvertreter Pennsylvanniens ein dahin gehender Antrag gestellt. Wie es nun aber zur Abstimmung kam, zeigte es sich, daß obwohl die meisten der Abgeordneten Deutsche oder wenigstens Abkömmlinge von Deutschen waren, ebensoviel Stimmen für ihn, als gegen ihn standen und der Nachentscheid gehörte daher dem Sprecher oder Präsidenten des Hauses. Zufälliger Weise war dieser ebenfalls ein Deutscher, mit Namen Mühlenberg, und man hätte nun also hoffen können, daß er sein Votum für die deutsche Sprache in die Wagschale werfen würde. Allein das gerade Umgekehrte trat ein, und er entschied sich dafür, daß auch im Pennsylvanischen das englische Idiom vor Gericht, in der Schule, auf der Canzel u. s. w. das herrschende sein solle. Warum nun aber? Einfach deßwegen, weil in den zwölf übrigen Staaten (im Anfang bestand die Union bekanntlich nur aus 13 Staaten) derselbe Grundsatz zum Gesetze erhoben worden war! Oder wie? Sollte denn Pennsylvanien dadurch, daß es das Deutsche zur Landessprache erhob, mit dem ganzen übrigen Nordamerika in Zwiespalt

treten? Eines ſolchen „Unpatriotismus“ konnte man ſich doch unmöglich ſchuldig machen, da ja derſelbe am Ende, weil auf dem Congreſſe zu Washington nur das engliſche eine Geltung hatte, zu einem Ausſcheiden aus der Union geführt haben würde! Sieht man nun, warum das deutſche Element in den Vereinigten Staaten unmöglich zur ſelbſtſtändigen Geltung kommen kann?

Mit dem Jahre 1815 begann die deutſche Einwanderung von neuem; allein der Zuwachs, welchen hiedurch die amerikaniſch-Deutſchen bis etwa zum Jahre 1830 erhielten, konnte kein ſehr erfreulicher genannt werden. Der Hauptgrund der Auswanderung lag nemlich in der „Verarmung“ unſeres Vaterlandes und es kamen deßhalb zum bei weitem größten Theile nur ſolche Deutſche nach Amerika hinüber, welche ſich zu Hauſe nicht mehr fortbringen konnten. Man bedenke nur die zwei großen Hungerjahre von 1816 und 1817! Damals gab es Tauſende und Abertauſende, die von Nahrungsſtoffen leben mußten, welche man ſonſt für Thiere zu ſchlecht hält, und man kann ſich alſo wohl denken, daß dieſelben mit außerordentlichem Eifer den einzigen Rettungsweg, der ſich ihnen darbot, nemlich die Auswanderung nach Amerika, ergriffen. Dort gab es ja Brod und Fleiſch in Hülle und Fülle! Dort war ja das Land ſo wohlfeil, daß man ſich mit wenigen Gulden eine Heimath ſichern konnte! Somit verkaufte man, was man verkaufen konnte, und ging noch nebenbei die Gemeinden um einen Zuſchuß an; dieſe aber ſagten von Herzen Amen, dieweil ſie mit dieſem „einmaligen“ Zuſchuß ihre Armen für immer los zu werden hoffen durften. Aus dieſem Grunde ſtieg die Zahl der Auswanderer im Jahre 1817 nur allein aus Schwaben

bis auf die enorme Höhe von 16,000 Köpfen und das Jahr darauf gingen abermals 12,000 nach dem gelobten Lande ab. Auch die übrigen Staaten Deutschlands lieferten kein geringes Contingent; allein es waren ebenfalls fast lauter arme, brod- und beschäftigungslose, meist tief herabgekommene Menschen, an welchen Nordamerika keine große Freude haben konnte, besonders auch weil mit der Armuth meistentheils Unwissenheit und mit der Unwissenheit schlimme Gewohnheiten verbunden zu sein pflegen. Natürlich übrigens fällt es uns nicht ein, behaupten zu wollen, daß unter Denen, welche von anno 1815 bis 1830 den Wanderstab ergriffen, nicht auch werthvollere Individuen gewesen seien, denn es verließen ja nicht Wenige, zum Theil ganze Gesellschaften, ihren heimathlichen Boden aus religiösen Gründen, wie z. B. die württembergischen Separatisten und Andere. Ueberdieß ging mancher ehrenwerthe Mann nur allein vom Unternehmungsgeiste getrieben nach Amerika; allein deßwegen bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß im großen Allgemeinen die deutsche Einwanderung bis zum Jahre 1830 für die Emporbringung des Deutschthums in Amerika weit mehr hinderlich als förderlich gewesen ist, denn die meisten Neuangekommenen standen auf der Stufe derjenigen, welchen es um nichts zu thun ist, als darum, „die zum Leben nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung zu erwerben."

Eine ganz neue Aera begann für die Einwanderung mit den 1830er Jahren. Damals nemlich regte es sich allüberall in Deutschland und das Volk kam zu der Einsicht, daß es das Recht habe, die Erfüllung dessen, was ihm zur Zeit der Freiheitskriege versprochen worden war, zu verlangen. Hiegegen aber setzten sich die Machtinhaber

mit allen ihnen zuſtehenden Mitteln, und da dieſelben ſich als die ſtärkeren erwieſen, ſo gab es bald eine große Anzahl von politiſch Verfolgten, welche am Ende ſämmtlich gezwungen waren, auf amerikaniſchem Boden eine Heimſtätte zu ſuchen. Ueberdieß fühlten ſich Viele, wenn ſie auch nicht gerade zur Flucht „gezwungen“ waren, unter dem politiſchen Drucke, welcher damals in Deutſchland ausgeübt wurde, nicht mehr recht wohl und ſuchten freiwillig das Land „der Freiheit und Gleichheit“ auf. Auf dieſe Art kam ein ganz neues Element in die Auswanderung und wenn auch die Zahl dieſer Europamüden vielleicht nicht gerade eine beträchtliche genannt werden konnte, ſo gab doch ſicherlich die Bildung, welche ſie mit ſich brachten, dem Deutſchthum in Amerika einen neuen Halt. Die Hauptſache aber war, daß eine große Menge junger Handwerker und Bauernſöhne, unzufrieden mit den materiellen Verhältniſſen Deutſchlands und einſehend, daß man es in Amerika, wo man der friſchen Kräfte äußerſt bedürftig war, in wenigen Jahren weiter bringen könnte, als im alten Vaterlande in ebenſo viel Decennien, friſchweg übers Meer hinüber ſegelten, um von nun an in den Vereinigten Staaten zu leben, denn dieſe Gattung von Auswanderern gehörte keineswegs zu derjenigen, welche Amerika ſonſt zu ſehen ſich angewöhnt hatte. Brachten ſie doch ſämmtlich eine mehr oder minder große Baarſchaft mit! Waren ſie doch beinahe ohne Unterſchied jung, geſchickt, ehrbar und kräftig! Freilich hörte deßwegen die Auswanderung, welche „in der Verarmung“ ihren Grund hatte, ebenfalls nicht auf und es kamen ſogar viele ſchlechte Subjecte, welche entweder dem Geſetze entliefen, weil ſie irgendwo ein kleineres oder größeres Verbrechen begangen

hatten, oder welche vom Zuchthause, in das sie gesprochen waren, so zu sagen „zur Deportation begnadigt wurden", mit herüber; allein man überzeugte sich doch bald, daß in der ganzen Einwanderung ein anderer Geist wehe. Ueberdieß war die Zahl der Einwanderer von jetzt an eine ganz andere, als früher, denn sie belief sich von 1831 an bis zum Ende der 1850er Jahre im Durchschnitt jährlich auf mindestens 50,000 Köpfe. Ja sie stieg nach der Revolution von 1848 und 1849 auf jährliche 100,000 und anno 1853 gar auf 143,000, während sie dagegen vom Jahr 1855 an durch das Stocken aller Geschäfte in Nordamerika wieder in eine bedeutende Abnahme gerieth. Das Deutschthum wuchs also wieder fast riesenhaft an und wenn man die ganze Einwanderung von 1815 bis 1860 zusammenrechnet, so dürfte einer, der die Gesammtzahl auf etwa 2½ Millionen anschlägt, kaum fehl gehen. Wie wäre es nun gegangen, wenn diese ungeheure Masse zusammengehalten und sich nach einer einzigen vorher schon bestimmten Richtung hin geworfen hätte? Wie wäre es gegangen, wenn diese 2½ Millionen Menschen, die doch zum größten Theil aus erwachsenen und kräftigen Persönlichkeiten bestanden, auch nur zur Hälfte eines jener Territorien im Westen, die noch der Cultur harren, zum gemeinschaftlichen Wohnsitze ausgewählt haben würden? Die Antwort hierauf ist leicht und besteht einfach darin, daß in dem gegebenen Fall sich aus dem besagten Territorium mit der Zeit acht oder neun rein deutsche Staaten hätten herausbilden müssen; allein zum Glück für die Yankees dachten die deutschen Einwanderer an ein solches Unternehmen mit keiner Silbe und überdieß wäre es auch „zu riesenhaft" gewesen, als daß man es ohne die groß-

artigſte Unterſtützung der deutſchen Regierungen hätte in Ausführung bringen können. Was lag aber den Letzteren an der Gründung eines Neu-Deutſchlands über dem Ocean drüben, und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere der deutſchen Fürſten ſich dafür intereſſirte, ſo konnte er für ſich allein nichts machen; ein „gemeinſchaftliches“ Handeln aber verbot ſich, da Deutſchland bekanntlich ſeit 1815 in etliche und dreißig Staaten zerſplittert iſt, ſo zu ſagen von ſelbſt. So ging es denn mit der neueren Auswanderung, wie mit der älteren, und wenn auch in einem einzigen Jahre Hunderttauſende in Neuyork landeten, ſo ging doch jeder von dieſen Hunderttauſenden ſeinem eigenen Ziele nach, d. h. die ganze Einwanderung von 1831—1855 verzettelte ſich gerade ſo, wie ſich auch die Einwanderung des achtzehnten Jahrhunderts verzettelt hatte. Einige religiöſe Genoſſenſchaften allerdings hielten feſt zuſammen, allein wie hätten ſie der Centralpunkt für ein deutſches Gemeinweſen werden können, da ſie ja jeden „anders Denkenden“ von ſelbſt ausſchloſſen? Ueberdieß nagte nicht auch an ihnen ſchon nach wenigen Jahrzehnten der Wurm der Zerſplitterung, wenn nicht etwa zufälliger Weiſe eine kräftige Perſönlichkeit unter ihnen lebte, welche ſie durch deſpotiſchen Zwang zuſammenhielt? Auf dieſe Art konnte es gar nicht anders kommen, als daß es jetzt in der ganzen Union keinen Staat und in keinem Staat eine Stadt oder Grafſchaft gibt, in welcher nicht Deutſche ſich eingebürgert hätten, während umgekehrt ebenſowenig eine Stadt, eine Grafſchaft, oder ein Staat exiſtirt, worin das Deutſchthum eine übermächtige Rolle ſpielte.

Davon iſt übrigens keine Rede, daß das deutſche Element überall in den Vereinigten Staaten „gleichmäßig“

vertheilt wäre, ſondern es herrſcht vielmehr hierin die größte Ungleichheit. Rechnet man nemlich alle Eingewanderten nebſt ihren Nachkommen, alſo das ganze Deutſchthum zuſammen, ſo wird die jetzt in Amerika lebende Generation auf ungefähr fünf Millionen angeſchlagen werden dürfen. Einige Statiſtiker gehen allerdings weit höher hinauf und ſprechen von ſieben oder gar acht Millionen, allein es iſt wohl zu bedenken, daß eine Menge der Enkel und Enkelkinder der ſchon vor hundert oder hundertfünfzig Jahren Eingewanderten ſich ſo ſehr mit dem Yankeethum oder wenn man lieber will mit dem Amerikanerthum vermengt haben, daß ſie lediglich nicht mehr für Deutſche zu rechnen ſind. Ja ſogar von den fünf Millionen, die ihre deutſche Abſtammung nicht verläugnen, kann ein volles Fünftheil nicht mehr deutſch ſprechen und gehört alſo ebenfalls nicht mehr zum eigentlichen deutſchen Element! Wo wohnen und leben nun aber die übrigen 4 Millionen? Etwa vielleicht ſo, daß auf jeden der 34 Staaten der Union 120,000 Deutſche kämen? Mit nichten, ſondern der Deutſche iſt nur da zahlreich, wo es ihm von jeher wohl ging. Somit kann man zum Voraus annehmen, daß in der Region der Baumwollenſtaaten, allwo die Sclaverei zu Hauſe iſt, ſich nur gar Wenige unſerer Landsleute anſiedelten und daß ſie, wenn ſie ſich je dorthin verirrten, nur allein in den größeren Städten zu finden ſind. So zählt z. B. die ganze deutſche Bevölkerung Louiſianas kaum 48,000 Deutſche, trotzdem daß New-Orleans, die Hauptſtadt Louiſianas, in welcher die bei weitem größte Mehrzahl derſelben wohnt, eine Welthandelsſtadt iſt. In Georgien, Alabama, Miſſiſſipi und Arkanſas wohnen nur je 10,000 Deutſche,

einfach weil dieſe Staaten keine große Handelsmetropolen beſitzen, und in Florida leben aus demſelben Grunde gar nur fünftauſend unſrer Landsleute! Etwas mehr Anziehungskraft hatte Süd-Carolina, denn es zählt zwanzigtauſend Deutſche, von denen aber auf Charleston allein zehntauſend kommen, ſowie Tenneſſee, woſelbſt zum mindeſten 50,000 Deutſche leben, deren Knotenpunkt die Städte Naſhville, Knoxville, Memphis und Clarksville bilden. Noch zahlreicher erſcheint das Deutſchthum in Nord-Carolina und Kentucky, denn beide Staaten zählen je etwa ſiebenzigtauſend unſerer Landsleute; allein der Grund dieſer ſtarken Einwanderung iſt nicht blos in den großen Städten, wie es daſelbſt giebt, nemlich in Louisville, Lexington, Frankfort, Wilmington, New-Bern (Neu-Bern) u. ſ. w. zu ſuchen, ſondern auch hauptſächlich darin, daß die Sclaverei in jenen Staaten im Abnehmen begriffen iſt und der Plantagenbau zum Theil wenigſtens ſchon dem Landbau Platz gemacht hat. Aus eben dieſem Grunde haben auch die Staaten Virginien, Maryland und Delaware eine bedeutende deutſche Bevölkerung, und man darf annehmen, daß von den 250,000 Deutſchen, die in Virginien leben, gut die Hälfte ſich mit Ackerbau beſchäftigt, während die Anderen in den großen Städten Richemond, Norfolk, Alexandria, Petersburg und Wheeling ihr Auskommen finden. Ebenſo iſt's in Maryland, wo ſich etwa 125,000 (nur allein in Baltimore über fünfzigtauſend) Deutſche anſiedelten, ſowie in dem winzig kleinen Delaware, in welchem ſich über 24,000 Deutſch-Redende vorfinden. Verhältnißmäßig eben ſo ſehr von Deutſchen bevölkert iſt der Staat Miſſouri, denn er zählt unter ſeinen 700,000 Ein-

wohnern etwas mehr als 100,000 unſrer Landsleute. Sie wohnen jedoch ſämmtlich nicht in dem Theile des Staates, in welchem Sclaven gehalten werden, ſondern vielmehr am untern Miſſouri, wo ſie größere Niederlaſſungen gegründet haben, ſowie in der mächtigen Stadt St. Louis, deren halbe Einwohnerzahl (50,000) deutſchen Urſprungs (eine der Vorſtädte führt den Namen „Neu-Bremen", weil blos Deutſche dort wohnen) iſt.

So ſteht es in den „Sclavenſtaaten"; ganz andere Zahlen aber weiſen die „freien Staaten" auf, denn hierher ging vor allem das Ziel der deutſchen Einwanderung. So beſteht die Bevölkerung des Staates Neuyork gut zum vierten Theile (800,000) aus Deutſchen und die von Pennſylvanien gar zu zwei Fünftheilen. Ja Viele wollen wiſſen, daß von den 2,500,000 Einwohnern dieſes letzteren Staates über 1,400,000 von Deutſchen abſtammen; allein dieſe Annahme dürfte doch allzuhoch gegriffen ſein, und ſtimmt wenigſtens nicht mit den offiziellen Polizeiberichten überein. Gelegentlich müſſen wir übrigens hier bemerken, daß nicht blos deßwegen ſich ſo viele Deutſche im Pennſylvaniſchen und Neuyorkiſchen anſiedelten, weil es ihnen dort gar gut erging, ſondern auch deßwegen, weil ſie dort gewiſſermaßen „hängen blieben". Hat man ja doch berechnet, daß regelmäßig faſt der dritte Theil der Einwanderer in den Staaten und Städten, in welchen ſie zunächſt landen — und die Hauptſtädte von Neuyork und Pennſylvanien waren bekanntlich ſtets Hauptlandungsplätze, obwohl zugegeben werden muß, daß die Frequenz Philadelphia's in jetziger Zeit mit der von Neuyork gar nicht mehr verglichen werden darf —, theils aus Mangel an Geld zur Weiterreiſe, theils weil man ihnen dort Beſchäf-

tigung anbietet, liegen bleibt, während von den zwei Reſt-Drittheilen, welche nach dem Innern Amerika's aufbrechen, die Hälfte unterwegs — daher kommt auch die ſtarke deutſche Bevölkerung in Stadt und Umgegend von Albany, Buffalo, Cleveland, Pittsburg, Wheeling, Cincinnati, Detroit, Chicago, Milwaukie u. ſ. w. u. ſ. w., weil der Zug nach dem Weſten durch dieſe Städte führt — Dienſte nimmt oder ſich anſiedelt, ſo daß nur ein einziges Drittheil im wirklichen Innern ankommt. Nach Pennſylvanien und Newyork werden Newjerſey und Ohio als die am meiſten von Deutſchen bevölkerten Staaten bezeichnet werden dürfen. Erſterer, der an Pennſylvanien und Newyork gränzt, zählt nemlich unter ſeinen 500,000 Einwohnern zum mindeſten 125,000 Deutſche, alſo ein volles Viertheil, während von den 2¼ Millionen Einwohnern Ohio's ſicherlich 600,000 unſerer Landsmannſchaft angehören. Ja nur allein in Cincinnati leben gegen 70,000 derſelben, und man darf ſagen, daß gerade die Deutſchen es waren, welche jene Stadt, wie auch den Staat ſelbſt, zu dem machten, was ſie jetzt ſind. Ebendaſſelbe gilt auch von den übrigen weſtlichen Staaten, nemlich von Indiana, Illinois, Michigan, Wisconſin, Jowa, denn überall haben ſich daſelbſt eine Menge von Deutſchen als Bauern oder Farmer angeſiedelt und überall das Land in hohen Aufſchwung gebracht. Beſonders iſt dieß bei Michigan und Wisconſin der Fall, deren Bauern-Bevölkerung zu vollen Zwei-Fünftheilen deutſch iſt, während ihre ſtädtiſche Einwohnerſchaft, beſonders die von Detroit, Ann-Arbor, Milwaukie faſt zur Hälfte unſere Sprache ſpricht. Uebrigens auch in Jowa, Indiana und Illinois gehört der dritte Theil der Bauernſchaft zur deutſchen Race, wie man denn

einzelne Gegenden, z. B. die um Belleville gegenüber von St. Louis, trifft, wo beinahe alles deutsch ist. Ja sogar über das Felsengebirge hinüber nach Californien und Oregon ist das deutsche Element gedrungen und besonders in den großen Städten San-Francisco, Sacramento u. s. w. sowie auch in den Minen-Distrikten trifft man Tausende von unsern Landsleuten. Am geringsten ist die deutsche Bevölkerung in den sogenannten „Neuenglandstaaten," also in Vermont, Neuhampshire, Connecticut, Massachussetts, Maine und Rhode-Island, denn es leben dort Alles in Allem keine 30,000 unserer Landsleute, während die Einwohnerschaft jener sechs Staaten sich doch auf mindestens 2½ Millionen beläuft. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist übrigens leicht zu finden, und liegt nirgends anders als darin, daß dort die Heimath „der Yankees und der Natives" ist. Warum sollten die Deutschen auch in Länder ziehen, in welchen man zum Voraus gegen sie eingenommen ist und sie auf alle Weise zu unterdrücken sucht? Schließlich kommen wir noch auf die interessanteste aller deutschen Bevölkerungen zu sprechen, nemlich auf die von Texas. Im Jahre 1844 nemlich thaten sich verschiedene deutsche Fürsten und Standesherren zu einem Vereine zusammen, welcher laut großartiger Ankündigung die Absicht hatte, in jenem fernen Lande ein neues Deutschland zu gründen. Der Verein erwarb also von der damaligen Regierung von Texas (dieses bildete zu jener Zeit bekanntlich einen vollkommen unabhängigen Staat) ungeheure Ländereien, und versprach nun jedem Deutschen, der dorthin auswandern wolle, gegen Einzahlung von fl. 300. — vollständig freie Ueberfahrt, sowie ein fertiges Blockhaus nebst 160 Acker Landes, während eine Familie, welche fl. 600. — einzahlte, die doppelte Anzahl von Aeckern

bekommen sollte. Ueberdieß versprach der Verein, Kirchen, Schulen, Apotheken, Spitäler und Straßen auf seine Kosten herzustellen, und verlangte dagegen von dem Einwanderer nichts weiteres, als daß derselbe auf seinem neu erworbenen Grund und Boden wohne und innerhalb drei Jahren fünfzehn Acker davon urbar mache. Natürlich glaubte man nun in Deutschland endlich einmal zum Ziele einer deutschen Colonie in Amerika zu kommen, und es begeisterte sich nicht blos alle Welt für den Plan, sondern es meldeten sich auch mehrere Tausend vermögliche Leute, welche dorthin überzusiedeln bereit waren. Ja es gingen in der That vom Dezember 1845 bis zum März 1846 gegen 3000 Deutsche auf den von den Fürsten gemietheten Schiffen nach Texas ab und wurden dort in der sogenannten Matagordabai gelandet. Von da sollten sie sofort in das von dem Verein erworbene Gebiet, welches weit entfernt in dem gebirgigeren und also gesünderen Theile von Texas lag, befördert werden; allein wie hielt man dieses Versprechen? Man ließ den größten Theil der Neu-Angekommenen, weil es an der nöthigen Anzahl von Fuhrwerken fehlte, oder vielmehr weil die Fuhrleute zu viel Lohn forderten, und weil zugleich die schlechte Witterung die Wege unfahrbar machte, so lange in der furchtbar ungesunden sumpfigten Matagordabai liegen, bis eine nicht geringe Anzahl von ihnen durch Krankheiten aller Art, sowie durch Hunger und Elend aufgerieben und der Rest hiedurch so mürbe geworden war, daß er auf alle Bedingungen einging, um nur fortzukommen. Mehr als tausend fanden, da es an Aerzten und Apotheken vollkommen mangelte und da sogar nicht einmal hinlänglich Lebensmittel vorhanden waren, auf diese Weise elendiglich ihren Tod, aber

auch die, welche gerettet wurden, kamen nicht auf das ihnen zugesagte Vereinsgebiet, weil dieses viel zu weit entfernt lag. Im Gegentheil kaufte nun der Vorstand des Vereins, Prinz Carl von Solms-Braunfels, einen kleinen Strich Landes am obern Guadelupe und gab jedem Einwanderer statt der versprochenen 160 — zehn Acker Landes nebst einem weitern halben Acker, um darauf ein Haus zu bauen; Familien dagegen erhielten 20 Acker. Was wollten die armen Getäuschten machen? Sie mußten sich in Gottes Namen begnügen und sich selbst helfen, so gut es ging! So enstand die deutsche Stadt Neu-Braunfels und wenige Meilen davon entfernt eine zweite deutsche Niederlassung, welche den Namen Friedrichsburg erhielt. Von der Gründung eines Neu-Deutschlands aber war nun natürlich lediglich keine Rede mehr, sondern man kam vielmehr nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das ganze Unternehmen von Anfang an nichts viel Besseres gewesen sei, als eine großartige Geldspekulation. Es waren nemlich dem besagten hochadeligen Vereine von der Texas'schen Regierung für jede Familie, die sich in dem Vereinsgebiete ansiedle, 640 Acker zugesichert worden, so daß also den Herren Fürsten, weil sie laut Ankündigung an eine Familie nur 320 Acker abgegeben hätten, die 320 übrigen Acker als freies Eigenthum verblieben wären. Somit würden sie, wenn z. B. nur 2000 Familien nach Texas gebracht worden wären, über 640,000 Acker Landes zu verfügen gehabt haben und bei 4000 Familien über 1,280,000 Acker. Natürlich aber hätte dieses Land, wenn die Ansiedelung gelungen wäre, einen ungeheuren Werth bekommen und würde die Herren Fürsten und Standesherren zu Millionären gemacht haben. Das war der Plan, und nun natür-

lich wird kein Menſch mehr ſo thöricht ſein, zu glauben, daß der Zweck des Vereins „ein rein nationaler", wie man die Welt glauben machen wollte, geweſen ſei? Trotz allem dem gediehen übrigens die neuen Anſiedelungen beſſer, als man erwarten konnte, und es leben jetzt in Texas etwa 30,000 Deutſche, meiſt vom Ackerbau und der Viehzucht. Ob es ihnen übrigens, da Texas nicht blos ein Sclavenſtaat, ſondern vielmehr gerade derjenige Sclavenſtaat iſt, in welchem mit den Niggern am grauſamſten gewirthſchaftet wird, möglich iſt, daß ſie ſich dort innerlich wohl fühlen, laſſen wir dahin geſtellt.

Der Leſer kennt nun in Kurzem die Geſchichte der Deutſchen in Amerika und weiß alſo, daß heutzutage Leute unſerer Nation in jedem Staate und jedem Städtchen der Union getroffen werden. Nun fragt es ſich aber, von was dieſe unſere Landsleute daſelbſt leben oder vielmehr auf welche Weiſe ſie ihre Exiſtenz dort zu begründen gewohnt ſind. Bekanntlich herrſcht in Nordamerika vollkommenſte Freizügigkeit nebſt ebenſo unbedingter Gewerbefreiheit und ſomit kann jeder, der in jenes Land kommt, ein Geſchäft ergreifen, welches er will. Demgemäß ſteht es auch unſern Landsleuten frei, ihre Handthierung nach Belieben zu wählen, allein die Erfahrung zeigt, daß ſie ſich doch nicht in Allem und Jedem verſuchen, ſondern daß ſie vielmehr nur ſolche Branchen des Lebenserwerbs cultiviren, welche ihrem Charakter und ihrer Erziehung am beſten entſprechen. Beſuchen wir alſo einmal irgend eine beliebige Stadt der Union, um zu ſehen, wie es unſere Landsleute dort treiben.

Der erſte und bedeutendſte Geſchäftszweig einer Stadt iſt immer der Handel. Derſelbe theilt ſich aber wie be-

kannt, in Groß- und Kleinhandel, und diese beiden Genera oder Gattungen spalten sich dann wieder in eine Menge von Species oder Unterarten. Nun fragt es sich, welche Gattung von Großhandel und welche Art von Kleinhandel der Deutsche besonders liebt. In Beziehung auf die erste Frage ist die Antwort leicht, denn unsere Landsleute werfen sich fast alle durchschnittlich nur allein auf den „Import", d. h. auf das Einführen ausländischer Waaren auf den inländischen Markt. Wenn wir übrigens von „ausländischen" Waaren sprechen, so verstehen wir darunter keine solche, welche aus „allen" außeramerikanischen Ländern herkommen, sondern vielmehr ganz allein die „europäischen", ja sogar vorzugsweise nur die „deutschen". Auf diese letzteren versteht sich unser Landsmann am besten; von ihnen weiß er, wo er sie am wohlfeilsten und solidesten ankaufen kann, für sie kennt er die sichersten Absatzquellen. Warum sollte er sich also auf das Wagniß einlassen, seine Magazine mit andern Artikeln und Fabrikaten, als solchen, welche im alten Vaterlande erzeugt werden, zu füllen? Höchstens fügt er noch französische und italienische Erzeugnisse hinzu, wenn er nemlich in seinem früheren Leben Italien oder Frankreich besucht hat. Mit englischen Fabrikaten dagegen befaßt er sich selten oder nie, denn er weiß wohl, daß er hierin mit dem klugen Yankee nicht concurriren kann. Besonders gerne wirft er sich auf deutsche landwirthschaftliche Produkte, als da sind Wein, Käse u. s. w., sowie auf gestrickte Waaren, welche bekanntlich nirgends so wohlfeil zu haben sind, als in unserem guten Vaterlande, wo die Mädchen schon fast im Mutterleibe zum Stricken angehalten werden. Auch mit den Zuchthäusern Deutschlands hat er viel zu thun, denn

dieſe liefern ihm wollene Leibchen und was dergleichen mehr iſt, und er macht deßhalb, beſonders wenn er noch ein Anfänger iſt, alle Jahre eine Reiſe nach Deutſchland, um ſeine Einkäufe in eigener Perſon zu beſorgen.

Geld gehört natürlich zu einem ſolchen Geſchäfte und ein „ganz" Mittelloſer kann es nie beginnen, außer — wenn ihm die Handlungshäuſer ſeines fülheren Vaterlandes Credit ſchenken. Hierin jedoch, in dem Creditſchenken nemlich, hat ſchon manche deutſche Firma ein Haar gefunden, denn der angehende amerikaniſch-deutſche Großhändler nimmt es hie und da mit dem Bezahlen des Creditirten nicht ſo gar genau und Einzelne ſchämen ſich ſogar ganz und gar nicht, es dem Yankee „im Bankerottiren" gleich zu thun. Deſſen ungeachtet gelingt es dem deutſchen Großhändler in Newyork oder Neworleans, oder wo er ſonſt leben mag, doch faſt immer durch den Nimbus, in welchen er ſein Geſchäft einzuhüllen verſteht, und durch die großartigen Zahlen, mit welchen er umzuwerfen pflegt, das Vertrauen deutſcher Häuſer zu gewinnen, und wenn er ſeinen Verpflichtungen nur halbwegs nachkömmt, ſo wird ihm ſogar mehr geborgt als er ſelbſt in Anſpruch nimmt. Auf dieſe Art gelingt es alſo Manchem, oft ſogar einem Mittelloſen, nach wenigen Jahren ſchon, wenn nemlich die Geſchäfte in Amerika gut gehen, zu einem nicht unbedeutenden Vermögen zu kommen, um dann „mit Recht" auf den Namen eines reichen Großhändlers Anſpruch zu machen. In der Regel aber ſind dieſe Herren von Haus aus vermöglich oder zählen ſie gar eine große deutſche Firma zu ihrer Verwandtſchaft und in dieſem Fall macht ſich das „Weitererwerben" gleichſam von ſelbſt. Was übrigens dieſes letztere betrifft, ſo ſchwebt jedem von ihnen

das Bild des bekannten Joh. Jacob Astor aus Walldorf bei Heidelberg vor, welcher im Jahre 1783 als zwanzigjähriger, aber fast vollkommen mittelloser Bursche mit einigen wenigen Kürschnerwaaren nach Newyork hinüber kam und daselbst im Jahre 1848 im Besitz eines Vermögens von 30 Millionen Dollars, das ist von 75 Millionen Gulden verstarb. Muß solch' ein Beispiel nicht zur Nacheiferung anspornen?

Ein Großhändler beschäftigt natürlich immer eine Anzahl von Commis und wählt hiezu beinahe regelmäßig frisch eingewanderte junge Leute. Ob er gleich nemlich für seine eigene Person fast ganz als Amerikaner lebt und vom eigentlichen Deutschthum wenig mehr wissen will, so sieht er doch ein, daß ein deutscher Buchhalter meistentheils treuer ist, als Einer, den eine Yankee-Mutter gebar. Ueberdieß arbeiten die frisch aus Deutschland herübergekommenen Kaufmannsjünglinge viel fleißiger, sowie auch zugleich viel wohlfeiler, als amerikanische Commis, und schließlich würde sich ein im Lande Geborener nicht mit der wegwerfenden Vornehmheit behandeln lassen, welche der Herr Importer gegen seine deutschen Clerks anzunehmen gewohnt ist. Man darf jedoch nicht glauben, daß nur „gebildete Kaufleute" in seinem Comptoir oder Magazine arbeiten, sondern im Gegentheil besteht nicht selten die Hälfte seiner Commis aus Leuten, welche in Deutschland zu einem ganz andern Berufe erzogen wurden, in Amerika dagegen froh sind, in einem Magazine um schlechten Lohn zu dienen, und da somit, wenn eine Commisstelle aufgeht, der Andrang von Bewerbern immer sehr groß ist, so wäre es in der That ein Wunder zu nennen, wenn der Großhändler-Principal seine Leute nicht ein wenig »en bas« behandelte.

Die eine Art von Beschäftigung der Deutschen in größeren Städten ist also die Großhändlerschaft in Verbindung mit der Commissschaft. Weit ausgedehnter jedoch ist die zweite Handelsbranche, nemlich die des „Kleinhandels," denn da gibt es, wie sich von selbst versteht, der „Zweige", in welchen man sein Fortkommen finden kann, eine schwere Menge, und der Deutsche hat so gut das Recht, den einen oder den andern dieser Zweige zu erwählen, als ein Anderer. Doch wirft er sich mit Vorliebe nur auf zwei, nemlich auf die Gewürz-Krämerei und das Kleidergeschäft. Der Gewürz-Krämer oder „der Grocer," wie man ihn in Amerika nennt, beschränkt sich übrigens, wie bekannt, keineswegs auf den Verkauf von Zucker, Kaffee, Pfeffer, Nelken, Thee und was dergleichen mehr ist, sondern führt in seinem Laden so zu sagen Alles, was man nur irgend in einer Haushaltung braucht. *) Ja er ist ein förmlicher „Allerweltskrämer" und eben diese Allseitigkeit scheint es zu sein, welche den Deutschen besonders anzieht. Ueberdieß braucht man ja keine besondern Vorkenntnisse, um ein solches Geschäft zu treiben, während man zugleich, wenn man umsichtig zu Werke geht und mit der Umsicht Sparsamkeit verbindet, sicher sein kann, immer sein gewisses Brod zu verdienen. Was Wunder also, wenn die Yankees, welche das „schnelle" Reichwerden dem „langsamen" wenn auch noch so soliden Erwerb vorziehen, den Gewürzhandel dem Deutschen allein überließen? Aus demselben Grunde will auch ein Yankee selten etwas vom Handel mit fertigen Kleidern. Der Erwerb erscheint

*) Das Nähere hierüber findet der Leser unter der Ueberschrift „der Grocer" in den lebenden Bildern aus Amerika von Theodor Griesinger. Anmerk. des Setzers.

ihm viel zu kleinlicht und das Geschäft zu detaillirt. Darum wenn er je einen Kleiderstore errichtet, thut er dieß nie, um nur den Handel »in loco,« d. h. an Ort und Stelle zu betreiben, sondern er dehnt denselben vielmehr in einen „Engros-Verkauf" aus und fouruirt mit seinen Vorräthen eine Menge von andern Kleinhändlern, die weiter im Westen oder Süden wohnen. Weit genügsamer dagegen ist der Deutsche, besonders der deutsche Jude, und darum sieht man auch die meisten Detail-Kleiderläden fast immer in den Händen der letztern Menschenklasse.

Vom Handel gehen wir auf die Industrie und die Gewerbe über; allein auch hierin cultivirt der Deutsche nur seine besondern Zweige. So werden wir z. B. fast die ganze „Zündhölzchenfabrikation", sowie die Herstellung von „Tinte", „Wichse" und was dergleichen mehr ist, immer in seinen Händen finden, und mit ebensoviel Vorliebe wirft er sich auf „Sattlerarbeiten", mit welchen regelmäßig ein „Möbelhandel" verbunden zu sein pflegt. Auch das „Bijouteriefach" sowie jedenfalls die „Uhrenmacher-Kunst" gehören nur ihm an, und es dürfte sich vielleicht in ganz Nordamerika kein Yankee finden, der eine zersprungene Feder oder ein abgenütztes Rad zu repariren verstünde. Wie die Uhrenmacherei, so gehört auch die „Goldleisten-Fabrikation" ganz allein dem Deutsch-Amerikaner an, denn er führte sie aus Deutschland ein, und eben so geschickt erweist er sich im „Cigarrenmachen", sowie im Kleinhandel mit diesem seinem Fabrikate. In fast allen andern Fabrikationszweigen dagegen wagt er es nicht, dem Amerikaner Concurrenz zu machen; denn er weiß wohl, daß dieser ihm sowohl in Beziehung auf das Capital als auch besonders in Hinsicht der Technik überlegen ist. Doch

Einen Fabrikationszweig gibt es, welcher ihm, dem Deutſchen, ganz alleinig, mit Ausſchluß aller Yankees ſowie aller übrigen in Amerika lebenden Nationalitäten, angehört, und dieſer iſt „das Brauen des Lagerbiers“. Anderes Bier als z. B. Porter, Ale, Strongbeer, Smalbeer, Gingerbeer und was dergleichen mehr iſt, kann der Amerikaner herſtellen, aber — Lagerbier, das geht über ſeinen Horizont. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieſer Fabrikationszweig ein geringfügiger ſey und daß wir Deutſche deßhalb keine Urſache hätten, einen beſondern Werth darauf zu legen; im Gegentheil ſteckt ein ungeheurer Werth in den amerikaniſch-deutſchen Lagerbierbrauereien und das Geſchäft hat ſich nunmehr über alle Städte und Staaten der Union verbreitet. Iſt ja doch das Lagerbier beinahe das einzige geſunde geiſtige Getränke (den verhältnißmäßig nur ſehr ſparſam importirten ächten Wein ausgenommen), welches man in Nordamerika haben kann, ſo daß es jetzt von einem großen Theile der eingeborenen Amerikaner faſt mit derſelben Vorliebe genoſſen wird, wie von den fünf Millionen Deutſchen!

In „gewerblicher Beziehung“ ſieht es in Amerika ganz anders aus, als in Deutſchland, denn da man dort gewohnt iſt, Alles fix und fertig zu kaufen, ſo können „ſelbſtſtändige Kleingewerbe“ faſt unmöglich aufkommen. Es gibt alſo dort keine Wagner, keine Schreiner, keine Glaſer, keine Schmiede, keine Schuhmacher, keine Schneider u. ſ. w., die unter dem Titel von „Meiſtern“ ſelbſtſtändig für ſich mit der Unterſtützung von einem oder ein paar Geſellen arbeiten, ſondern es gibt vielmehr Kleider- und Hemdenfabriken, Schuh- und Stiefelfabriken, Fenſter- und Thürenfabriken u. ſ. w. u. ſ. w., in denen man große Vorräthe

zur Auswahl hält, und somit sind die eingewanderten Handwerker, wenn es ihnen nicht (was übrigens nicht allzu oft der Fall ist) gelingt, eine eigene derartige Fabrik anzulegen, darauf angewiesen, „als Gesellen" zu arbeiten. In der That gibt es nun auch solcher deutschen Gesellen oder Arbeiter, wie man sie in Amerika heißt, in allen größern Städten eine schwere Menge und man darf mit Recht sagen, daß die Fabrikherren zu allen feineren Arbeiten, d. h. zu denjenigen, bei welchen man nicht blos Kraft, sondern auch Geschicklichkeit und Geschmack nöthig hat, fast nur allein Deutsche verwenden. Ueberdem kennt der Amerikaner den deutschen Fleiß gar wohl, sowie die deutsche Ordnungsliebe, und wird daher als Manufakturist, wenn er die Auswahl zwischen einem Irländer oder Deutschen hat, fast immer — er müßte denn ein starker Native sein — nach dem letztern greifen. Aus diesem Grunde geht es den meisten deutschen Arbeitern, vorausgesetzt, daß gerade keine beschäftigungslose Zeit vorherrscht, in Amerika ziemlich gut und sie sind größten Theils im Stande, sich nicht blos mit ihrer Familie durchzuschlagen, sondern auch noch alle Jahre eine kleine Summe zu erübrigen. Freilich müssen sie dann den blauen Montagen absagen und können auch sonst des Guten nicht zu viel thun. Ueberdem darf keine „Stopzeit", d. h. keine Zeit, wo der „Boß" oder Prinzipal aus Mangel an Bestellung nicht arbeiten läßt, eintreten, denn sonst geht das Wenige, das man in ein paar Jahren ersparte, in wenigen Wochen wieder den Weg alles Fleisches, und man ist genöthigt, abermals von vorne anzufangen, — ein Umstand, der sich in den Vereinigten Staaten nur zu oft wiederholt!

Wenn nun aber auch die deutschen Handwerker, so-

bald sie „als Gesellen“ arbeiten, im Allgemeinen genommen in Amerika ihr gutes Auskommen haben, so empfindet es doch derjenige unter ihnen, welcher in Deutschland als selbstständiger Meister zu existiren gewohnt war, äußerst schmerzlich, wenn er nun auf einmal diese Selbstständigkeit aufgeben soll. Er verdiente vielleicht draußen mit all' seiner „Meisterschaft“ kaum die Hälfte von dem, was ihm nun „als Geselle“ ausbezahlt wird, und hatte also mit Sorgen aller Art zu kämpfen, allein er war doch sein eigener Herr und durfte commandiren statt commandirt zu werden. Ebendeßwegen versucht er es auch hie und da, sich auf dieselbe Weise, wie draußen, als Meister-Handwerker niederzulassen, und wird also Schlosser, Schreiner, Wagner oder Schneider „auf eigene Faust“. Allein wie ergeht es ihm dann? Möglicherweise eine Zeit lang nicht gerade allzu schlecht, wenn er mitten unter Deutschen wohnt; denn von diesen werden immer wenigstens Einige ihm ihre Kundschaft zuweisen. Allein die Meisten überzeugen sich doch bald, daß sie das, was sie bei dem deutschen Meister „auf Bestellung“ machen lassen, weit höher zu stehen kommt, als wenn sie denselben Gegenstand „fix und fertig“ im Laden kaufen würden, und dann hat es natürlich mit ihrer Kundschaft sogleich ein Ende. Somit sieht sich der besagte Meister nach kurzer Zeit „auf reine Reparatur-Geschäfte“ reduzirt, und wendet sich, weil die Reparaturen allzu wenig eintragen, nothgedrungen wieder dem Gesellenstande zu. Ausnahmen mögen natürlich immerhin vorkommen, in der Regel jedoch geht es so, wie wir eben sagten, mit alleiniger Ausnahme des „Barbiergeschäfts“, welches nicht fabrikmäßig betrieben werden kann, und dessen sich die Deutschen total bemächtigt haben.

Wenn nun aber Einer es als unselbstständiger Arbeiter durchaus nicht mehr aushält, sollte es denn dann nicht doch noch einen Ausweg geben, um als eigner Herr sein Leben zu machen? Sicherlich ist dieß der Fall, denn derselbe kann ja „Wirth" werden! Wirth werden und wirthschaften — welch ein Vergnügen! Concession braucht man keine, denn jeder darf ja in Amerika thun und treiben, was er will, und auch die Abgaben sind gering, ja oft fast auf Null reduzirt. Ueberdieß erfordert es nur ein ganz geringes Capital, um eine deutsche Bierstube zu etabliren. Warum sollte man also diesen Erwerbszweig nicht ergreifen, besonders wenn Einer viele Kameraden und gute Freunde hat, die ihm ihren Besuch zukommen lassen werden? Aus diesem Grunde gibt es in jeder Stadt Amerika's, in welcher sich Viele unserer Landsleute niedergelassen haben, der deutschen Wirthschaften eine unendliche Menge, allein sie halten sich beinahe durchaus auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Die meisten sind nichts anderes, als gewöhnliche Kneipen, und höchstens bringt's Einer zu einer ordentlichen Restauration oder zu einem guten Logirhause. Allerdings wird er letzteres stets ein Hotel nennen, allein „Hotels im wahren Sinne des Worts" findet man nur äußerst selten in den Händen unsrer Landsleute. Das übrigens läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß es auch dem bloßen Kneipier manchmal recht gut geht und daß es ihm, besonders wenn er einen Sommerbiergarten mit seinem Salon zu verbinden im Stande ist, nicht selten gelingt, ein ordentliches Stück Geld zu verdienen. Die meisten Bierwirthe jedoch nehmen alljährlich nicht mehr ein, als sie brauchen und somit geben beinahe zwei Drittheile nach wenigen Jahren das Handwerk wieder auf, um (vor-

ausgeſetzt, daß ſie durch den ſtarken Bierconſum, welchem ſie als Wirthe fröhnen, noch nicht zur Arbeit unfähig geworden ſind) zu ihrem alten Geſchäfte zurückzukehren. *)

Von den Wirthen kommen wir durch eine regelrechte Ideenaſſociation auf die „Künſtler und Gelehrten" zu ſprechen, an denen es, wie man ſich wohl denken kann, unter einer deutſchen Bevölkerung nie fehlt. Leider jedoch iſt Amerika nicht der Ort, wo Kunſt und Wiſſenſchaft gedeiht und es gelingt Einem nur ſelten, ſich in einer dieſer beiden Branchen eine geſicherte Exiſtenz zu verſchaffen. Umgekehrt aber findet man es nur zu häufig, daß z. B. ein Maler zum Handwerk des Anſtreichers greifen muß, wenn er nicht Hungers ſterben will,**) während der Philoſoph, der Juriſt, der Finanzmann und der Schriftſteller ſich nicht ſelten als Bauernknecht verdingt, oder irgend ein Handwerk lernt, da er ſich durch ſeine Intelligenz unmöglich fortbringen kann. Höchſtens bringt er's zum Zeitungsſchreiber, wenn er nicht etwa die Errichtung einer Bierkneipe vorzieht, und jedenfalls darf er froh ſein, wenn er nicht (was ſchon manchem deutſchen Profeſſor begegnete) gezwungen iſt, durch ſeiner Hände Arbeit an Eiſenbahnen oder Straßenbauten ſein Brod zu verdienen. Beſſer geht es denen, welche etwas von der „Theologie" verſtehen, denn ſie können als Prediger auftreten und am Ende von

*) Der geneigte Leſer vergleiche hiemit die drei Artikel der lebenden Bilder aus Amerika, nemlich den „Emigranten-Wirth", den „Boarding-Wirth" und vor allem den: „Draußen Doctor Juris Utriusque, in Amerika Bierwirth."

Anmerk. des Setzers.

**) Man vergleiche gefälligſt den Artikel in Grieſingers Lebenden Bildern: „Der Künſtler in Amerika."

Anmerk. des Setzers.

irgend einer Gemeinde zum Pfarrer gewählt werden. Auch „Sprachkenntniſſe“ führen nicht ſelten zu einem geſicherten Broderwerb, denn man kann ja dann entweder Privatſtunden geben oder auch eine öffentliche Schule für die Kinder wohlhabenderer deutſcher Eltern errichten. Ueberdieß kommt mancher Sprachlehrer, vorausgeſetzt, daß er mit dem Engliſchen vertraut iſt, auch in amerikaniſchen Erziehungsanſtalten unter und hat dann wenigſtens eine Exiſtenz. Weit beſſer ſtehen ſich Solche, welche etwas von der Gärtnerei oder von der Muſik verſtehen, denn in beiden Fällen darf es ihnen nicht bange ſein, am Hungertuche nagen zu müſſen. Die Gärtnerei iſt nemlich ſo zu ſagen durch die Deutſchen erſt nach Amerika gekommen und wird auch jetzt noch beinahe einzig und allein von ihnen betrieben. Die Muſik aber — nun wer einen Stock-Amerikaner nur anſieht, der wird ſogleich merken, daß derſelbe durch und durch unmuſikaliſch iſt und alſo das „Muſikmachen“ Andern überlaſſen muß.*) Dennoch liebt es der Yankee, Muſik zu hören, freilich keine Concert-Muſik, ſondern vielmehr ein recht lautes Gedudel, das eigentlich gar keine Muſik iſt, aber eben deßwegen kann jeder, der nur irgend ein Inſtrument verſteht oder das Clavier zu ſchlagen im Stande iſt, mit ziemlicher Leichtigkeit ein Unterkommen finden, d. h. er kann wenigſtens ſo viel erwerben, daß er nicht zu Grunde geht. Ein Anderes aber iſt's freilich, ob er ſich in dieſer ſeiner Muſikantenſtellung, die oft eine verächtlichere iſt, als in Deutſchland die eines herumziehenden Bänkelſängers und Schnurrpfeifers, wohl

*) Näheres hierüber erfährt der Leſer in dem ſpäter folgenden Artikel „Muſik und Muſikanten in Amerika.“

fühlt, oder ob er es nicht am Ende für ehrenvoller hält, von seiner Hände Arbeit, auch wenn sie ihm noch so schwer fällt, zu leben! Eigentliche Musiker dagegen, d. h. wirkliche Künstler, haben in Amerika schon sehr oft einen äußerst anständigen Wirkungskreis erhalten, obgleich nie oder wenigstens selten unter den Yankees, sondern vielmehr fast immer unter den Reicheren des deutschen oder auch französischen Elementes. Einen weit besseren Stand haben die deutschen „Apotheker und Aerzte", denn von ihnen sichern sich die Meisten nicht blos ein ordentliches Auskommen, sondern werden auch in der Gesellschaft sehr respectirt. Deutsche Apotheken fehlen nemlich nirgends, wo Deutsche wohnen. Im Gegentheil trifft man ihrer in mancher Stadt so viele, daß man glauben sollte, sie könnten sich unmöglich mehr fortbringen. Auch mag es hie und da vorkommen, daß der Eine oder der Andere, weil der Stand übersetzt ist, nur ein sehr beschränktes Einkommen hat; allein diese Fälle sind sicherlich die selteneren, denn seit den letzten zehn Jahren fängt auch der Amerikaner an einzusehen, daß die Arzueimittel, welche man sich in einer deutschen Apotheke zurecht machen läßt, ganz anders präparirt sind, als das Mixtum compositum des Yankee-Quacksalbers, und zieht es daher vor, in Krankheitsfällen seine Recepte in die deutsche Apotheke zu senden. Ja es ist an manchen Orten schon so weit gekommen, daß die eingeborenen Apotheker ihre Läden geradezu schlossen, weil die Deutschen das Uebergewicht über sie erhielten, und es wird selbst von englisch-amerikanischen Aerzten zugestanden, daß erst durch die Deutschen die Apothekerkunst eine solide Basis erhalten habe. Ganz dasselbe oder vielmehr noch ein höheres Verdienst haben sich die deutschen Aerzte er-

worden. Zugeſtanden muß allerdings werden, daß früher nur zu oft irgend ein deutſcher Pflaſterſtreicher oder auch ein anderer unwiſſender Strolch ſich da oder dort als Arzt aufthat und unter Rieſen-Ankündigungen zu prakticiren begann, während er doch von der Medizin ſo wenig verſtand, als der Blinde von der Farbe. Ja es muß ſogar zugegeben werden, daß noch jetzt in mancher Stadt ſolche erbärmliche Windbeutel in die Arzneikunſt hineinpfuſchen; allein nie und nimmer wird ſich ein derartiger Giftmiſcher inmitten der deutſchen Bevölkerung niederlaſſen, ſondern er wird ſich vielmehr immer in einem amerikaniſchen Viertel herumtreiben. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil die jetzigen Deutſchen Amerika's ſich, ehe ſie ſich einem Arzte anvertrauen, immer vorher genau erkundigen, ob derſelbe ein „wirklicher", d. h. ein auf deutſchen Univerſitäten gebildeter Arzt ſei oder nicht, und nur einem ſolchen, nicht aber einem Quackſalber ihre Kundſchaft zuwenden! Es iſt ja kein Mangel an guten deutſchen Aerzten, ſondern im Gegentheil, das letzte Jahrzehnt hat deren eine große Menge nach Amerika gebracht, warum ſollte man alſo Geſundheit und Leben einem unwiſſenden Betrüger Preis geben? So halten's wenigſtens die „Vernünftigeren" unter den Deutſchen (die Unvernünftigen laſſen ſich in der ganzen Welt an der Naſe herumführen) und ebendeßwegen haben die „guten" deutſchen Aerzte immer auch auf eine „gute" Praxis zu rechnen. Ja ſogar unter den Amerikanern wußten ſich Viele derſelben Bahn zu brechen, wenn ſie der Sprache nur halbwegs mächtig waren, und es iſt daher wirklich oft komiſch mit anzuhören, mit welch thörichtem Haſſe die von Eiferſucht und Neid erfüllten ameri-

kaniſchen Doctoren gegen ihre germaniſchen Collegen zu Felde ziehen.

Dieß ungefähr ſind die Beſchäftigungen, welchen die in den Städten lebenden Deutſchen obliegen und für gewöhnlich wird es daher keinem allzu ſchlimm ergehen, der ein ordentliches Handwerk gelernt hat oder ein paar kräftige Arme beſitzt, um ſich damit zur Noth als Pack- oder Kohlenträger fortzuhelfen. Die andern Alle aber, welche derlei Eigenſchaften nicht beſitzen und auch nichts von der Medizin und Muſik verſtehen, mögen ſich die Sache vorher wohlweislich zwei- oder dreimal überlegen, ehe ſie dem ungewiſſen Schickſal, das ihrer in Amerika wartet, entgegen gehen und zwar um ſo mehr, als die Meiſten, wenn ſie die Energie, den Fleiß, die Geduld und die Ausdauer, welche ſie in Amerika brauchen, um zu etwas zu kommen, in Deutſchland aufgewandt hätten, ohne Zweifel zu Hauſe ebenſo weit, wenn nicht weiter gekommen wären, als in dem Lande der Yankees. Eben dieſen Rath möchten wir aber nicht blos den Jünglingen und Männern, ſondern auch den Weibern und Mädchen geben. Ihnen nemlich, wenn ſie darauf angewieſen ſind, ihr Brod durch eigene Arbeit zu verdienen, bleibt nichts übrig, als entweder mit Sticken und Nähen kaum ſo viel zu erwerben, daß ſie dem Hungertode entgehen, oder aber ſich „als Dienſtboten" zu verdingen. Als ſolche ſind ſie übrigens ſtets geſucht, und ſogar nicht blos geſucht, ſondern auch ſehr gut bezahlt, weil eine amerikaniſche Familie den Fleiß, die Treue und die Ordnungsliebe eines deutſchen Dienſtmädchens dem Schmutz und der Trunkſucht einer Irländerin bei weitem vorzieht. Wer alſo nach nichts Beſſerem begehrt, als nach dem Looſe „des Dienens", der mache ſich immerhin auf

nach dem Lande „der Freiheit und Gleichheit", die andern Mädchen und Jungfrauen aber, die etwas Höheres im Sinne tragen, werden klüger handeln, wenn sie die Heimath der Fremde vorziehen.

Einen ganz andern Standpunkt nehmen die auf dem Lande lebenden Deutschen ein, denn wenn unsere Landsleute in den Städten, die wenigen Groß- und Kleinhändler, sowie die Aerzte und Apotheker ausgenommen, so zu sagen eine „untergeordnete" Rolle spielen und „der großen Mehrzahl nach" dem Yankee „als Gesellen" dienen, so sind sie dagegen auf dem Lande so gut oder vielmehr noch besser „die Herren", als die Amerikaner. Auf dem Lande leben nemlich in Amerika nur allein Bauern oder „Farmer", wie man sich dort ausdrückt, und zugleich stehen die Gehöfte immer so vereinzelt, daß sie nie „Dörfer" bilden können. Ja man weiß in ganz Nordamerika so zu sagen gar nichts von einem Dorfe, oder von einem gemeinsamen Zusammenleben der Bauern, sondern es gibt nur „Stadtgemeinden," worunter freilich auch ganz kleine und unbedeutende. Ebendeßwegen existiren auch nirgendwo Gewerbe, als in den Städten, und der auf dem Lande lebende Deutsche ist nur allein Bauer und nichts als Bauer, gerade wie auch der neben ihm ansäßige Yankee oder eingeborene Amerikaner. Allein welcher Unterschied herrscht zwischen dem Hofe unsres Landsmanns und dem des Amerikaners? Dort ist Reinlichkeit und Ordnung; dort erhebt sich das Wohnhaus zu einer stattlichen Höhe und an dasselbe reihen sich Scheunen und Stallungen in Menge; dort prangt ein großer Garten mit herrlichen Obstbäumen und an Zierpflanzen sowie an Gemüsen fehlt es auch nicht. Hier aber, beim Yankee, findet man von allem dem ganz

wenig oder auch gar nichts, denn wozu braucht er Stallungen und Heuſchober, da ja ſein Vieh Tag und Nacht auf der Waide zubringt? Warum ſoll er ſich die Mühe machen, Gemüſe zu pflanzen und Obſtbäume zu cultiviren, da ja in ſeiner Küche kein Gemüſe verbraucht wird und da er das Obſt weder zu dörren noch in haltbaren Moſt zu verwandeln verſteht? Geht man nun aber vollends gar auf die Felder hinaus und ſieht ſich zugleich die Viehheerden an, ſo wird der Gegenſatz zwiſchen Deutſchthum und Amerikanerthum noch ſchärfer hervortreten. Der Amerikaner nemlich pflanzt nichts, als Mais und Waizen, und wenn er ſich hoch verſteigt, ſo cultivirt er noch Tabak, Kartoffeln, Hopfen und Gerſte. Auch ſehen ſeine Felder faſt durchaus mager aus, gerade wie auch ſein Vieh, welches auf den naſſen Wieſen nebenan kampirt. Ueberdieß merkt man wohl, daß er auf ſeine Rinder und Kühe keinen allzu großen Werth legt, denn ſie ſind vielleicht ſeit Wochen nicht gereinigt worden und ihr Haar iſt ſo ſtruppig, wie die Borſten eines Igels. Ebenſo heruntergekommen nehmen ſich die paar Pferde aus, welche mitten unter dem Rindvieh auf der Waide laufen und nur allein den Säuen, die in großen Heerden in dem nahen Maisfelde ſich gütlich thun, ſcheint es wohl zu ſein. Welch' ganz andern Eindruck aber macht das Vieh unſeres Landsmannes auf uns! Da waidet weder Kuh noch Roß auf dem Felde, ſondern ſie ſtehen ſämmtlich in guten, warmen Stallungen, und wenn man dieſe Stallungen betritt, ſo freut man ſich ordentlich über das runde, glänzende Ausſehen der Thiere. Freilich koſtet es mehr Mühe, dieſelben im Stalle zu füttern, als ſie Tag und Nacht im Freien zu laſſen, aber dagegen gedeihen dieſelben auch ſichtlich und haben beim

Verkaufen wohl einen doppelt so hohen Werth, als die des Yankee-Nachbars. Ueberdieß — warum stehen denn die Felder unsres Landsmannes so fett und schön da? Warum treibt sein Mais und sein Waizen weit höhere Kolben und Aehren, und warum erntet er von seinen übrigen Aeckern fast doppelt so viel, als der Amerikaner daneben? Das kommt von seiner fleißigen Bewirthschaftung und insbesondere von der Stallfütterung her, denn durch diese gewinnt er den Dünger, vermittelst welchem er sein Land in immer gleich fruchtbarem Zustande erhält. Kurz der Unterschied zwischen der Art und Weise, wie der Deutsche und wie der Amerikaner seinen Hof umtreibt, ist handgreiflich, und daß sich der Vortheil auf deutscher Seite befindet, geben jetzt selbst die Yankees zu. Freilich nicht mit dem Munde, denn wie könnte man einen Yankee dazu bringen, in irgend einer Sache seine Untergeordnetheit zuzugeben, aber mit der That und in der Praxis, indem deutsches Vieh als „Mustervieh" gekauft wird und deutsche Produkte auf landwirthschaftlichen Ausstellungen Preise erhalten.

Uebrigens nicht blos im gewöhnlichen Feldbau ist der Deutsche dem Amerikaner total überlegen, sondern es hat ersterer auch Culturpflanzen in Amerika eingeführt, von denen man früher glaubte, daß sie dort gar nicht fortkommen. Nehmen wir nur an — um von den Schafen, von denen man vor der Einwanderung der Deutschen so zu sagen gar nichts wußte, während sie jetzt in mächtigen Heerden gehalten werden und ihren Eigenthümern großen Nutzen bringen, gar nicht zu sprechen, — welch' elende Obstsorten vor fünfzig Jahren noch in den Vereinigten Staaten zu Hause waren und wie wunderbar herrliche Früchte dagegen die von den Deutschen veredelten Apfel-

und Birnbäume tragen! Nehmen wir an, wie viel tausend und aber tausend Gallonen vortrefflichen Weines nunmehr in Amerika erzeugt werden, während die Yankees steif und fest behaupteten, der Weinstock könne in den Staaten der Union unmöglich zum Gedeihen gebracht werden! Freilich sind die Nordamerikaner auch heut zu Tage noch nicht fähig, die Weinrebe zu cultiviren, obwohl dieselbe nun schon seit dem Jahre 1710 von unsern Landsleuten daselbst eingebürgert wurde.*) Allein diese Yankee'sche Unfähigkeit ist um so ruhmvoller für uns, als darin das Geständniß liegt, daß wir Deutsche dem Amerikaner wenigstens in Einer Beziehung, nemlich in der Cultur der edelsten Pflanze, die es gibt, überlegen sind!

Doch genug! Die Thatsache steht fest, daß wenn die Yankees in den Städten das Dominium führen, die Deutschen auf dem Lande den Amerikanern zum Muster dienen könnten, und es wird daher keinem „unbefangenen" Amerikaner einfallen, unseren Landsleuten in dieser Beziehung nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur muß man hiebei, wie sich von selbst versteht, die Farmen oder Bauern-

*) Die Pfälzer, welche anno 1710 in Folge der Franzosengräuel ihr Vaterland mit Amerika vertauschten, waren die ersten, welche in Verbindung mit einigen Schweizern in ihren Niederlassungen zu Friedrichsburg und Neubern in Virginien Weinberge anlegten, und ihnen folgten dann andere deutsche Ansiedler in Nordcarolina. Neuester Zeit haben sich besonders die Deutschen in Ohio dem Weinbau gewidmet und auch in Missouri (hauptsächlich in und um Herrmann) sind sie nicht zurückgeblieben. Die meiste Aussicht, weinproducirende Staaten zu werden, haben jedoch Californien und Oregon, da sie weit günstiger gelegen sind, als alles Land westlich vom Felsengebirge, und es widmen sich daher seit neuester Zeit sehr viele der dorthin eingewanderten Deutschen mit großem Vortheil dem Winzergeschäfte.

höfe ausnehmen, welche den sogenannten „lateinischen Bauern“ oder „Gentlemen-Farmers“ angehören. Es kommt nemlich nicht selten vor, daß Männer aus den gebildeten Ständen Deutschlands, welche durch das Schicksal oder durch ihren eigenen Willen nach Amerika hinüber geschleudert wurden, in der Verzweiflung, weil sie einsahen, daß sie sich mit dem, was sie erlernt haben, unmöglich fortbringen können, zu dem Auskunftsmittel greifen, eine kleinere oder größere Farm zu kaufen, um von deren Erträgniß zu leben. Sie sind nemlich der Ansicht, die Sache mache sich in Amerika so leicht als im alten Vaterlande, wo Einer, der ein Landgut kauft, einen Verwalter oder wenigstens Oberknecht einstellt, welcher dann alles Nöthige besorgt, so daß auch solche, die von der Landwirthschaft gar nichts verstehen, zur Noth als Gutsbesitzer existiren können. Leider aber sind die Verhältnisse in Amerika total anders, denn hier gibt es keine „Oberknechte“ und keine „Verwalter,“ sondern man muß vielmehr den Pflug selbst in die Hand nehmen und das Vieh mit eigenen Händen melken, wenn man nicht in wenigen Jahren schon ein ruinirter Mann sein will. Ist aber die Farm so groß, daß man ohne Beihülfe nicht umkommen kann, so wird man allerdings genöthigt, einen oder zwei Knechte, wenn man sie nemlich anders bekommen kann, zu miethen; allein die Kosten derselben sind so groß, daß man jedenfalls „mitarbeiten“ muß, und überdieß, wie werden solche Knechte mit dem Landgute umgehen, sobald sie einsehen, daß der Besitzer von dem Betrieb desselben nichts versteht? Es ist daher eine Erfahrungssache, daß die gebildeten Deutschen, die sich in Amerika der Oekonomie widmen, ohne daß sie dieselbe vorher „praktisch“ erlernt haben, meistentheils, auch wenn

ſie ein ziemliches Vermögen beſaßen, ſchon nach wenigen Jahren elendiglich zu Grunde gingen, oder daß ſie ſich wenigſtens nur mit großer Mühe und unter übermäßigen Anſtrengungen durch's Leben brachten. Mancher wird dieß unbegreiflich finden, denn in Deutſchland ſtellt man ſich das Ding ganz anders vor, als es in Wirklichkeit iſt, und Mancher meint, es werde genügen, wenn er ein paar Dutzend landwirthſchaftliche Bücher durchleſe. Ja der Eine oder der Andere geht in ſeiner Illuſion ſogar ſoweit, daß er glaubt, das Leben auf einer Farm habe etwas „Idylliſches" an ſich, und wenn man den Tag durch ſeine Geſchäfte ſpielend beſorgt habe, ſo ſitze man Abends vor'm Hauſe im Schatten der Bäume und laſſe ſich den kühlenden Trank im Kreiſe ſeiner Familie wohl ſchmecken. Aber wenn dann die „Wirklichkeit" beginnt und wenn die Schwielen an den Händen und der Schweiß auf der Stirne daran erinnert, daß man „ſolche Arbeit" noch nie verrichtet hat, ſo wird man ſich urplötzlich bewußt, daß ein himmelweiter Gegenſatz zwiſchen Theorie und Praxis beſteht. Würde aber Einer „durch ſich ſelbſt" deſſen nicht bewußt werden, d. h. würde er Alles ohne Murren und Wehklagen ertragen, ſo müßte er durch das ſchlechte Ausſehen ſeiner Pferde und Kühe, ſowie durch das geringe Erträgniß und die Magerkeit ſeiner Felder mit Nothwendigkeit daran erinnert werden. Kein Wunder alſo, wenn „derartige" Hofbeſitzer von ihren bäueriſchen Collegen, die ihre Handthierung gründlich verſtehen und von Jugend an mit dem Selbſtarbeiten vertraut ſind, mit ziemlich verächtlichem Spott behandelt und deßwegen mit dem Titel „lateiniſche Bauern" oder „Gentlemen-Farmers" beehrt werden!

Nachdem wir nun geſehen, wie die Deutſchen in

Amerika ihr Leben machen, und welche Art von Geschäften sie treiben, kommen wir auf ihre „Denk- und Lebensweise," sowie auf den „Charakter," den sie dort zur Schau tragen. Mancher wird nun meinen, daß hierüber nicht viel zu sagen sein könne, da unsere Landsleute über'm Wasser drüben ohne Zweifel gerade so denken und leben wie im alten Vaterlande, und in gewisser Beziehung ist der Satz richtig, denn auch in der neuen Welt sind die Deutschen meist fleißig, arbeitsam, ehrlich, bieder, wie zu Hause, und überdem essen und trinken sie, wenn sie es anders möglich machen können, gerade ebenso, wie sie es von Jugend an gewohnt waren. Dennoch aber werden ihre Charaktereigenschaften durch das Land, in welchem sie leben, unwillkürlich (vielleicht sogar ohne daß sie sich dessen selbst bewußt sind) modificirt, und sie erhalten durch die Verhältnisse, in denen sie stehen, sowie durch den Umgang mit einer ihnen ganz unähnlichen Menschenrace einen ganz absonderlichen Anstrich, so, daß einzelne ihrer ursprünglichen Eigenschaften total verschwinden, während andere um so greller hervortreten. Betrachten wir nur einmal die niederere Volksklasse, d. h. diejenige, aus welchen die Mehrzahl der amerikanischen Deutschen besteht (denn man darf, auf statistische Quellen gestützt, unbedingt behaupten, daß unter hundert Eingewanderten im höchsten Falle fünf zu den sogenannten höheren Ständen gerechnet werden dürfen) — betrachten wir also diese Leute, so fällt uns im Augenblicke auf, daß sie sich in Amerika viel „freier und rücksichtsloser" betragen, als sie es in Deutschland zu thun gewohnt waren. Sind sie nemlich total arm, d. h. kommen sie, wie leider nur zu oft der Fall ist, nur mit wenigen Gulden in der Tasche (die von den Gemeinden

Deportirten besitzen in der Regel nicht mehr und auch viele Andere, welche freiwillig auswandern, sind oft und viel, wenn sie in Amerika an's Land treten, fast ganz ohne Geld, da sie zu Hause glaubten, man habe genug gethan, wenn man nur die Ueberfahrt bezahlen könne) auf dem ihnen gänzlich fremden Boden der neuen Welt an und erhalten sie nicht im Augenblicke (was natürlich nur selten geschieht) Beschäftigung, so bleibt ihnen nichts übrig, als Andern zur Last zu fallen. Sie machen sich also, wenn sie nemlich gesund sind, alsbald auf die Sohlen und verlegen sich ohne Weiteres auf den Bettel. Zu Hause hätten sie dieß nicht gewagt, denn sie würden die auf das bettelhafte Vagabundiren gesetzte Strafe gefürchtet und sich überdem vor ihren Nachbarn geschämt haben; in Amerika aber — was bedarf es da eines Schamgefühls und überdieß warum wäre man denn in einem freien Lande, wenn man dasselbe nicht einmal „ausbeuten" dürfte? Darum kann man auch in den Straßen der Städte, in welchen sich die Einwanderung zusammendrängt, immer Dutzende von verkümmerten Gestalten, besonders von erbärmlich gekleideten und hungrig blickenden Weibern mit noch elender dreinschauenden Kindern auf dem Arme sehen, die gegen jeden Vorübergehenden ihre Hand ausstrecken, um sein Mitleid in Anspruch zu nehmen. Andere aber, die vielleicht schon zu Hause das Bettelhandwerk verstanden, schleichen sich in die Häuser und begehren von den Inwohnern (merkwürdiger Weise wissen sie die deutschen Quartiere gleichsam instinktmäßig herauszufinden) die nöthige Unterstützung. Zugegeben muß allerdings werden, daß auf hundert Einwanderer, besonders in der neueren Zeit, kaum ein einziger Bettler kommt, allein dieser ist dann auch um so

frecher und tritt mit einer Zudringlichkeit und Schamlosigkeit auf, von der man in Deutschland keinen Begriff hat. Thut er doch gerade, als ob man ihm die Unterstützung „schuldig" wäre, und wird grob, wenn man ihm nicht genug gibt! Nicht viel anders verhält es sich mit denjenigen, welche krank, siech und elend aus dem Schiffe steigen, und von denen man glauben sollte, sie müßten in solcher Lage förmlich verzweifeln. Du lieber Gott, sie und verzweifeln! Sie „rechnen vielmehr darauf," daß sie in Krankenhäusern untergebracht und so lange verpflegt werden, bis sie im Stande sind ihr Brod zu verdienen! In der That geschieht dieß auch meistentheils, freilich nicht auf Kosten Amerika's, sondern auf Kosten der Einwanderer selbst, von denen jeder ohne Ausnahme vor seiner Einsteigung in's Auswandererschiff einen Dollar zu amerikanischen Spitalzwecken (das sogenannte Hospital-Money) hinterlegen mußte, und überdieß weiß man ja, daß es in jeder größeren Seestadt der neuen Welt, in welcher Einwanderungsschiffe ankommen, sogenannte „deutsche Gesellschaften" gibt, welche keinen andern Zweck haben, als das Elend der Frischherübergekommenen zu mildern. Eine solche Gesellschaft wurde schon im Jahre 1764 in Philadelphia gestiftet und das Jahr darauf kam durch die Bemühungen des deutsch-lutherischen Pfarrers Kuntze in Neuyork ein ganz gleiches Institut zu Stande. Was braucht sich also ein armer Deutscher lange zu grämen? Er bekommt ja Unterstützung und hat sogar ein Recht zu dieser Unterstützung!

Sehen wir nun aber von dieser verhältnißmäßig ganz kleinen Anzahl von Einwanderern ab, und werfen unsern Blick auf die große Masse derer, welche in guter Gesund-

heit, sowie mit dem Willen zu arbeiten und sogar mit hinlänglichen Geldmitteln versehen nach Amerika herüberkommen. Müssen wir uns da nicht augenblicklich überzeugen, daß sie wenigstens zum großen Theil ganz anders auftreten, als früher, und namentlich den Charakter der Bescheidenheit gänzlich verloren zu haben scheinen? Schon auf dem Schiff während der Ueberfahrt benahmen sie sich freier oder vielmehr ungezogener, als zu Hause, und erlaubten sich, Frechheit mit Freiheit verwechselnd, nicht selten eine Sprache gegen höher stehende Mitreisende, vor der sie in ihrem Heimathdorfe selbst erschrocken wären. Sind sie nun aber erst in Amerika gelandet, und haben sie durch ihre Geschicklichkeit als Handwerker oder auch durch die Kraft ihrer Hände als Arbeiter ihr gutes Auskommen gefunden, so wächst ihre Rohheit mehr und mehr und sie betragen sich oft (besonders gegenüber von solchen, die ihnen an Verstand und Bildung weit überlegen sind, dagegen aber, weil sie kein Handwerk verstanden, nicht so gut unterkamen als sie) auf eine Weise, die man nur mit dem Wort „brutal" richtig bezeichnen kann. „Ich bin, wer Du bist," rufen sie, „denn in Amerika ist sich Alles gleich." In Deutschland hätten sie sich eine derartige „Dutzanrede" nie erlaubt, denn dort lebt noch das Gefühl, daß der Gebildete, auch wenn er pecuniär minder gut daran ist, doch immer hoch über dem Ungebildeten steht; aber in Amerika braucht man dem Anstand keine Rechnung mehr zu tragen, sondern man hat vielmehr nun Gelegenheit, den lang verhaltenen Zorn „auf die Herren" loszulassen. Mit dem „Sich-kuschen" ist's jetzt zu Ende und warum sollte auch Einer, der „als Arbeiter" zehn oder zwölf Dollar in der Woche verdient, sich nicht hoch über den „Studirten", der vielleicht mit Mühe

ſeine vier oder fünf Dollar erwirbt, erheben? Er, der Zwölf-Dollarmann, kann ja im Wirthshaus „beim Lagerbier“ weit mehr daraufgehen laſſen, als der arme Schlucker mit ſeinen vier Thalern! So denken leider nur zu Viele der deutſchen Eingewanderten. Sie vermögen ſich nicht in der Freiheit zu bewegen, da ſie nicht in derſelben erzogen worden ſind, und kehren nun ungeſcheut ihre innerſte Natur, die Rohheit, heraus. Deßwegen wollen wir aber natürlich nicht behaupten, daß die „ganze“ niedere Klaſſe unſrer Landsleute der Rohheit huldigt, ſondern im Gegentheil nicht Wenige wiſſen das Geſetz der perſönlichen Freiheit, welches in Amerika beinahe keine Schranke hat, ſo ausgezeichnet zu benützen, daß ſie ſich aus der unterthänigen Servilität, die ihnen in Deutſchland anklebte, zu männlicher Selbſtſtändigkeit emporarbeiten, ohne deßwegen grobe Klötze zu werden. Nur leider ſind nicht ſie, ſondern die Andern in der Mehrzahl.

Noch auffallender, als das Benehmen des eingewanderten Deutſchen in „ſocialer“ Beziehung erſcheint, iſt ſeine Denk- und Handlungsweiſe „in Sachen der Religion“. Draußen in Deutſchland war er gewöhnt, Sonntags die Kirche zu beſuchen und ſich überhaupt ſo zu betragen, als ob er ein gut gläubiger Chriſt ſei. Zum „Nachdenken“ über ſeine Religion kam er vielleicht nie und ebenſowenig lag ihm möglicherweiſe an der „Uebung“ derſelben; aber es hätte ja Anſtoß erregt, wenn er nicht alle kirchlichen Gebräuche mitgemacht hätte, und er wäre am Ende ſogar vor den Pfarrer oder Kirchenconvent beſchieden worden. Um ſo froher iſt er aber, daß dieſer „Zwang“ nun endlich einmal ein Ende hat, und er gedenkt ſich auch recht ordentlich dafür zu revanchiren. Was Kirche? Er hatte

draußen Langeweile genug darin, und den will er nun sehen, der ihn wieder zum Anhören einer Predigt bringt! Der Katholik allerdings wird, wenigstens zum Theil, diesen Standpunkt nicht einnehmen, denn die Leiter der katholischen Kirche waren so klug, wenn nicht überall in Amerika, so doch wenigstens in den größeren Städten deutsche Kirchen mit deutschen Pfarrern zu errichten, und diese Pfarrer wissen den katholischen Theil der deutschen Einwanderung recht wohl aufzufinden. Auch unterlassen sie es nicht, den Aufgefundenen die Hölle so heiß zu machen, daß dieselben meistentheils zerknirscht in sich gehen und auch in Amerika fortfahren, dem gewohnten Bigottismus zu huldigen. Wo aber in ganz Nordamerika bekümmert sich ein protestantischer oder vielmehr lutherischer Geistlicher um seine neu eingewanderten confessionellen Mitbrüder? Ohnehin gibt es der lutherischen Prediger nur wenige, da in Amerika der presbyterianische und methodistische (von den vielen Dutzend andern Sekten nicht zu sprechen) Protestantismus vorherrscht, und überdieß sind diese wenigen, wie sich von selbst versteht, nicht vom Staate, sondern vielmehr von ihren Beichtkindern, die zusammen eine Gemeinde bilden, angestellt. Was haben sie sich also um andere Lutheraner, welche nicht zu ihren Beichtkindern gehören, zu bekümmern? Die Schlingel von Neueingewanderten sollen sich bei ihm, dem Pfarrer, melden, wenn sie der Gemeinde beitreten wollen, aber ihm wird man doch nicht zumuthen, denselben nachzulaufen, um vielleicht mit Grobheiten empfangen zu werden? So kommt es denn, daß gar Viele, wenn nicht gar die Meisten der neu eingewanderten Deutschen Jahre lang keine Kirche sehen und noch weniger einem Gottesdienste beiwohnen. Sie müßten

ja, wenn sie zur Kirche gehen wollten, einen Stuhl darin kaufen und überdieß zur Besoldung des Geistlichen etwas Jährliches beitragen. Eine solche Thorheit aber wird man ihnen, den nunmehrigen freien Bürgern Amerika's, doch nicht zumuthen? „Wir können unsern Wein im Wirthshause trinken," rufen sie, indem sie mit der Faust auf den Tisch hineinschlagen, „und brauchen das Abendmahl nicht dazu." Aus denselben Gründen denken sie auch, wenn sie Kinder bekommen, oft Jahre lang an keine Taufe derselben, und nur erst, wenn der Frau die heimliche Angst keine Ruhe mehr läßt, citiren sie einen Geistlichen in's Haus, damit er den heiligen Actus an drei oder vier Sprößlingen zumal vornehme. „Es kostet Ein Geld," sagen sie, „ob man den Hokus-Pokus an Einem oder an Vieren vornimmt, und somit ist's doch vernünftiger, lieber gleich ein Häuflein zusammen kommen zu lassen." Solche Redensarten sind nur allzu vielfach im Schwange und wir könnten sogar, wenn wir wollten, noch weit frivolere anführen, dagegen aber dürfen wir auch nicht verhehlen, daß viele von denen, welche sich ihres Unglaubens mit so vollem Munde rühmen, in Krankheiten oder Unglückstagen in die traurigste Gemüthsverfassung fallen und längstvergessene Stoßgebetlein hervorsuchen, um sich mit ihrem Herrgott wieder zu versöhnen. Man sieht, es fehlt ihnen an dem innern Fond, sowie an der moralischen Durchbildung, womit philosophische Naturen ihre Christenthumsverläugnung zu ersetzen wissen, und der ganze deutsch-amerikanische Atheismus ist nichts anderes als eine „Forschur", wie man auf der Universität sagt.

Die „Gebildeten" unter den Einwanderern haben natürlich mit einem solchen Gebahren, durch welches sich

die Ungebildeteren, obwohl nicht zu ihrem Vortheile auszeichnen, nichts zu thun. Dagegen aber klebt ihnen eine andere Eigenschaft an, welche die ersteren nicht kennen, nemlich die Eigenschaft „des Heimwehs". Wir haben schon oben auseinandergesetzt, daß es einem gebildeten Deutschen in Amerika nur äußerst selten möglich gemacht wird, von seiner Intelligenz und den in Europa gemachten Studien zu leben, sondern daß im Gegentheil die Meisten angewiesen sind, entweder ein Handwerk zu erlernen oder aber Bauern zu werden. Sie sehen also, daß sie es trotz aller geistigen Vorzüge nicht weiter bringen können, als ihre Nachbarn, die sich vielleicht durch besondere Rohheit auszeichnen, und nun kommt ein Gefühl von Scham über sie, welches sie fast zu Boden drückt. Ueberdem fehlt ihnen natürlich fast jeder Umgang „mit Ihresgleichen" und folglich müssen sie sich entweder total von der Welt abschließen oder aber sind sie gezwungen, ein paar Stufen herabzusteigen und die Gesellschaften der Ungebildeten aufzusuchen. Muß ihnen aber da nicht der Gedanke kommen, wie ganz anders es draußen war, und wird ihnen also nicht vor Heimweh das Herz fast brechen? Wohl suchen sie sich in etwas damit zu helfen, daß sie auf das alte Vaterland mit Donnerkeulen losziehen und auf die „Tyrannen Deutschlands," sowie auf die feilen „Fürstenknechte," welche es unter solcher Tyrannei aushalten, auf eine greuliche Weise schimpfen; allein was wollen sie mit diesem Schimpfen? Ist's ihnen vielleicht wirklicher Ernst damit? Ei Gott bewahre, sondern sie wollen blos ihr Heimweh übertäuben! Darum beneiden sie auch innerlich Jeden, der wieder in's alte Vaterland zurückkehren kann, obwohl sie's keineswegs gestehen, sondern vielmehr mit dicken Backen behaupten, sie

würden es draußen unmöglich mehr aushalten. Welche Freude dann, wenn Einer, der nach Deutschland hinaus reiste, um wieder daselbst zu leben, durch irgend welche Umstände getrieben nach Amerika zurückkommt! „Ich wußte es," ruft dann der Eine oder der Andere triumphirend aus, „daß es dir im Lande der Knechtschaft nicht mehr gefallen konnte, und gerade so würde es auch mir ergehen, wenn ich mich verleiten ließe, hinaus zu fahren, wovor mich aber Gott bewahren wolle!" Trotz aller dieser großsprecherischen Rodomontaden aber — wie gern, wie unendlich gern würde er sich noch in derselben Stunde zur Hinausfahrt entschließen, wenn er es nur anders möglich machen könnte! Am übelsten sind in dieser Beziehung diejenigen daran, welche in kleineren Städten zu leben gezwungen sind oder welche sich gar als lateinische Bauern ankauften, denn sie haben oft gar Niemanden, mit dem sie ihre Ideen austauschen könnten. Ihr einziges Vergnügen besteht vielmehr darin (die Jagd etwa ausgenommen), daß sie Sonntags ihre freie Zeit zum Lesen eines guten Buches verwenden; aber bei jeder Zeile, die sie lesen, kommt ihnen eine Thräne der Erinnerung ins Auge, und sie sterben fast vor Sehnsucht, nur noch einmal die deutsche Sonne scheinen zu sehen. Und doch — was bleibt ihnen anders übrig, als — Resignation?

In dieser Beziehung hat sich übrigens in neuester Zeit gar Vieles zum Besseren gewendet, und es fehlt jetzt wenigstens in keiner der größeren Städte mehr an jenen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche uns in Deutschland das Leben so sehr versüßen. Da gibt's Musikvereine, Lesevereine, Turnvereine und wie sich diese geselligen Verbindungen sonst noch nennen mögen. Auch Bälle werden

abgehalten, sowie Concerte und noch viele andere dergleichen Unterhaltungen. Ja sogar Liebhabertheater veranstaltet man, wenn es nicht zu einem förmlichen Theater mit einer stehenden deutschen Truppe langt! Insbesondere aber dürfen wir der reindeutschen Feste nicht vergessen, welche sich seit den letzten paar Jahren in Amerika eingebürgert haben, wir meinen die „Turnfeste", die „Maienfeste," und insbesondere die „Gesangfeste", an welchen sich die ganze deutsche Bevölkerung der amerikanischen Städte zu betheiligen pflegt. Welche Lust, ein solches Fest mitzumachen! Welch' prächtige Aufzüge mit Fahnen und Standarten! Welch' entflammende Reden von der Tribüne herab und welch' herrliche Gesänge von Freiheit und Vaterland! Welch' immense Anzahl von Theilnehmern aus Nah und Fern und welche Verbrüderungen zwischen bisher Wildfremden! Freilich an Schattenseiten fehlt es auch nicht und man könnte vielleicht, wenn man dem Spott und der Satyre den Lauf lassen wollte, ein jegliches derartiges Fest mit folgenden Worten charakterisiren. „Erster Tag: Empfang der auswärtigen Gäste nebst viel Singen und Trinken. Zweiter Tag: Probe nebst recht viel Trinken und Singen. Dritter Tag: Concert nebst ungewöhnlich viel Trinken. Vierter Tag: so lange die Sonne scheint Pick-Nick oder Kneiperei im Freien nebst merkwürdig viel Singen und noch mehr Trinken. Nach Sonnenuntergang solenner Ball nebst allen Genüssen die dazu gehören, worunter absonderlich Trinken. Fünfter Tag: Katzenjammer mit falschen Tönen und mit unendlich vielem Trinken. Sechster Tag: Schluß des Festes und Abreise nebst einem ansehnlichen Abschiedstrunke." So könnte man sagen und es läge vielleicht in dieser satyrischen Schilderung nicht

einmal allzu viel Unwahres, denn wenn einige fünfzig oder sechzig deutsche Liederkränze ihre alljährliche Zusammenkunft haben, so machen sie es sich, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, zur Hauptaufgabe, recht viel zu singen und noch mehr Lagerbier zu vertilgen. Allein deßwegen haben doch derartige Festivitäten einen ungemein vortheilhaften Einfluß auf den Charakter und die Bildung unserer Landsleute. Dieselben werden nemlich hiedurch nicht nur einander näher gebracht, so daß sie sich gegenseitig achten und lieben lernen, sondern sie kommen auch zur Erkenntniß, daß es außer dem Dichten und Trachten nach materiellem Wohlergehen auch noch ein Streben nach etwas Höherem und Geistigem gebe. Ja sogar auf die Bildung und Denkungsweise der Amerikaner selbst haben die deutschen Gesangfeste eine sehr wohlthätige Einwirkung, denn die jungen Yankees, welche sich nicht selten durch Neugierde verleiten lassen, Theil zu nehmen, werden dadurch aus ihrem egoistischen Wesen, sowie aus ihrer Prüderie und Scheinheiligkeit wenigstens in Etwas herausgerissen. Die älteren Amerikaner dagegen gerathen vor Erstaunen geradezu außer sich, wenn sie sich überzeugen müssen, daß zehn- oder zwanzigtausend Menschen (an einem großartigen Liederfeste betheiligen sich sogar oft noch weit mehrere) mehrere Tage lang vergnügt und froh bei einander sein können, ohne daß es zu Mord und Todtschlag, ja nicht einmal zu Händeln und Keulereien kommt! Man sieht hieraus, von welch' großer Tragweite derartige Festlichkeiten sind, und ohne Zweifel würde diese Tragweite sich noch bedeutend mehr ausdehnen, wenn alle Deutschen ohne Unterschied jene Tage der Fröhlichkeit und Brüderlichkeit mitmachen würden, allein leider kostet eine solche Gesangs-

woche nicht wenig Geld, so daß gar Viele unserer Landsleute aus Sparsamkeitsgründen wegbleiben müssen, und überdieß betheiligen sich nicht wenige Andere nicht, weil sie sich zu vornehm dünken, um mit den gewöhnlichen Arbeitern und Handwerksgesellen an Einem Tische zu sitzen oder gar zu fraterniſiren.

Dieser letztere Umstand bringt uns auf eine andere Charakter-Eigenschaft, welche den Deutschen auch in der neuen Welt anzukleben pflegt, nemlich „auf die berühmte deutsche Einigkeit.“ Merkwürdiger Weise wissen sich nemlich unsere Landsleute in keiner Stadt und keinem Städtchen, wo sie sich mehr oder minder zahlreich niedergelassen haben, mit einander in die Länge zu vertragen, sondern immer gibt's Haß und Zwietracht, sowie Neid, Verhetzung und Verkleinerung. Ja sogar rein deutsche Niederlassungen, deren Amerika doch wenigstens einige zählt,*) gedeihen nur deßwegen nicht in dem Maßstabe, als sie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen sollten, weil diese letzteren sich gegenseitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich, doch heimlich in ihrer Entwicklung hinderlich sind. Kurz es ist kein rechter Zusammenhalt unter den amerikanischen Deutschen, gerade so wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn „links“ wollen, so rufen zwanzig „rechts.“ Dreißig oder vierzig Andere aber begehren gar rückwärts statt vorwärts! Die

*) Wir unterlassen es absichtlich, Namen zu nennen (obwohl wir es könnten), da wir Niemanden vor den Kopf stoßen wollen, aber von unsern Lesern in Amerika werden sich Manche unwillkührlich getroffen fühlen.

Urſache dieſer ewigen Anfeindungen iſt übrigens leicht aufzufinden, denn ſie liegt zum erſten in der „Religion," zum Zweiten in der „Landsmannſchaft" und zum Dritten in der „Politik". In der Religion trennen ſich die Katholiken von den Proteſtanten und je weniger die Letzteren von ihrem Proteſtantismus Gebrauch machen, um ſo mehr laſſen ſich die Erſteren von ihrer Geiſtlichkeit aufſtacheln, die Andern als Ketzer oder gar Atheiſten zu haſſen. Wäre die Geiſtlichkeit nicht, ſo möchte vielleicht eher „ein Hand in Handgehen" möglich ſein, aber die Kuttenträger ſchüren überall, wo ſie hinkommen, und erlauben in Amerika z. B. ebenſowenig gemiſchte Ehen, als bei uns, ſobald ſich nicht der akatholiſche Theil vorher verpflichtet, die etwaigen Kinder in der alleinſeligmachenden Religion taufen zu laſſen. Ein Glück freilich iſt's, daß man ſie nicht braucht, wenn die Brautleute ſo vernünftig ſind, die Einſegnung „ſolcher" Geiſtlichen nicht zu begehren, aber wie viele Brautleute und beſonders wie viele Bräute ſind ſo vernünftig? Noch mehr übrigens als der Religionshaß thut der „Nationalitätenhaß", denn Nord- und Süddeutſch, ſowie insbeſondere Platt- und Hochdeutſch ſtehen ſich in Amerika faſt ſchroffer gegenüber als in Deutſchland. „Was will der naſenweiße Preuß?" ruft der Baier, und jener beehrt dann dieſen wieder mit dem Titel „eines ungeſchlachten groben Klotzes". „Der blinde Heſſe!" ſchreit ein Anderer; „der ſuperkluge Sachſe!" ein Dritter, und zum Schluß meint der Weſtphale: „Ihr ſeid alle Swoaben." Dem Plattdeutſchen iſt es nemlich nicht möglich „Schwab" zu ſagen, weil er das „Sch" nicht ausſprechen kann; dagegen aber umfaßt er all' die Verachtung, welche er gegen den Hoch- und Süddeutſchen in ſich trägt, in dem Wort „Swoabe",

natürlich ohne daran zu denken, daß nur ein ganz kleiner Theil Deutschlands zu Schwabenland gerechnet werden darf! Dieser Nationalitäten- oder vielmehr Landsmannschaftshaß erstreckt sich übrigens nicht blos auf die „ungebildeteren" Klassen des deutsch-amerikanischen Elementes, sondern selbst die ihre Nase so gar hochtragenden Herren Importers und Großhändler sind davon angesteckt und man kann sich bei uns zu Lande von dem Kastengeist und Cliquenwesen, welches z. B. unter den vornehmen Kaufherren New-Yorks herrscht, gar keinen Begriff machen. Einmal bestimmt die Größe des Reichthums sowie, wenn man sich so ausdrücken darf, der kaufmännische Stammbaum den Rang und zum Andern gibt's Hamburger, Bremer, Lübecker, Kieler u. s. w. Absonderungen. Sie fühlen sich allesammt nicht als „Deutsche," sondern vielmehr als Abkömmlinge eines besondern deutschen Stammes und wollen Einer über dem Andern stehen!

Der dritte Grund, warum die Deutschen in Amerika einander befeinden, liegt in den politischen Ansichten, in welchen sie befangen sind. Die nordamerikanische Union ist nemlich bekanntlich immer in mehrere politische Fractionen und Parteien getheilt, von denen jede die andere deßwegen befeindet, um selbst ans Ruder der Regierung zu kommen. Nun sollte man aber meinen, die Deutschen müßten schon ihres Interesses wegen sämmtlich ohne Unterschied auf der Seite derjenigen Partei stehen, welche der Einwanderung am günstigsten ist und zugleich das Panier der wahren Freiheit (also der Unterdrückung der Sclaverei) aufgepflanzt hat. Ist es ja doch eine unumstößliche Thatsache, daß unter allen Nationen Europas die germanische sich von jeher als die Hauptfeindin des Sclavenwesens

erwieſen hat! Iſt es ja doch eine weitere Thatſache, daß überall, wo ſich die Deutſchen in Amerika nur irgend anſiedelten, alſo ſelbſt in den ſogenannten Sclavenſtaaten, wie z. B. in Nord-Virginien, Maryland, Kentucky, Miſſouri u. ſ. w., das Niggerinſtitut wenigſtens in ihrer nächſten Nachbarſchaft der freien Arbeit Platz machen mußte! Allein ſind deßwegen die amerikaniſchen Deutſchen in ihrer Parteiergreifung für den Abolitionismus einig? Nicht im Geringſten, ſondern die Einen halten es mit den Demokraten, während die Andern mit den ſogenannten Republikanern gehen, ohne daß ſie merken, wie die Amerikaner eigentlich nur ihr Spiel mit ihnen treiben. Ja noch mehr! Die Yankees, wenn ſie auch ganz entgegengeſetzte Politik treiben, haſſen ſich deßhalb nicht perſönlich; die Deutſchen aber befeinden ſich in ſolchem Falle geradezu und führen einen Krieg auf Tod und Leben gegen einander. Sieht man nun, warum es auch in Amerika mit der berühmten deutſchen Einigkeit gerade ſo ſteht, wie in Deutſchland ſelbſt? Dazu kommen dann noch die perſönlichen Feindſchaften, welche man hie und da mit aus Europa herüber gebracht hat, die Eiferſüchteleien der Neueingewanderten gegen die ſogenannten „Grauen", d. h. gegen die ſchon längſt im Lande Anſäßigen, welche ſich das oft etwas abſprechende Gebahren der Andern nicht gefallen laſſen wollen, ſowie endlich das Mißtrauen, von denen die große Mehrzahl der Eingewanderten gegen alle diejenigen beſeelt iſt, die draußen eine Beamtenrolle ſpielten. Kurz und gut, ein vollſtändiges Zuſammengehen des amerikaniſchen Deutſchthums iſt unmöglich, eben weil das Deutſchthum — Deutſchthum iſt!

Nur in Einem ſcheinen die ſämmtlichen Deutſchen

beinahe ohne Unterſchied Hand in Hand zu gehen, nemlich darin, ſich ſo ſchnell als möglich „zu amerikaniſiren". Jeder nemlich ſieht, ſobald er in die neue Welt eingetreten iſt, ein, daß er ſein Unterkommen um ſo weniger gut findet, je weniger er von der engliſchen Sprache verſteht. Man kann doch dem Amerikaner nicht zumuthen, daß er der eingewanderten Deutſchen wegen „deutſch" lernt! In dieſer Erkenntniß liegt etwas vollkommen Wahres und wir glauben ſelbſt, daß Keiner unſrer Landsleute fehl geht, wenn er ſich ſo ſchnell als möglich das fremde Idiom aneignet, allein muß denn Einer deßwegen, weil er engliſch zu verſtehen ſich bemüht, auch darauf ausgehen, ſein ganzes „Deutſchthum" zu verleugnen? Muß er ſich denn den Anſchein geben, als ſei Er, der Eingewanderte, ein Eingeborener und Stock-Amerikaner, d. h. mit andern Worten: muß er ſich „engliſiren" (gerade wie man in Deutſchland Landpferde engliſirt) und ſeine deutſchen Sitten, ſeine deutſchen Gewohnheiten und ſeine deutſchen Anſichten ſämmtlich über Bord werfen? Auf dem Lande, d. h. unter den Bauern merkt man von dieſer Manie des Sichamerikaniſirens noch am wenigſten, denn die meiſten deutſchen Farmer begnügen ſich damit, ſo viel vom Engliſchen zu lernen, als ihnen zur Verſtändlichmachung mit ihren engliſchen Nachbarn unumgänglich nothwendig iſt. Ja viele derſelben lernen bis zu ihrer Sterbeſtunde kein Engliſch, beſonders wenn ſie in einer blos deutſch-redenden Umgebung leben! Ganz anders aber iſt es in den Städten, denn dort ſind die ſämmtlichen Arbeiter oder „Geſellen", ſowie auch diejenigen, welche ſich als Barbiere, als Wirthe, als Grocer, oder als Importer ſelbſtſtändig etablirt haben, ſo zu ſagen „gezwungen", ſich wenigſtens leidlich engliſch ausdrücken

zu lernen. Allein was thun sie nun? Studiren sie wirklich die englische Sprache und geben sie sich Mühe, nicht blos englisch „reden", sondern auch englisch „schreiben" zu lernen? Gott bewahre, sondern sie suchen vielmehr das Sichamerikanisiren ganz wo anders! Vor Allem wirft der Kaufmannsjüngling oder Commis gleich von Anfang an den deutschen Rock ganz ab und „äfft" den Yankee in Allem nach. Ja er geht sogar, wenn irgend möglich, mit keinem Deutschen mehr um und meint um so schneller den Amerikaner anzuziehen, wenn er blos amerikanischen Schnaps trinke und amerikanisch gekochtes Fleisch esse, so daß er sich, weil er den Deutschen nie gründlich los wird, immer mehr oder weniger lächerlich macht. Weit leichter wird es dem, der als blutjunger Bursche nach Amerika hinüber kam, seine deutsche Abstammung zu verläugnen, und am allerleichtesten gelingt dieß den in Amerika von deutschen Eltern Gebornen. Die Kinder der Deutschen wollen nemlich durchaus nicht mehr deutsch sein und Eines verspottet das Andere, wenn dieses sich je noch der „ausländischen" Sprache bedient. Ja nicht einmal den deutsch-sprechenden Eltern gegenüber brauchen sie andere als englische Ausdrücke und man findet nur zu häufig, daß das Töchterlein oder Söhnlein der eigenen Mutter in's Gesicht lacht, wenn diese das Englische nicht versteht. Ebendaher kommt es auch, daß sogar im Pennsylvanischen, wo doch die deutsche Sprache so zu sagen Landessprache war, diese immer mehr ausstirbt oder vielmehr blos noch von den älteren Personen und den Neueingewanderten gesprochen wird, und daß also das Sichamerikanisiren auch hier immer weiter um sich greift. Allein wenn wir auch hierüber kein Wort weiter verlieren wollen, so müssen wir

uns um so mehr darüber auslassen, wie die große Masse der frisch Herübergekommenen dieß zu bewerkstelligen sucht.

Der Deutsche lernt, wenn er über das Alter der Jugend hinaus ist, nur sehr schwer englisch; allein da er, einmal auf amerikanischem Boden angekommen, um keinen Preis als ein „Greenhorn", d. h. als ein unerfahrener mit Landesart und Landessitte nicht vertrauter Junge erscheinen will, so nimmt er so schnell als möglich verschiedene amerikanische Brocken in den Mund und wirft nun mit diesen um sich, gerade wie wenn er den deutschen Ausdruck dafür nicht mehr fände. Er sagt also z. B. „Store" statt „Laden", „Butcher" statt „Metzger", „Spring" statt „Quelle" und was dergleichen mehr ist. Auch geht er nie in den „Hof", sondern immer in die „Yard", und „läutet" an keiner „Glocke", sondern er „ringt" die „Bell" (ring the bell). Noch weniger weiß er, wie er „Fancy work", oder „Fancy-Artikel" auf deutsch ausdrücken soll, und wenn er Einem sagen will: „Du kannst mich zu beliebiger Stunde besuchen", so sagt er nie anders als: „Du magst in einiger Zeit (any time) kommen". Ja sogar Liebeserklärungen macht er auf halb-englisch und sagt zu seiner Angebeteten sicherlich nie: „ich liebe Dich", sondern: „ich gleiche Dich", weil das englische Wort „like" ebensowohl „Liebhaber" als „sich gleichen" bedeutet. Kurz der deutsche Frischling bestrebt sich, so schnell als möglich „halb-englisch radzubrechen" und meint nationalisirter Amerikaner zu sein, wenn er mit einem solchen Gallimathias um sich werfe.

Damit hat er aber noch nicht einmal genug, sondern er amerikanisirt nicht selten sogar „seinen Namen". Dieß mag zum Theil darin seinen Grund haben, daß der Ame-

rikaner, wenn er den Namen eines Deutſchen geſchrieben vor ſich hat, dieſen immer auf engliſche Manier ausſpricht und z. B. Einen, welcher „Binder“ heißt, immer ſo anredet, als ob derſelbe „Beinder“ hieße, während er einem Andern, der „Lauber“ heißt, „Lober“ ruft, weil im Engliſchen das „au“ wie „oh“ ausgeſprochen wird. Was iſt alſo natürlicher, als daß ſich der Herr Lauber, damit man ſeinem Namen den richtigen Klang gebe, von Stund an „Lowber“ (was auf engliſch wie „Lauber“ klingt) ſchreibt u. ſ. w. u. ſ. w. Ebendaher mag es rühren, daß ſich Einer, der „Gräter“ heißt, in einen „Grater“ und ein „Leipoldt“ in einen „Liepolt“, ein „Jäger“ in einen „Yaguer“ und was dergleichen mehr iſt, umtauft. Allein woher kommt es denn, daß Einer mit dem Familiennamen „Zimmermann“ oder „König“ oder „Weber“ ſich nunmehr „Carpenter“, „King“ oder „Weaver“ unterſchreibt? Woher kommt es, daß ein „Löwenſtein“ ſich in einen „Livingstom“ und ein „Kober“ in einen „Cooper“ umwandelt? Geſchieht es nicht deßwegen, weil dieſe Namen altengliſchen Urſprungs ſind und weil alſo der Deutſche, der ſich dieſelben anmaßt, dem Amerikaner gegenüber „als ein Eingeborener“ erſcheinen will? Aehnliche Beiſpiele könnten wir noch zu vielen Hunderten anführen, allein zur Ehre unſerer Landsleute müſſen wir doch conſtatiren, daß nur der geringere Theil derſelben ſeine Devotion gegen das Yankeethum bis zur Amerikaniſirung des angeborenen Familiennamens ſteigert. Im Gegentheil iſt es Thatſache, daß nicht ſowohl die eigentlichen „Deutſchen“ als vielmehr die „Juden“ unter denſelben, die ja ohnehin mit dem Yankee am meiſten Aehnlichkeit haben, ſolcher Schamloſigkeit obliegen.

So sehr sich nun aber auch viele Deutsche anstrengen, sich auf diese oder jene Weise zu amerikanisiren, so gelingt es ihnen doch nur selten, und der großen Mehrzahl nach merkt man ihnen ihre deutsche Geburt hinten und vornen an. Ja nicht einmal das erreichen sie, daß sie sich hiedurch bei dem Amerikaner beliebt machen, sondern sie geben vielmehr der Verachtung, welche fast jeder Yankee dem deutschen Elemente gegenüber fühlt, nur neue Nahrung. Wenn man nemlich von der Stellung der Deutschen zu den eingeborenen Amerikanern sprechen will, so darf man ohne weiteres den Satz aufstellen, daß unter ihnen keine gegenseitige Liebe und Hochachtung besteht, sondern, daß vielmehr von allen Eingewanderten der Deutsche am wenigsten die Sympathie des Eingebornen für sich hat. *) Ausnahmen kommen allerdings vor und vielleicht sogar recht viele Ausnahmen, sowie sich überhaupt der Amerikaner den Anschein gibt, als ob er die deutsche Nation, die einem Humbold und Göthe, sowie einem Luther und Melanchthon das Leben gab, überaus hoch stelle. Allein er macht einen himmelweiten Unterschied zwischen dem „europäischen Deutschland" und zwischen dem „Deutschthum, welches nach Amerika herüberkommt", und ist in seinem Innern vollständig überzeugt, daß dieses letztere zum bei weitem größten Theil aus einer „Art von Abschaum" bestehe, welchen man nur deßwegen über's Wasser befördere, um ihn zu Hause los zu werden. Wie könnte er nun aber diesen „Abschaum" mit einem andern Auge betrachten, als dem des Hasses

*) Warum im „Allgemeinen" die Amerikaner den Eingewanderten, sie mögen nun einer Nation angehören, welcher sie wollen, nicht hold sind, haben wir schon in dem kurzen Aufsatze: „Verbrechen, Einwanderung und Nativismus" gesehen.

und der Verachtung? Man darf übrigens ja nicht glauben, daß dieſe Geſinnungsweiſe erſt etwa in neuerer Zeit in Amerika Platz gegriffen habe, ſondern dieſelbe war vielmehr ſchon lange vorher, ehe die Yankees ſich von England losſchälten, dort zu Hauſe, und wir erlauben uns zum Beweiſe dieſer Thatſache ſtatt aller weitläufigen Auseinanderſetzungen nur allein auf ein bekanntes Reſcript hinzudeuten, welches ſeiner Zeit die Colonialregierung von Maſſachuſſetts dem engliſchen Parlamente zu London vorlegte. Etwa zwanzig Jahre vor der amerikaniſchen Revolution nemlich wollte die engliſche Regierung in den ſogenannten Neuengland-Staaten ein Regiment Soldaten aus proteſtantiſchen Deutſchen (lauter friſch Eingewanderten oder Söhnen von ſolchen) errichten; allein die Colonien wehrten ſich mit Händen und Füßen dagegen und zwar aus folgenden Gründen. „Erſtens weil es Grundſatz ſei, daß ein Fremder kein Amt erhalten könne. Zweitens weil die Deutſchen die engliſche Sprache nicht verſtänden und in Sitten wie Gewohnheiten von den Neuengländern abwiechen. Drittens weil ſie unmöglich von derſelben Vaterlandsliebe beſeelt ſein könnten, wie die Eingeborenen. Viertens endlich, weil ſie allgemein in den Colonien nicht als Gleichberechtigte, ſondern nur als Diener und Gehülfen betrachtet würden.“ So ſprach man damals und ganz dieſelben Gründe des Haſſes und der Verachtung walten auch jetzt noch vor, obwohl nunmehr hundert oder hundert und zehn Jahre dazwiſchen liegen. Der Deutſche iſt dem Amerikaner möglicher Weiſe willkommen, *ſo lange er nichts ſein will als ein Diener und Gehülfe*, dagegen betrachtet er ihn immer „als einen Fremden“, der nie ſo denken und handeln könne wie ein Eingeborener. Die Schuld

hievon liegt vor Allem „in der deutschen Sprache“, sowie „in der deutschen Lebensweise“, welche unsre Landsleute, trotz aller Manie sich zu amerikanisiren, nie ablegen, und darum ist sogar der Irländer, obwohl derselbe in Beziehung auf Brauchbarkeit, Geschicklichkeit und Sittlichkeit tief unter dem Deutschen steht, dem Yankee (in mancher Beziehung wenigstens) lieber, einfach weil derselbe „englisch spricht“. Ueberhaupt hält das gemeine Volk unter den Yankees jeden, der sich nicht „amerikanisch“ auszudrücken versteht, für ebenso „dumm“ als „roh“, und überdieß will es ihm nie in den Sinn, daß man, wie der Deutsche thut, an der Natur, an geselliger Fröhlichkeit, an Musik und Gesang, und was dergleichen mehr ist, eine Freude haben kann. Noch mehr stößt es sich an dem vielen „Lagerbiertrinken“ der Deutschen, da es ja beinahe durchaus der Temperenz-Heuchelei huldigt, und am allerwiderwärtigsten ist es ihm, daß unsre Landsleute Sonntags die Kirche so wenig frequentiren, dagegen um so mehr die Wirthshäuser, aus denen — oh des Greuels — sogar am Tage des Herrn lustige Walzer heraustönen! Uebrigens nicht blos die Ungebildeten unter den Yankees verfolgen den Deutschen mit ihrem Hasse und Vorurtheile, sondern auch die Gebildeten, indem sie den Satz aufstellen, daß Leute, aus deren Mitte sie alle ihre Dienstmädchen nähmen, unmöglich andere Seelen, als Bedienten-Seelen haben könnten und demnach nicht würdig seien, dieselben politischen Rechte auszuüben, wie sie, ihre Herren. Ja manchem Amerikaner ist der Nigger lieber, als der Deutsche, weil er jenen seiner Hautfarbe wegen ungenirt mit Geringschätzung behandeln darf, während er gegen diesen wenigstens noch „einige“ Rücksicht zu nehmen hat! Zugegeben übrigens, daß dergleichen

Amerikaner jedenfalls als bornirte Nativisten anzusehen sind, so werden aber umgekehrt selbst diejenigen Eingeborenen, welche zu den Aufgeklärten zählen und die Einwanderung mit günstigem Auge betrachten, nie zu dem Geständniß zu bringen sein, daß die Deutsch-Amerikaner auf den Bildungsgrad und die geistige Entwicklung der eingebornen Amerikaner je irgend einmal einen thatsächlichen Einfluß ausgeübt hätten. Kurz es ist nicht wegzudisputiren, daß der größte Theil der Amerikaner den eingewanderten Deutschen mit Haß und Verachtung betrachtet, und zwar mit einem Hasse und einer Verachtung, die sich bei jeder Gelegenheit auch äußerlich geltend machen. Nicht daß etwa ein neuenglischer Farmer, der einen Knecht braucht, oder ein Yankee-Fabrikherr, welcher Arbeiter nöthig hat, das deutsche Element nicht benützte! Im Gegentheil, er thut dieß regelmäßig, einfach weil er seinen Vortheil dabei findet; aber er wird, wenn er „unter Seinesgleichen" von einem dieser seiner geschickten und fleißigen Arbeiter spricht, doch nie unterlassen, denselben „einen Dutchman" oder gar „einen Regular-Dutch-Blockhead", d. h. einen eingefleischten deutschen Querkopf zu nennen. Noch weit häufiger bedient sich, wie man sich wohl denken kann, die große Masse des ungebildeten Amerikanerthums solcher Schimpfausdrücke und dieselbe läßt den Deutschen bei jeder Gelegenheit fühlen, daß derselbe „einer untergeordneten Race" angehört. Man besteige z. B. in der guten Stadt Newyork oder Boston oder selbst Philadelphia einen der vielen Eisenbahnzüge, welche auf Pferdebahnen die Straßen durchkreuzen, so wird man finden, daß jeder einsteigenden Dame von den im Wagen sitzenden Stock-Amerikanern aus Höflichkeit im Augenblicke Platz gemacht wird. Sieht man dagegen die-

ſer Dame, trotz ihrer eleganten Kleidung, an, daß ſie eine Deutſche iſt — und notabene ein Yankee hat in dieſer Beziehung ein ungemein ſcharfes Auge —, ſo wird es Niemanden einfallen, ſich zu erheben, um der Lady einen Sitz anzubieten. Liegt nun hierin nicht ein klarer Beweis, wie die Neu-Engländer unſern Landsleuten gegenüber denken? Noch klarer aber wird dem Leſer vielleicht die Sache, wenn wir ihm erzählen, wie es vor einigen Jahren bei dem Untergang des großen Dampfſchiffes „Central-Amerika" zuging. Damals kam dem untergehenden Schiffe, gerade im entſcheidenden Momente, die von Kapitain Hernton befehligte Barke Marion zu Hülfe und es wurden ſofort alle Anſtalten getroffen, um die Paſſagiere und Mannſchaft der Central-Amerika zu retten. Zu allererſt kamen die Damen an die Reihe, wohl verſtanden aber die deutſchen Ladies nicht zugleich mit den amerikaniſchen, ſondern erſt nachdem die Letzteren bereits in Sicherheit gebracht waren. Kaum hatte man übrigens die Frauenwelt durch die hochgehende See, in welcher die Rettungsnachen ſich oft faſt gänzlich mit Waſſer füllten, glücklich auf die Marion hinüber gebracht, ſo verſah man die amerikaniſchen Damen auf's Zuvorkommendſte mit Mänteln und andern Kleidungsſtücken, wie ſie ſich eben vorfanden, und wies ihnen zugleich die beſten Kajüten an, damit ſie ſich daſelbſt von dem kalten Bade erholen könnten. Dagegen aber, wie benahm ſich Kapitain Hernton gegen die deutſchen Ladies? Er ließ ſie, ohne ſich irgend Gewiſſensbiſſe darüber zu machen, drei Tage und drei Nächte lang in ihren naſſen Kleidern auf dem Verdecke kampiren, unter dem Vorwande, daß in den Kajüten alles überfüllt ſei! Ja noch mehr: die ſämmtlichen deutſchen Paſſagiere, Herren wie Frauen-

zimmer, mußten für ihre Ueberfahrt in den nächsten Seehafen je fünfundzwanzig Dollars als Passagegeld bezahlen, während die sämmtlichen Amerikaner vollkommen gratis befördert und noch überdieß mit einer Rücksicht behandelt wurden, von welcher die Deutschen nichts erfuhren! So ging es damals auf der Barke Marion zu. Nun wird uns aber vielleicht der geneigte Leser den Einwand machen, daß solches ein Ausnahmsfall gewesen sei, und daß man von dem Benehmen des Kapitain Hernton noch nicht auf das Betragen der übrigen Amerikaner schließen dürfe, allein die Zweifelnden mögen sich nur in eigener Person nach der neuen Welt begeben, so werden sie sich schon nach sehr kurzem Aufenthalte überzeugen, daß die Herrn „Herntons" daselbst nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel bilden. Man besuche einmal eine der vielen öffentlichen Gerichtssitzungen, welche alltäglich in den größeren und kleineren Städten stattfinden, und sehe da zu, wie die verschiedenen Partien behandelt werden. Wird man da nicht alsbald die Gewißheit erlangen, daß, wenn Deutsche gegen Amerikaner prozessiren, die letzteren immer besser wegkommen? Wir wollen damit nicht sagen, daß die „sämmtlichen" Richter Nordamerika's „wissentlich und absichtlich" ungerecht urtheilen, aber wir behaupten ungescheut, daß sie beinahe immer, vielleicht ohne daß sie sich dessen bewußt sind, innerlich Partei nehmen und geneigt sind, den Deutschen eher für den Schuldigen zu halten, als ihren Sprachgenossen und Landsmann. Ja schon aus den bloßen Zeugenverhören ist dieß ersichtlich, denn man beobachte nur die Rücksicht und Artigkeit, mit welcher ein Amerikaner, wenn er als Zeuge auftritt, behandelt wird, während der Deutsche in diesem Falle nicht selten eine kalte, abstoßende,

an ſeiner Ausſage zweifelnde Anrede hören muß! Ueberdieß iſt es nicht eine durch langjährige Erfahrung bewieſene Thatſache, daß man die Deutſchen, wo nur immer möglich, bei allen Anſtellungen und Aemterverleihungen übergeht? Fünf Millionen Deutſche könnten doch gegenüber von zwanzig Millionen Neuengländern, Südländern, Irländern u. ſ. w. verlangen, daß der fünfte Theil der Beamtungen Leuten aus ihrer Mitte überwieſen werde, allein weder der fünfte, noch der zehnte, noch der zwanzigſte Theil kommt ihnen zu, ſondern kaum der hundertſte oder gar nur der zweihundertſte. Als Vorwand ſolcher Nicht-Anſtellung wird ſtets angeführt, die Deutſchen hätten nicht die nöthige Sprachkenntniß und verſtänden überdieß als Eingewanderte die Verhältniſſe zu wenig, als daß man ſie mit Aemtern betrauen könnte; der eigentliche Grund aber liegt darin, daß man das deutſche Element um jeden Preis nicht aufkommen laſſen will, denn ſelbſt in den Fällen, in welchen Deutſche bei weitem beſſer paſſen würden, als ihre amerikaniſchen Concurrenten, zieht man die letzteren vor und wirft die erſteren kurzweg bei Seite. Man leſe nur einmal eine unparteiiſch geſchriebene Geſchichte des Unabhängigkeitskrieges, d. h. des Krieges, in welchem ſich Nordamerika von England losmachte, wer zeigte ſich da am tapferſten und wem war der ſchließliche Sieg hauptſächlich zu verdanken? Sicherlich Niemanden anders, als den tapfern Regimentern, welche die Deutſchen Pennſylvaniens, Virginiens und Neuyorks ſtellten. Dieß iſt eine „bewieſene" Thatſache, und der berühmte Obergeneral Waſhington erkannte die Tapferkeit unſrer Landsleute auch dadurch an, daß er, wo etwas Kühnes auszuführen war, immer oder wenigſtens haupt-

ſächlich die deutſchen Regimenter dazu verwandte. Wer nahm aber den Lohn und den Ruhm in Anſpruch? Nun natürlich nur allein die Neuengländer oder Eingeborenen, und ſobald der Krieg zu Ende war, ſchüttelte man die „Germanfriends“ mit einem Topf voll Undank von ſich ab. Dieß erfuhren außer den Generalen Kalb und Steuben, außer den Obriſten Mühlenberg, Helfenſtein, Müller, Bonner, Schmeißer, Hieſter, Ludwig, Ferſen, Ziegler, Glaßbeck u. ſ. w. u. ſ. w. noch eine große Menge von andern Deutſchen, und wenn man jetzt eine „im amerikaniſchen Sinne“ verfaßte Geſchichte jenes Krieges zur Hand nimmt, ſo ſollte man geradezu meinen, die Neuengländer hätten alles „ganz alleinig“ zu Wege gebracht. Gerade ebenſo verfuhren die Amerikaner auch im letzten mexikaniſchen Kriege, in welchem die nordamerikaniſche Armee zu vollen zwei Fünftheilen aus deutſchen Freiwilligen beſtand. Der Krieg dauerte bekanntlich vom Jahre 1846 bis zum Jahre 1848 und endigte nur allein durch die deutſche Tapferkeit (ohne welche General Taylor zugeſtandenermaßen gar kein Reſultat hätte erlangen können) mit dem vollſtändigen Siege der vereinigten Staatentruppen. Allein wer erntete den Ruhm und wer den Vortheil? Nun natürlich die amerikaniſchen „Helden“ und keine andern! Den Deutſchen ließ man die Mühe ſowie das Bewußtſein, die meiſten Todten auf dem Platze gelaſſen zu haben, weil „ſie“ kämpften, während „die Yankees“ flohen, und — damit mußten ſie ſich begnügen! *)

*) Der Curioſität halber wollen wir folgendes Stücklein erzählen. Ein deutſcher Trompeter, mit Namen Wenzel, nahm in

So ſteht es mit den Deutſchen in Nordamerika, aber dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß unſer landsmänniſches Element trotz allem dem mit der Zeit ſich Bahn brechen werde. Damit wollen wir allerdings nicht ſagen, daß in dieſem oder jenem Theile der Union deutſche Staaten mit deutſcher Geſetzgebung, mit deutſcher Sprache und mit deutſchen Einrichtungen in Ausſicht ſtehen (obwohl z. B. die Schweiz den Beweis liefert, daß zweierlei oder gar dreierlei Nationalitäten ganz gut in einer und derſelben Republik vereinigt ſein können); aber wir wollen die Erwartung ausſprechen, daß nach und nach deutſche Sitte und Geſelligkeit, deutſche Bildung und Wiſſenſchaft, ſowie endlich deutſche Ehrlichkeit und Charakterfeſtigkeit auch unter den Amerikanern Platz greife und allgemach das Yankeethum, wenn nicht „verdränge", ſo doch „veredle". Es ſind dieß allerdings nur ſchwache Hoffnungen und es gibt Leute, die auch jetzt noch ſteif und feſt behaupten, in Amerika müſſe alles Deutſchthum, ſobald es vom Yankeewurme benagt ſei, mit Nothwendigkeit vermodern, damit auf ſeinem Grabhügel das Amerikanerthum aufblühe; aber iſt nicht umgekehrt anzuführen, daß nunmehr nicht blos in jedem „Staate" der Union, ſondern ſogar in jeder nur halbwegs

einem Scharmützel den mexikaniſchen General Vega gefangen und führte denſelben, nachdem er ihm den Degen abgenommen hatte, zu dem Rittmeiſter ſeiner Schwadron, einem Yankee mit Namen May. Was geſchah nun? May wurde zum Oberſten befördert, da er die Gefangennahme des Generals für ſeine eigene Heldenthat ausgab, und galt überdieß von nun an als der Tapferſte der Tapfern im ganzen amerikaniſchen Heer. An den deutſchen Trompeter aber dachte kein Menſch und obwohl der wahre Sachverhalt ſpäter durch Zeugen vollſtändig bewieſen wurde, ſo blieb derſelbe doch ganz und gar unberückſichtigt. Was will man mehr?

bedeutenden „Stadt" deutſche, und zwar recht weit verbreitete deutſche Zeitungen exiſtiren, welche das Deutſchthum vertreten? *) Iſt nicht weiter anzuführen, daß ſogar die deutſche Literatur aufzublühen beginnt, und daß in Neuyork, Cincinnati, Philadelphia, St. Louis u. ſ. w. deutſche Buchhandlungen erſtanden, welche unſere Landsleute über'm Waſſer drüben mit allen neueren beſſeren Erſcheinungen Europa's bekannt machen? Iſt nicht endlich anzuführen, daß ſeit dem letzten Jahrzehnt eine Menge von deutſchen Schulen und darunter ſogar nicht wenige beſſere Unterrichtsanſtalten gegründet worden ſind, in welchen deutſche Söhne und Töchter eine ebenſo gründliche Ausbildung erhalten, als im alten Vaterlande? Solche Zeichen können doch nicht trügen, ſondern es liegt in ihnen der Beweis, daß das Deutſchthum in der Union im faktiſchen Aufblühen begriffen iſt und am Ende doch noch den ihm längſt gebührenden Einfluß auf Nordamerika gewinnt!

*) Die erſte deutſche Zeitung wurde im Jahre 1729 in der deutſch-pennſylvaniſchen Niederlaſſung German-Town unter dem Titel „der pennſylvaniſch-deutſche Berichter" von einem Württemberger, Namens Chriſtoph Sauer, gegründet. Etwas ſpäter, anno 1743, kam das hochdeutſche „Pennſylvania-Journal" heraus, und noch ſpäter, anno 1771, „der pennſylvaniſche Staatsbote". Der „Readinger Adler" erſchien anno 1797 in Reading, alſo ebenfalls im Pennſylvaniſchen, und beſteht jetzt noch; die meiſten der jetzigen deutſchen Zeitungen aber verdanken ihren Urſprung nur erſt der Einwanderung von 1830 bis 1860.

9.

Wie ſpeist man im Lande der Yankees.

Die Franzoſen behaupten, ihre Küche habe die Runde durch die ganze Welt gemacht, und ſie vermeinen hierin, wie in der Kleidung, vollkommen den Ton angeben zu können. Allein ſie täuſchen ſich, denn im Eſſen und Trinken gehören jeder Nation ihre Eigenthümlichkeiten, welche ſie nicht ſo leicht fallen läßt, und Klima, Naturerzeugniſſe und was dergleichen mehr iſt, richten ſich nicht nach dem Pariſer Tone.

Dem Deutſchen, welcher Nordamerika beſucht, fällt es beſonders auf, daß er faſt nirgends eine „Suppe" findet. In ſeinem Heimathland iſt es Styl, den Freund „auf einen Teller Suppe" einzuladen und dieſe paar Worte bedeuten nicht mehr und nicht weniger als die Mittagsmahlzeit; in den Vereinigten Staaten dagegen iſt dieſes Sprüchwort vollſtändig unbekannt und wenn man es brauchte, ſo verſtände man es nicht, einfach deßwegen, weil man von einer Suppe nichts weiß. Eine gewöhnliche Hausfrau nemlich kann es ſich gar nicht denken, wie man eine ſolche nur überhaupt bereitet, und ſelbſt in den reicheren Privathäuſern, die Gaſthöfe ebenfalls nicht ausgenommen, war bis vor Kurzem jenes Wort eine ganz unbekannte Größe. In neueſter Zeit jedoch haben einzelne

größere Hotels angefangen, auch Suppe auf den Speisezettel zu setzen, allein es geschieht dieß nur der Fremden wegen und außer ihnen macht fast Niemand von der neumodischen Speise Gebrauch. Ein Wunder ist dieß aber nicht, denn „diese" Art von Suppe hat keineswegs besonders viel Einladendes, schon deßwegen nicht, weil man keine Abwechslung in sie zu bringen versteht. Man kauft nemlich, um sie zu bereiten, das allerwohlfeilste und allerschlechteste Stück vom Ochsen, das Halsstück oder den untersten Theil des Fußes, siedet dasselbe aus, um es nachher als unbrauchbar zum Essen wegzuwerfen, bringt sofort verschiedene Pflanzen, als da sind Thymian, Pfefferkraut, Zwiebeln und Kartoffeln in die Brühe, fügt dann noch einiges Gewürz, wie z. B. Nelken und Muskatnüsse hinzu, mischt zuletzt noch etwas gehackten Fisch nebst einem Becher voll Rothwein hinein und — die Suppe ist fertig. Man gibt einer solchen Brühe den großartigen Namen „Chowder," allein deßwegen bleibt dieselbe doch ein so unschmackhaftes Gemengsel, daß ein Deutscher oder Franzose sie kaum hinunterzubringen vermag. Welch' ganz anderes Labsal gewähren da die dutzenderlei von Suppenarten, welche unsere europäischen Hausfrauen zu bereiten verstehen! Doch daß wir es nicht vergessen, im Yankeelande wird nunmehr auch die Schildkrötsuppe nachgemacht, jene berühmte Suppe, welche bei dem großen Festessen des Lordmajors von London eine so hervorragende Rolle spielt, und sie ist wirklich gut, diese Suppe! Allein in den Privathäusern, die allerreichsten ausgenommen, weiß man nichts von ihr, und in den Gasthöfen oder Restaurationen wird sie mit einem Preise bezahlt, daß nur der Feinschmecker, welcher das Geld nicht anschlägt, nach ihr

greift. Ueberdieß ſind nicht die Präliminarien, welche einem Schildkrötſuppeneſſen in den großen Städten Amerika's voranzugehen pflegen, in der That eckel- wenn nicht gar ſchaudererregend? Sobald nemlich der Inhaber eines Lokals, der eine ſolche Suppe ſeinen Gäſten vorſetzen will, die Schildkröte um ſein gutes Geld gekauft hat, legt er ſie ſchon Morgens früh auf den Rücken vor dem Straßeneingang ſeines Speiſeſalons, und läßt das große mächtige Thier den ganzen Tag lang in der Sonne zappeln, ohne ihm auch nur einen Trunk zu reichen. Die Vorübergehenden ſollen ſich durch den Augenſchein überzeugen, daß er wirklich eine „lebende" Schildkröte zu der Suppe verwendet, und neben dem erſpart ihm ja eine ſolche Ausſtellung jede gedruckte Einladung vermittelſt der Zeitungen! Was kümmern ihn alſo die zwölfſtündigen Qualen des armen Thieres?

Eben ſo ſchlecht wie mit der Suppe iſt es in Nordamerika mit den Gemüſen beſtellt. Spinat, Gelberüben, Schwarzwurzeln, Spargeln, Kohl, Carviol, Mangold, ſüße Rüben, Bohnen, Linſen, Erbſen, ſogar Sauerkraut — was weiß der Nordamerikaner von all' dieſen Delikateſſen? Ja, wenn er derlei Gartenerzeugniſſe auch „ſieht", oder wenn er ſie ſogar „kauft", ſo verſteht er es doch nicht, ſie zu bereiten! Höchſtens nimmt er einen ganzen Kohlkopf, reinigt ihn, brüht ihn im Salzwaſſer ab und bringt ihn in dieſer Form auf den Tiſch, jedem Gaſte Gelegenheit gebend, ſich ſeine Portion, nach Belieben, groß oder klein, vom ganzen Haupte abzuſchneiden. Ganz auf dieſelbe Art zubereitet werden auch Kartoffeln als Gemüſe aufgetragen. Ebenſo grüne noch im Saft ſtehende Welſchkornkolben, ſowie auch Bohnen, Spargeln, Blumenkohl u. ſ. w.;

allein der Deutsche findet natürlich derlei Speisen vollkommen geschmacklos. Auch der Amerikaner liebt sie nicht, sondern läßt sie meist verächtlich stehen; dagegen aber fängt er an in den Gegenden, wo viele Deutsche wohnen, ein starker Sauerkrauteſſer zu werden und wenigstens insgeheim die Restaurationen zu besuchen, in welchen dieses Labsal zu haben ist. Es schmeckt ihm gar wohl, das Sauerkraut, und ich habe viele der eingefleischtesten Yankees bemerkt, die davon zwei und drei Portionen, was man sagt, auf einen Sitz verzehrten. Davon jedoch kann nicht die Rede sein, daß Einer diese seine Verirrung öffentlich bekennen oder gar seine Frau auffordern würde, für die Zukunft die Tiefen des Sauerkrautbereitungssystems zu ergründen! Eben deßwegen hat auch jede Amerikanerin einen wahren Horror vor der besagten Speise und sogar in einem Gasthofe würde ein amerikanischer Koch seine Ehre für verletzt halten, wenn man ihm zumuthete, das Lieblingsessen der Deutschen auf den Tisch zu bringen. Kurz, der Yankee muß sich damit begnügen, alle seine Gemüse „in Salz abgesotten" zu genießen, und wer sie so nicht essen will, der mag sie stehen lassen. Eine Amerikanerin hat keine Zeit, einen halben Tag mit Kochen zuzubringen, und wenn sie auch Zeit dazu hätte, so würde sie sich doch keinesfalls einem solch langweiligen Geschäfte unterziehen. Ueberdieß ist wohl zu bemerken, daß die meisten der oben genannten Gemüse von amerikanischen Gärtnern gar nicht gepflanzt werden, sondern nur allein von eingewanderten Deutschen, und man kann sie also an vielen Orten, selbst wenn man wollte, nicht bekommen. Ja einzelne derselben, wie z. B. Linsen, sind überhaupt nur importirt zu haben, weil sie,

bis jetzt wenigſtens, noch gar nicht unter die amerikaniſchen Cerealien gehören.

So bleibt alſo, da Suppe und Gemüſe fehlen, in Nordamerika als Hauptſpeiſe nichts übrig, denn Fleiſch, allein auch dieſes wird auf eine ganz andere Art zubereitet, als bei uns. Hiegegen ſpricht allerdings die Wortbenennung der verſchiedenen Fleiſchſorten, denn es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß dieſelben ſämmtlich „franzöſiſch" klingen, ſo daß man verſucht wäre, zu glauben, die amerikaniſche Küche könne nur eine franzöſiſche ſein. So heißt z. B. das Ochſenfleiſch: »Beef« (Boeuf), während der Ochſe ſelbſt auf amerikaniſch oder engliſch »Ox« benannt wird. So heißt das Schaffleiſch »Mutton« (Mouton), das Schaf aber »Sheep«; ſo das Schweinefleiſch »Pork« (Porc) und das Schwein »Swine«; ſo das Kalbfleiſch »Veal« (Veau) und das Kalb »Calf«. Ohne Zweifel kommt dieß daher, daß die Normannen, als ſie England eroberten, dort die vorgefundenen Ochſen, Schafe, Schweine und Kälber unter der Benennung nehmen mußten, wie ſie ihnen von den unterjochten Angelſachſen geliefert wurden, daß ſie dagegen das Fleiſch der geſchlachteten Thiere auf ihre Art zubereiteten und demſelben daher auch den gewohnten vaterländiſchen, d. h. franzöſiſchen Namen gaben. Allein wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die jetzige amerikaniſche Küche auch noch im franzöſiſchen Style geführt werde, ſo würde man ſich vollkommen täuſchen, denn nie gab es einen größern Gegenſatz. Nehmen wir nur z. B. das franzöſiſche „Boeuf", — iſt dieſes etwa in dem amerikaniſchen „Beef" wieder zu erkennen? Wahrhaftig wo denkt denn ein Yankeekoch daran, je einmal Ochſenfleiſch zu „ſieden" und wo wäre vollends

ein eingeborener Amerikaner dahin zu bringen, ein ſolches Zeug zu verſpeiſen? Beef in allen Formen, nur um Gotteswillen nicht geſotten! Da wird ja alle Kraft ausgeſogen und es bleiben nur die zähen Faſern übrig! Die beſte Bereitungsart des Ochſenfleiſches nach amerikaniſchen Begriffen iſt alſo, wenn man daſſelbe in Beefſteak, Cornbeef oder Roaſtbeef, verwandelt, und wer es in anderer Form genießt, der muß ſchon dem Hungertode nahe ſein. „Ein Beefſteak?“ fragt nun der Deutſche, und meint, ein ſolches könne er ſich auch wohl gefallen laſſen; allein er denkt nicht daran, daß ein amerikaniſches Beefſteak in zwei Minuten fertig iſt, weil man es noch blutig in halbrohem Zuſtande verzehrt. Ein wirklich durchgebratenes hätte für einen Yankee allen Wohlgeſchmack verloren und er würde es als kraft- und ſaftloſes Zeug ausſpucken! Das „Cornbeef“ beſteht aus großen ausgebeinten Stücken Rindfleiſch, welche man einige Wochen lang in Salz oder Salpeter legt, damit ſie recht haltbar werden, und die Bereitung iſt äußerſt einfach. Man bringt nemlich das beſagte Fleiſch, ſobald man es genießen will, mit etwas Schmalz über ein gelindes Feuer und läßt es da ſo lange dampfen, bis es weich genug iſt, um geſchnitten werden zu können. Nun ſtellt man es an die Luft und verzehrt es kalt zu jeder Mahlzeit, beſonders zum Frühſtück und zum Abendeſſen. Auch ſchmeckt es in der That, wenn von einem kräftigen Ochſen genommen und nicht zu arg geſalzen, gar nicht ſchlecht, und der Amerikaner zieht es daher jeder andern kalten Speiſe vor; wenn es dagegen, was gewöhnlich der Fall iſt, lange Zeit in einer Salpeterlauge lag, ſo iſt es für einen andern Menſchen, als einen Yankee kaum zu genießen. Am wohlſchmeckendſten

dürfte noch das „Roastbeef" genannt werden. Es ist dieß eine Art Lendenbraten, der vom saftigsten Theile des Ochsen genommen und entweder kalt oder warm verspeist wird, nachdem man denselben auf dem Roste über Kohlen langsam gahr gemacht hat. Allein so mürbe und kräftig auch ein solcher Braten schmeckt, so kommt er doch, weil seine Preise sich ziemlich hoch stellen, fast nur dem Reichen zu gut. Man kann nemlich nur die allerbesten Stücke des Ochsen dazu verwenden, d. h. entweder das „Tenderloin", zu deutsch „das zarte Lendenstück", oder das „Sirloin", zu deutsch dasjenige Lendenstück, welches nur auf den Tisch eines „Sire" oder Reichsbaronen paßt. Kein Wunder also, wenn das Sirloin am ganzen Ochsen bei weitem am theuersten bezahlt wird! Ueberhaupt dürfte hier die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß die Preise des Ochsenfleisches sich in Amerika stets nach der Qualität der Theile richten, die man zu haben wünscht, und daß also die besseren Stücke nur allein auf die Tafel des Reichen kommen. Deßwegen ist auch weder ein Beefsteak, noch ein Cornbeef, noch ein Roastbeef zu verachten, wenn man zu dem ersten den Hinterschenkel, zu dem zweiten den Brustkern, und zu dem dritten das Nierenstück verwendet; allein für die große Masse des Volkes sind die übrigen Theile des Schlachtviehs gut genug und der gewöhnliche Yankee muß sich daher mit dem sogenannten „Saltbeef", d. h. mit den geringsten Sorten des Ochsen, welche von den Mezgern dick mit Salpeter getränkt fässervollweise eingemacht werden, begnügen. Besser aber Hunger leiden, denn Saltbeef essen!

Nach dem Ochsen kommt in Nordamerika sogleich das „Schwein" und man darf mit Recht sagen, daß „wenn in den größern Städten das Ochsenfleisch die Hauptnahrung

der Menſchen bildet, auf dem Lande alle Welt nur von Schweinefleiſch lebt. Beſonders in den weſtlichen Staaten herrſcht dieſer Nahrungszweig vor und man wüßte dort gar nicht, mit was man ſeinen Hunger ſtillen ſollte, wenn es kein Schweinefleiſch gäbe. Selbſt die Juden machen von dieſer Regel in den weiten Revieren des Weſtens keine Ausnahme und jener alte Hebräer hatte ganz Recht, als er einem Spötter die Antwort gab: „Na ſchneiden Sie mich auf, und Sie werden finden, daß ich ſchon bin halb Schweinefleiſch.“ Daran iſt jedoch nicht zu denken, daß man es die ganze Zeit über „friſch“ oder „ſüß“ bekäme, ſondern es wird im Gegentheil faſt durchaus in eingepöckeltem Zuſtande, als „Saltpork“ genoſſen. In den Städten allerdings wird jeden Tag gemezget, aber wie wäre dieß auf dem Lande möglich? Dort leben ja die Farmer oder Bauern in einzelnen Höfen zerſtreut und müſſen ſich, weil ſie viel zu weit in die Stadt haben, ihr Fleiſch ſelbſt ſchaffen. Es bleibt ihnen alſo nichts Anderes übrig, als alle ſechs oder acht Wochen ein Schwein zu ſchlachten, daſſelbe einzuſalzen, und ſo nach und nach zu verzehren. Daher kommt es denn auch, daß nicht ſowohl Schweinefleiſch, als vielmehr „ſchweinenes Pöckelfleiſch“ die einzige Nahrung des amerikaniſchen Bauern bildet, und daß oft Monate lang nichts Anderes auf ſeinen Tiſch kommt. Er genießt es zum Frühſtück wie zum Mittageſſen, zum Mittageſſen wie zum Abendbrode, und die einzige Abwechslung beſteht darin, daß es wenigſtens einmal des Tages warm aufgetragen wird. Gut geſchmort ſchmeckt es nun allerdings nicht ſo gar übel und beſonders die deutſchen Einwanderer machen ſich im Anfang mit einem ungeheuern Appetite darüber her; allein wenn man

sich gezwungen sieht, es Monate lang dreimal des Tages fort und fort zu genießen, so erzeugt es am Ende einen förmlichen Eckel und mancher sehnt sich dann nach seiner abgenommenen Milch mit Kartoffeln im alten Vaterlande zurück. Ja sogar Krankheiten entstehen aus dem fortgesetzten Genusse, insbesondere der Skorbut, denn die amerikanischen Schweine werden außerordentlich fett und man bekommt daher nicht sowohl „Fleisch" als „Speck" zu essen. Der letztere aber muß außerordentlich stark gesalzen werden, um ihn genießbar zu machen und lange zu erhalten! Abgesehen übrigens von dem Saltpork gewährt auch das „frische" Schweinefleisch nicht den Genuß, welchen man bei uns davon hat. Man versteht es nemlich in Amerika nicht, einen guten Schweinsbraten, welcher durch und durch fertig wäre, herzustellen; sondern man ißt das Fleisch in der Regel nur halb geschmort, so daß bei jedem Schnitt das Blut nachläuft. Noch weniger kennt man unsere Schweins-Coteletten, welche den Köchen allzu viele Mühe machen würden; dagegen aber werden in den Gasthöfen oft und viel Schweinsköpfe mit Citronen und verschiedenen andern Zierrathen geschmückt in geröstetem Zustande mit weit aufgesperrten Mäulern aufgetragen, und merkwürdiger Weise heißt man diese Speise weder „Porkhead", noch „Swinehead", sondern vielmehr „Hogshead", zu deutsch Saukopf. Es sind dieß übrigens mehr Schaustücke und man trägt sie gewöhnlich, weil ja doch kein Mensch etwas davon essen könnte, unzerlegt wieder ab.

„Hammelsbraten" ist in den Städten Amerika's nicht unbeliebt, allein man darf auch hier weniger an ein gebratenes als an ein geschmortes Stück Fleisch denken und es wird daher, weil es sonst nicht zu genießen wäre,

meiſt kalt verzehrt. Geſottenes Hammelfleiſch, wie wir es zu grünen Bohnen u. ſ. w. lieben, kommt gar nicht vor und noch weniger eingebeiztes. Was verſtünde auch eine amerikaniſche Hausfrau einen ordentlichen „Lack“, wie man ihn zu einer guten Beize braucht, zu bereiten, und wer wollte ihr vollends gar zumuthen, das „Spicken“ zu erlernen? Nicht einmal ein Koch läßt ſich auf dergleichen Dinge ein und höchſtens verſteigt er ſich zu einem ſogenannten »Leg of Mutton«, d. h. zu einer gebratenen Hammelskeule. Freilich in den feinern Gaſthöfen, die in der neueſten Zeit entſtanden ſind, findet man auf dem Speiſezettel auch »Mutton chops«, d. h. kleine Hammels-Coteletten, welche mit einer eiſernen Gabel über dem Feuer geröſtet werden und in einer halben Minute gahr ſind, allein dieſe Neuerung wurde bloß von den aus Deutſchland und Frankreich importirten Köchen eingeführt und die Herren Yankees wußten es ihnen nicht einmal Dank. Im Gegentheil laſſen dieſe derlei künſtliche Speiſen ohne Weiteres ſtehen und halten ſich an ihr Beef oder an ihr Pork.

Noch weniger als mit dem Hammelfleiſch wiſſen die Amerikaner mit dem „Kalbfleiſch“ umzugehen. Geſotten hat es überall keinen Werth und gebraten? Pah, ſelbſt in dieſem Zuſtande erſcheint es einem Yankee zu kraft- und ſaftlos! Ueberdieß — von unſerer Art, einen Kalbsbraten herzuſtellen, wiſſen die Amerikanerinnen ohnehin nichts; einfach, weil ſie das Geheimniß einer guten Sauce noch nicht ergründet haben. Für letztere gibt es ſogar nicht einmal eine amerikaniſche Benennung und das Wort Bratenbrühe iſt ihnen alſo eine unbekannte Größe. Eben deßwegen ſchlachtet man in den kleineren Städten, in

welchen nur Yankees wohnen, gar keine Kälber und auf den amerikaniſchen Farmen kommt dieß ohnehin nicht vor. In den größeren Städten dagegen, in denen ſich viele Deutſche niedergelaſſen haben, können die Mezger freilich nicht umhin, auch dieſe Fleiſchſorte auszubieten, denn unſeren Landsleuten geht ja bekanntlich, nach Sauerkraut und Schweinefleiſch, Kalbsbraten über Alles. Doch machen ſich die Yankee-Butcher offenbar nur mit Widerwillen daran und es erregt ihnen deßhalb auch gar kein Bedenken, ein halbjähriges Rind ebenfalls noch für ein Kalb auszugeben. Wenn nun aber auch in amerikaniſchen Privathäuſern Kalbfleiſch unter gar keiner Form vorzukommen pflegt, ſo kann man in den nach europäiſchem Styl eingerichteten Gaſthöfen doch nicht ſo barbariſch ſein, dieſe Fleiſchſorte ohne Weiteres mit Geringſchätzung gänzlich von der Hand zu weiſen, und man lieſt daher nicht ſelten auf dem Speiſezettel eines feinen Reſtaurateurs die Worte »Fillet of Veal«, oder »Veal-Steaks«, oder endlich »Fricassée of Veal«. Wer aber, durch die Namen getäuſcht, glaubt, das „Fricaſſee" ſei nach deutſcher oder franzöſiſcher Art eingeſchnitten, die „Steaks" oder Karbonaden haben den ſaftigen mürben Geſchmack, wie in Europa, und das „Fillet" oder die kleinen gerollten Paſtetchen, welche die Franzoſen ſo unübertrefflich darzuſtellen wiſſen, ſeien auch nur zur Hälfte ſo viel werth, als die welche man bei uns aufträgt, der wird ſich bitter getäuſcht finden. Nach Amerika paſſen einmal dergleichen feinere Speiſen nicht, denn der Yankee iſt kein Freund von ihnen und übergeht ſie entweder gänzlich oder aber verſchlingt er ſie, als wären ſie ein Stück gemeinen kalten Rindfleiſches.

Geflügel gibt es in Amerika eine Menge, und zwar

ſowohl zahmes als wildes. Von letzterem nennen wir die Rebhühner, die Schnepfen, die Spechte und die ſogenannten Robins, eine Art von Krametsvögel, welche in großen Maſſen getroffen werden. Beſonders zahlreich ſind übrigens wegen der vielen Sümpfe und Seen im Innern des Landes die Wildenten, und es gibt deren ſo viele Species, daß europäiſche Ornithologen oft ganz verblüfft daſtehen. Hier z. B. ſind die ſogenannten „Bergenten“ zu Hauſe, dort die „Schellenten“, da die „Eisenten“, an einem andern Orte die „Löffelenten“, wieder anderswo die „Schwalbenenten“ u. ſ. w. u. ſ. w. Die allerverbreitetſten ſind jedoch die ſogenannten „Canvaß-Black-Enten“, welche am Potomak und andern großen in den atlantiſchen Ocean mündenden Flüſſen oft in unabſehbaren Zügen getroffen werden und deren Fleiſch, wenn man es gut zubereitet, ganz vortrefflich ſchmeckt. Deſſen ungeachtet machen die amerikaniſchen Hausfrauen, wenn ſie auf den Markt gehen, nur ganz ſelten Geflügeleinkäufe und man muß eine gute Reſtauration ausſuchen, wenn man nach dergleichen ein Gelüſte hat. In den Gaſthöfen allerdings vergeht beinahe keine Mittagstafel, ohne daß man wenigſtens eine Wildente zu ſehen bekäme, allein die Eingeborenen des Landes legen auf derlei Gerichte offenbar nur wenig Werth und belächeln ſogar die Fremden, wenn dieſe ihr Wohlgefallen darüber allzulaut äußern. Noch weniger in Gnaden ſteht das „zahme“ Geflügel und ein Amerikaner macht ſich weder aus einem fetten Hahnen noch aus einer jungen Gans allzuviel. Nur allein bei einer einzigen Geflügelſorte findet eine Ausnahme ſtatt, nemlich bei dem ſogenannten „Turkey“, oder dem wälſchen Hahnen, welcher bei uns auch den Namen Truthahn führt. Am »Thanks-

givings-day«, das ist am Erndtefeste, welches gewöhnlich an einem und demselben Tage in ganz Nordamerika abgehalten wird, muß Jedermann, der Aermste wie der Reichste, einen Turkey haben, und ein Amerikaner würde glauben, wenn dieser Vogel fehlte, so fehle auch das Fest selbst. Ja wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtet, so besteht eigentlich die ganze Feier des Tages darin, daß man in jedem Hause einen wälschen Hahn verzehrt, und man kann sich daher wohl denken, welche unendliche Massen dieser Thiere auf diesen einen Tag zu Markt gebracht werden. Es gibt aber auch der Turkeys in Nordamerika weit mehr, als in irgend einem andern Reiche der Welt, und außerdem, daß der Vogel in den Ausläufern des Felsengebirges in großen Heerden wild nistet, wird er von jedem Farmer, selbst dem geringsten, zu Duzenden, Hunderten und sogar Tausenden gezüchtet. Ein paar Tage vor dem Thanks-givings-day beginnt sofort ein allgemeines Schlachten und man versendet dann die armen Opfer zu Millionen in große Fässer gepackt auf Hunderte von Meilen mit Eisenbahnen und Dampfbooten, um der außerordentlichen Nachfrage Genüge zu thun. Trotzdem jedoch steigen die Preise eines Turkeys zur Zeit des Erndtefestes oft ums Doppelte des gewöhnlichen Werthes, besonders wenn die Witterung kühl und trocken ist; tritt aber Wärme und Regenwetter ein, so gehen die in den großen Fässern fest zusammengepackten Vögel leicht in Gährung über und man muß sie dann um jeden Preis so schnell als möglich losschlagen, so daß in solchem Falle selbst der fetteste Truthahn dem Pfunde nach nur auf wenige Cents zu stehen kommt.

Fische liebt der Amerikaner nicht besonders, obgleich

die vielen Flüſſe und Seen dieſelben wahrhaft im Ueberfluſſe liefern. Noch mehr erzeugt das Meer und zwar in den wunderlichſten, oft grundhäßlichſten Formen, die aber auf den Geſchmack keinen Einfluß haben. Eben deßwegen ſind dieſelben auch ſo zu ſagen „ſpottwohlfeil", allein trotzdem kommen ſie nur ſelten auf eine amerikaniſche Tafel, die Wirthstafeln natürlich ausgenommen, und eine Yankeehausfrau weiß ſie auch gar nicht zuzubereiten. Wenigſtens hat ſie von „Fiſchſaucen" oder vom „Blauabſieden" ganz und gar keinen Begriff, und höchſtens kennt ſie das „Braten" oder vielmehr „Schmoren", wobei dann der Fiſch wörtlich genommen im Schmalze ſchwimmt. Dagegen gibt es der Menſchen eine Menge, welche ſich mit dem „Räuchern" oder „Anderlufttrocknen" der genannten Waſſerthiere abgeben, und viele der auf dieſe Art präparirten Fiſche ißt man, wie z. B. die Bücklinge, nach Art des Brodes aus der Hand. Auch geräucherte Aale, natürlich See-Aale, ſind ſehr beliebt, obgleich ſie einen ziemlich widerwärtigen, thranigten Geſchmack haben; dagegen weiß der Amerikaner weder etwas vom „Stockfiſche", wie man ihn bei uns genießt, noch auch vom „Laberdan" oder „Klippfiſch", wie man das Thier im eingeſalzenen Zuſtande heißt, obgleich daſſelbe bei Neufundland, nur wenige Tagreiſen von der atlantiſchen Küſte Amerikas, in unendlichen Maſſen gefangen wird. Er kennt es nur als „friſchen" Fiſch oder als „Kabeljau", d. h. um uns ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen, als „Codfiſch", und ſeine ganze Zubereitungsweiſe beſteht abermals im unvermeidlichen Schmoren. Iſt er nun aber auch kein beſonderer Freund der Fiſche, ſo liebt er die Krebſe und Auſtern um ſo mehr. Von den erſtern kennt er übrigens blos

die Hummern oder Lobſter, d. h. die Seekrebſe, welche bekanntlich zwanzigmal ſo groß werden als die Landkrebſe, und obgleich außer den Scheeren oder „Pinchers“ nichts Gutes an ihnen iſt, ſo betrachtet er ſie doch als ein Leckermahl. Seine Hauptliebhaberei bilden aber die Auſtern und zwar ißt er ſie beſonders gern roh aus der Schaale mit etwas ſpaniſchem Pfeffer, Salz und Eſſig. Doch verachtet er auch weder einen Oysterstew, d. h. eine Auſternſuppe, noch Fryed oysters, d. h. geſchmorte Auſtern, und man hat daher, um dieſe Thiere recht groß und ſaftig zu bekommen, an vielen Theilen der Seeküſte Auſternparke oder Auſternmaſtungen angelegt, gerade wie man bei uns Geflügelmaſtungen und Gänſeſtoppanſtalten hat.

Wildpret wird in den meiſten Staaten Nordamerika's immer mehr zur Rarität, allein der Eingeborene entbehrt es auch recht gern; er müßte denn in einer Einöde wohnen, wo er Hungers ſterben würde, wenn der Wald ihm keine Nahrung böte. In den cultivirten Gegenden nemlich hat man das Wild beinahe ſyſtematiſch ausgerottet, gerade wie man auch die Wälder ſelbſt nur zu oft ſchonungslos vernichtete, und man findet daher dort ſelten mehr etwas Anderes, als höchſtens kleine, elende Haſen, die aber ſowohl in Farbe als in Geſchmack mehr den Kaninchen gleichen, als den Feldhaſen. Mittelſt der Eiſenbahnen jedoch bringt man wenigſtens im Winter, wenn der Froſt ſtark iſt, ſelbſt bis nach Neuyork und Philadelphia Rehe und Hirſche, die vielleicht wenige Tage zuvor in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen von Hinterwäldlern erlegt wurden. Ja ſogar Bärenfleiſch iſt nichts Seltenes, und die Reſtaurateure kündigen in der Zeit von Weihnachten bis Oſtern faſt jede Woche Bären-

braten oder am Spieß geröstete Bärentatzen an. In den Privathäusern dagegen, selbst in den wohlhabendsten, sieht man oft jahreweise kein Wildpret auf dem Tische und man findet von Seiten der Yankees um so weniger Geschmack daran, als die Köchinnen ihm so wenig als dem Hammelfleische eine „Beize" zu geben verstehen.

Noch schlimmer als mit dem Wildpret steht es mit den sogenannten Kunstfleischwaaren, das ist mit den Würsten und Rauchwaaren, von den Füllen und Gelées gar nicht zu sprechen. Die letzteren kennt man nicht einmal dem Namen nach und die ersteren sind geradezu als noch in der Kindheit begriffen zu bezeichnen. Wo gäbe es z. B. einen amerikanischen Mezger, der nicht förmlich perplex dareinschauen würde, wenn man ihm von einer geräucherten Gänsebrust vorspräche? Geräucherte Zungen sowie Schinken gibt es allerdings, allein sie sind meist zäh und faserig, und zwar einfach deßwegen, weil man sie vor dem Räuchern verschiedene Tage lang in eine Lauge von Salpeter legte. In der Bereitung der Schinken übrigens, d. h. in der Genießbarmachung derselben ist neuerdings, wenigstens in den größern Städten, durch die Einwirkung der Deutschen eine Besserung eingetreten und man kann sich nun welche verschaffen, welche fast so gut schmecken, als die bei uns präparirten. Sie heißen jedoch zum Unterschied von denen, welche für gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, »Cityhams«, d. h. Stadtschinken, und man bezahlt sie fast doppelt so theuer, als die andern. Wenn es nun aber trotzdem, daß jährlich in Nordamerika Millionen von Säuen dem Schlachtbeile verfallen, um die Schinkenbereitung so schlimm aussieht, so versteht es sich wohl von selbst, daß die große Wissenschaft der Wurst-

bereitung dem Amerikaner noch ein böhmisches Dorf ist. Knackwurst, Leberwurst, Blutwurst und wie die hunderterlei andern Sorten von Würsten heißen, kommen nie auf eine Yankeetafel und man hat sogar nicht einmal einen Namen für sie. Die einzige Wurst, die man in Amerika kennt, ist vielmehr die »Sausage«, eine Art von Bratwurst, welche, obgleich aus purem Schweinefleisch bereitet, doch äußerst schlecht schmeckt, weil ihr die gehörigen Gewürzingredienzien fehlen und das Hacken des Fleisches nur sehr oberflächlich besorgt wird. Man sieht hieraus, wie weit die Amerikaner noch in der Kultur zurück sind, doch gestehen wir gerne zu, daß die eingewanderten Franzosen und Deutschen aus Kräften nachhelfen, um das Fehlende zu ersetzen, leider aber ohne bei den Eingeborenen die gehörige Würdigung und Nachahmung zu finden.

Bei solchen Urzustandsverhältnissen können natürlich die „Beigaben", auf welche man bei uns so großen Werth legt, unmöglich große Abwechselung und Mannigfaltigkeit darbieten und in der That befindet sich Amerika hierin förmlich auf der Primitivstufe. Zu allen Braten und Gemüsen gibt man nemlich nichts, als entweder Kartoffeln, natürlich immer auf die eine und dieselbe Art in Salzwasser abgekocht, oder Eier, aber nie anders als hartgesotten, oder endlich grünen Salat, d. h. damit wir uns richtig ausdrücken, Salatkraut in der reinsten Naturform, denn man überläßt es dem Gaste, sich dasselbe nach Belieben süß oder sauer mit Zucker oder Essig anzumachen. Das ist aber auch Alles! Eines jedoch darf ich nicht vergessen, nemlich die sogenannten „Mixpickles", d. h. Gurken, Bohnen, Kornähren, Zwiebeln, grünes Wälschkorn und dergleichen mehr zusammen in Essig, mit spanischem Pfeffer

eingemacht, ein Mischmasch, der so scharf schmeckt, daß er Einem fast die Zunge verbrennt. Dessenungeachtet bildet dieses ätzende Gemüse die einzige gewürzhafte Beilage und muß all' unser Eingemachtes mitsammt Saucen ersetzen.

Mehlspeisen kennt der Amerikaner keine, den Pfannkuchen und den Pudding ausgenommen. Pfannkuchen wird aber fast nur allein am Fastendienstag aufgetragen, weßwegen dieser Tag auch der „Pancake-tuesday", das heißt der Pfannkuchen-Dienstag heißt; um so häufiger dagegen findet man den Pudding, ein Mittelding zwischen einem Auflauf und einem Kloße. Ja, der Pudding darf, als Lieblingsgericht der Damen, so zu sagen bei keiner ordentlichen Mahlzeit fehlen, und wenn es heute „Plumpudding" d. h. Pflaumenkloßauflauf gibt, so hat man morgen „Applepudding" oder Apfelkloßauflauf, übermorgen Rostnenpudding, am vierten Tage Traubenpudding und am fünften Stachelbeer-, Quitten-, Melonen- oder gar Heringspudding. Auch wird bei keinem dieser Aufläufe der Zucker gespart, sondern man verwendet ihn vielmehr in so großem Ueberfluß, daß der Geschmack des eigentlichen Inhalts in der Süßigkeit ganz verschwindet. Hiebei ist übrigens zu bemerken, daß die gewöhnlichste und beliebteste Sorte immer der „Plumpudding" bleibt, sowie daß, wenn man je Trauben, Stachelbeeren und dergleichen mehr zu der Fülle verwendet, diese Früchte sich nicht in reifem, sondern nur in halbreifem Zustande befinden dürfen, — eine Kochweise, über welche unsere deutschen Hausfrauen nicht wenig staunen werden. Ausnahmsweise kommen auf eine Wirthstafel hie und da auch noch Maccaroni oder gar gebackener Reis, und in den westlichen, an Wälschkorn so überreichen Staaten, wartet man noch extra mit dem sogenannten

„Homony“ auf, d. h. einem groben mit Waſſer angemachten Maisbrei, der zwar ſehr nährend ſein mag, aber gar keinen Geſchmack hat.

Den Nachtiſch einer guten Tafel bilden theils Obſt, theils Cakes und Pies. Obſt gibt es in Amerika in Hülle und Fülle, und wenn auch vielleicht die Feinheit der dort wachſenden Aepfel und Birnen nicht ſo groß iſt, als die unſerer einheimiſchen Sorten, ſo erſetzen ſie dieſen Mangel durch ihre äußere Schönheit und Größe. Ueberdieß werden Erdbeeren in unendlicher Maſſe gezogen und in den Melonen ſowie in den Pfirſichen können wir mit Nordamerika nicht wetteifern. Bedenkt man dann noch, daß Südamerika, ſowie insbeſondere Weſtindien durch tägliche Dampfſchifffahrtsverbindungen den größeren Städten der Union ganz nahe gerückt iſt, und daß alſo Orangen, Ananas, Kocosnüſſe und Piſang beinahe zu den Alltäglichkeiten gehören, ſo wird man zugeben müſſen, daß das Füllhorn der Pomona ſich über kein Land der Welt reichlicher ergoſſen hat, als über Nordamerika. Um ſo ſchlimmer dagegen verhält es ſich mit dem „gebackenen“ Nachtiſch, nemlich mit den Cakes und Pies. Die erſteren ſollen nemlich unſere Kuchen vertreten, ſind aber nichts Anderes, als gewöhnliches Weißbrod in Kuchenform, und das Durchkneten mit Butter fehlt gänzlich. Wer wollte ſich auch in Amerika die Mühe des Knetens machen und überdieß gibt es ja nur geſalzene Butter, welche man bekanntlich zum Backen nicht verwenden kann! Kaum beſſer als die Cakes ſchmecken die Pies, denn ſie ſind eigentlich nichts Anderes, als mit Aepfeln, Pflaumen, Birnen, Kirſchen, Pfirſichen, Erdbeeren oder dergleichen mehr angefüllte runde Weißbrodſtücke, und wenn auch die Fülle gut ſein mag, ſo ſchmeckt das Back-

werk selbst um so zäher. Torten kennt der eingeborene Amerikaner gar nicht, ebensowenig als Biscuit, obwohl er das ungenießbare, ohne Sauerteig und Salz gemachte schwarze Schiffsbrod mit dem stolzen Namen „Biscuit" belegt; wie weit aber dieses von unserem Zuckerbrode absticht, davon wissen die am besten zu sagen, welche schon Monate lang zur See von solch' gräßlichem Brode leben mußten. Doch wenn auch den eigentlichen Amerikanern, das ist den im Lande Geborenen, alle diese Dinge gänzlich unbekannt sind, so muß man dagegen zugeben, daß in dieser Branche des Wissens von Ausländern, insbesondere von eingewanderten Deutschen und Franzosen, fast Unendliches geleistet wurde. Haben doch, wenigstens in den größeren Städten, die Conditoreien einen Aufschwung genommen, wie sonst nirgends in der Welt, selbst nicht in Paris! Sie bereiten die feinsten Confituren, welche von den das Süße liebenden Amerikanerinnen in Unmasse verschlungen werden, und bei ihnen findet man Pasteten mit so kühnen Aufsätzen, daß denselben selbst ein Bildhauer seine Anerkennung nicht versagen würde. Kunst, Geld und Gewandtheit haben sich vereinigt, um das Unmögliche möglich zu machen, und weil nun die Conditoreien einen solchen Flor erreichten, so konnten auch die größeren Gasthöfe, sowie die Restaurants ersten Ranges, nicht länger zurückbleiben, sondern mußten, wenn sie den Gaumen ihrer Kunden befriedigen wollten, eigene „Pastrybaker", zu deutsch Pastetenbäcker, anstellen, welche gar nichts anderes zu thun haben, als nur allein das Kunstbackwerk auf die Tafel zu liefern. Demgemäß steht nun seit einigen Jahren die Kunstbäckerei in Amerika auf einer Stufe, die sehr viel Aehnlichkeit mit der Vollkommenheit hat; allein wem

verdankt man dieſes Reſultat? Wie geſagt, faſt einzig den Deutſchen oder Franzoſen, welche recht gerne nach Amerika hinüberſchiffen, weil allda eine Backwerks-Notabilität weit beſſer bezahlt wird, als im alten Vaterlande. Die Eingeborenen ſelbſt verſtehen ſich auf dieſe Kunſt durchaus nicht und am allerwenigſten haben die amerikaniſchen Hausfrauen einen Begriff davon. Im Gegentheil, wenn dieſelben in der Bildung ſo weit gekommen ſind, um einen zähen Cake bereiten zu können, ſo glauben ſie Alles zu leiſten, was ein ſchleckhafter Ehemann nur immer von ihnen fordern mag. Man ſieht, auch hierin, wie in ſo vielem Anderen, liegt in Amerika die Welt noch im Argen.

Wir wiſſen nun aus dieſem flüchtigen Schattenriſſe, „was" in Amerika gekocht wird. Auch „wie" gekocht wird, haben wir geſehen, nemlich meiſt weder geſotten noch gebraten, ſondern geſchmort und in Fett ſchwimmend. Das Fett bildet überhaupt eine Hauptingredienz der amerikaniſchen Küche und zwar immer und immer das gleiche Fett. Wir in Deutſchland bedienen uns zur Bereitung der einen Speiſe der Butter, und zum Fertigmachen eines andern Artikels des Schweinefettes, während zu einer dritten Mahlzeit, wenn der richtige Geſchmack erzielt werden ſoll, nothwendig Rindsſchmalz, wenn nicht gar Gänſefett oder Olivenöl gehört. In Amerika dagegen kennt man nur Schweineſchmalz und dazu noch nicht einmal reines, ſondern vielmehr meiſt ſolches, das betrügeriſcher Weiſe mit talgartigen Gegenſtänden gemiſcht iſt. Sogar das Oel beſteht aus „Lard", d. i. aus ausgelaſſenem Schweinefett, in welches, damit es ſich in flüſſigem Zuſtande erhalte, einige Tropfen von der Olive gemiſcht werden. Wer dächte

aber daran, Rindsſchmalz zu bereiten und Butter auszulaſſen? Geſalzene Butter kann man ja gar nicht auslaſſen und wenn man einem amerikaniſchen Farmer zumuthen wollte, ſeine Butter nicht zu ſalzen, ſo würde er Einem in's Geſicht lachen. Wie ſoll ſich denn die Butter ohne Salz halten? Ueberdieß, zu was denn Rindsſchmalz? Lauter Unſinn, denn Fett iſt Fett und Schweinefett koſtet nur wenige Cents, während die Butter einen drei oder viermal größeren Werth hat. Aus dem zuletzt Geſagten darf man übrigens keineswegs den Schluß ziehen, daß der Hauptgrund, weßhalb in Amerika keine Butter ausgelaſſen wird, im Geize liegt. Nein, Geiz iſt es nicht, ſondern der eigentliche Grund liegt vielmehr darin, daß dem Amerikaner der Wohlgeſchmack Nebenſache iſt. Pflegt er doch mit der Butter nicht nur nicht karg umzugehen, ſondern ſie vielmehr auf eine wahrhaft Entſetzen erregende Weiſe zu verſchwenden! Morgens zum Kaffee kommt Butter und ditto Abends zum Thee. Ja ſogar Mittags zum Nachtiſch darf dieſes Ingredienz nicht fehlen! Ohne Butter wird gar kein Brod gegeſſen und ſelbſt der allerärmſte Yankee wäre unglücklich, ohne ſeine täglichen drei großen Butterbrode! Butter muß her um jeden Preis; aber darauf kommt es nicht viel an, ob dieſelbe rein und unverfälſcht, oder ob ſie mit Schweineſchmalz vermengt und nachher gefärbt iſt. Dieß iſt ihm ſo ziemlich gleichgültig, gerade wie er ſich auch nichts darum bekümmert, ob die Fleiſchſorten kalt oder warm auf den Tiſch kommen, denn die „Quantität“ iſt die Hauptſache, nicht die „Qualität“.

Auf dieſe Art ißt der Amerikaner und es wird ſich alſo kein Menſch darüber wundern, warum derſelbe immer über einen ſchlechten Magen und über Verdauungsloſigkeit,

ſowie überhaupt über Unterleibsbeſchwerden klagt. Er ſtopft ja ſeinen Leib tagtäglich mit lauter ſchlecht gekochten und ſchlecht ſchmeckenden Speiſen von oben bis unten an, ſo daß es ihm immerfort aufſtößt, — wie könnte er da geſund bleiben? Noch bleibt uns übrig, einige andere Eigenthümlichkeiten der Amerikaner beim Eſſen kurz zu berühren. Die Zeit, wann geſpeist wird, iſt die in der ganzen Welt übliche, d. h. die arbeitende Klaſſe nimmt das Frühſtück ungefähr um ſieben Uhr Morgens, das Mittagbrod um zwölf Uhr und das Abendeſſen zwiſchen ſechs und acht Uhr ein. Nur die Reicheren und Vornehmeren unter den Bewohnern der größern Städte ahmen die franzöſiſche oder engliſche Sitte, um fünf Uhr Abends oder noch ſpäter den Haupttiſch zu halten, nach, und erſetzen das Mittageſſen um eilf Uhr durch ein ſolennes Gabelfrühſtück, allein etwas Beſonderes können wir hierin nicht ſehen. Um ſo eigenthümlicher aber iſt die Art und Weiſe, wie in Amerika geſpeist wird. Der Yankee nimmt nemlich ſeine Mahlzeit nie mit Behagen ein, ſondern er verſchlingt ſie vielmehr mit einer Haſt, wie wenn er ſeit acht Tagen dem Hungertode ausgeſetzt geweſen wäre. Dieſe Manier zu „ſchlingen“ hat für einen Europäer, der gewohnt iſt „zu beißen und zu kauen“, ehe er ſchluckt, etwas mehr als Abſtoßendes und zwar um ſo mehr, als der Amerikaner ſogar an den feineren Wirthstafeln, ohne irgend Rückſicht auf die Nebenſitzenden zu nehmen, mit der Freßwuth eines Wehrwolfs alle Schüſſeln, die er mit den Händen erhaſchen kann, an ſich reißt, um deren Inhalt ſofort verſchwinden zu machen. Dabei kümmert ſich derſelbe ganz und gar nichts darum, ob Eins zum Andern paßt oder nicht, ſondern er macht es vielmehr wie ein Hund, der Angſt hat, ein

anderer Vierfüßler seiner Race wolle ihm seine Speise wegnehmen. Ebenso eigenthümlich ist, daß der Amerikaner während der Mahlzeit stets den Hut auf dem Kopfe behält, und zwar nicht blos zu Hause in seinen vier Wänden, sondern auch an einer öffentlichen Wirthstafel, wenn nicht gerade die Gegenwart höherer Gäste oder gebildeter Damen mehr Rücksicht von ihm verlangen. Auch vom „Tellerwechseln" ist der Yankee kein Freund und sowohl im Familienkreise, als auch im Gasthofe, natürlich die großen Tafeln in den Hotels ersten Ranges ausgenommen, begnügen sich die Speisenden mit einem einzigen Teller. Es würde ja viel zu viel Zeit hinwegnehmen, zu warten, bis der beschmutzte Teller mit einem frischen ersetzt wäre, und so nimmt man denn nach einander was nur immer kommt, also Süß und Sauer, Kalt und Warm, Trocken und Naß, alles durcheinander. Was einem nicht schmeckt, das schiebt man auf den Rand hinaus und holt sich flugs eine neue Portion von einem andern Artikel, bis man am Ende den Teller so voll hat, daß man keine weitere Speisen darauf unterbringen kann. Mit dieser, allen unseren Gesetzen des Anstandes zuwiderlaufenden Sitte stimmt eine weitere amerikanische Eigenthümlichkeit vollkommen überein, nemlich die, daß bei jeder Mahlzeit (natürlich wieder mit Ausnahme der ersten Gasthöfe und Restaurants) alle Speisen „zumal" aufgetragen werden. Es gibt nicht verschiedene „Gänge" mit den gehörigen Zwischenpausen, sondern man stellt vielmehr die ganze Bescheerung auf einmal auf den Tisch, so daß jeder die vollkommenste freie Wahl hat, zu nehmen was er will. „Herz was willst Du?" heißt es da, warum sollte man also nicht zulangen?

So wird man in Amerika meiſt ſchon in wenigen Minuten mit der Mahlzeit fertig, und die Speiſenden ſtürzen ſofort, während ſie noch den letzten Biſſen in der Kehle ſtecken haben, mit einer Haſt zum Zimmer hinaus, als ob Leben und Tod von ihrer Eile abhinge. Es wäre ein Luxus, ſeine Zeit mit der Gaſtronomie zu verſchwenden und ſomit verliert natürlich auch Niemand einen Augenblick damit, daß er ſich den Mund ausſpült oder die Hände waſcht. Nicht einmal die Lippen wiſcht man, denn man ſieht ja nirgends eine Serviette und ſogar die Tiſchtücher werden noch in manchen Gegenden für einen Ueberfluß angeſehen. Ja nicht Wenige ſind der Anſicht, daß das Sitzen zum Eſſen ebenfalls ein Luxus ſei und verzehren daher ihre Mahlzeiten ſtehend.

10.

Muſik und Muſikanten in den Vereinigten Staaten.

Herrgott im Himmel, wie unendlich unmuſikaliſch haſt du doch die Nordamerikaner erſchaffen! Millionen von Menſchen ohne Sang und Klang; Millionen von Menſchen ohne Poeſie und Melodie; Millionen von Menſchen ohne die Gabe, ein Liedchen trällern oder ein ſolches auch nur pfeifen zu können! Wer kann das begreifen?

Bei uns in Europa, wenigſtens in Frankreich, Deutſchland und Italien, gibt es faſt keinen einzigen Menſchen, der nicht wenigſtens in ſeiner Jugend der Luſt zum Singen fröhnte. Bauernbuben und Bauernmädchen, Städter und Städterinnen, Handwerksburſche und Soldaten, Gymnaſiaſten und Studenten, kurz alles, was jung iſt, bethätigt ſeine Fröhlichkeit damit, daß es ein friſches Lied anſtimmt, wenn es ihm recht wohl iſt, und ſelbſt die Alten, deren graues Haupt von ihrem geſetzten Weſen zeugt, ſtimmen zeitenweiſe fröhlich mit ein oder ſummen doch wenigſtens die Melodie vor ſich hin, wenn ſie auch vielleicht dem lauten Johlen abgeſchworen haben. Ja ſogar bei der Arbeit ſingt man bei uns, nicht blos in den Erholungsſtunden oder bei luſtigen Gelagen, und man darf alſo wohl ſagen, daß der Geſang zu unſerer innerſten

Natur gehört, weßhalb wir auch so reich an Volksliedern und Volksmelodien sind. Wie ganz anders aber verhält es sich hiemit in Nordamerika! Da gibt es keinen Menschen, der, wenn er über Wald und Flur wandert, ein frisches Lied anstimmte oder auch nur eins pfiffe, und nicht einmal in den Wirthshäusern sitzen die Leute zusammen, um sich durch einen fröhlichen Gesang das Herz wieder zu stärken. Ja in ganz Nordamerika gibt es weder ein Volkslied, noch eine Volksmelodie, und daraus erklärt sich der mangelnde Sinn für's Singen hinlänglich.

„Wie," fragt der Leser erstaunt, „kein Volkslied und keine Volksmelodie? Haben denn die Amerikaner nicht das berühmte Nationallied genannt: Yankee Doodle und die noch berühmtere Nationalhymne Hail Columbia?" Gewiß haben sie diese beiden Gesänge, aber hat der Leser vielleicht einmal schon den Yankee-doodle gehört und weiß er vielleicht auch, wie die Amerikaner zu demselben gekommen sind? Es war in der berühmten Schlacht von Bunkershill, mit welcher bekanntlich der nordamerikanische Freiheitskrieg seinen Anfang nahm, da verlangten die Männer von Massachussetts beim Vorrücken gegen die Engländer, daß ihnen ein Sturmmarsch vorgeblasen werde; allein es fehlte gänzlich an Musikanten und nur ein eingewanderter Deutscher befand sich in ihren Reihen, der sich auf die Handhabung der Pfeife verstand. Dieser Deutsche nun — die Einen sagen, es sei ein Bayer, von der Grenze der Tyrolerberge, die Andern, es sei ein Rheinländer aus Westphalen gewesen — mußte sich an die Spitze stellen und auf seiner Pfeife aus Leibeskräften blasen, auf daß die Yankees zum Angriff begeistert würden. Im Drange des Augenblicks jedoch erinnerte sich unser armer Landsmann keiner andern

Melodie, als eines luſtigen Tanzes, welchen er oft früher bei Hochzeiten geblaſen hatte, und dieſen Tanz nun gab er mit ſchrillen Tönen zum Beſten, fort und fort blaſend bis das ganze Treffen zu Ende gekommen war. Bekanntlich ſiegten die Nordamerikaner, und weil ſie ſiegten, kam auch die Melodie, nach welcher ſie marſchirt waren, nicht mehr aus ihrem Kopfe, ſondern ſie mußte ihnen von nun an in jedem Treffen, das ſie den Engländern lieferten, vorgeblaſen werden. Auch kümmerten ſie ſich gar nichts darum, daß die Letzteren dieſen ihren Schlachtmarſch ſpottweiſe nur „das Dubeldumbei der Yankees" nannten, ſondern ſie nahmen vielmehr das Spitzwort als einen Ehrennamen an und hießen die Melodie mit freudigem Herzen den „Yankee doodle". Auf dieſe Art entſtand die beſagte amerikaniſche Nationalhymne, allein wenn man die Wahrheit ſagen will, ſo iſt ſie ein erbärmliches Tonſtück ohne irgend etwas Ergreifendes und Herzerhebendes, wie ſich dieß auch von einem „Hopſer" nicht anders erwarten läßt. Einen ganz ähnlichen Urſprung nahm auch das „Hail Columbia", auf welches die Nordamerikaner ſo ſtolz ſind, wie die Deutſchen auf die Kompoſitionen ihres Mozart. Dieſes Hail Columbia nemlich wurde während des zweiten amerikaniſch-engliſchen Kriegs anno 1812 von einem deutſchen Muſiker in Neuyork, Namens Feil, componirt und zuerſt in einem der dortigen Theater aufgeſpielt. Die Melodie fand ſtürmiſchen Beifall und dieſer Beifall erhielt bald ein Echo in den ganzen Vereinigten Staaten, ſo daß man in Kurzem nach jeder günſtigen Nachricht, welche über die Kriegsoperationen einlief, nichts mehr hören wollte, als das Hail Columbia. Freilich des deutſchen Componiſten vergaß man dabei gänzlich und jetzt würden es die Herren Yankees für

eine schwere Beleidigung ansehen, wenn man ihnen sagte, daß ihre zweitgrößte Nationalhymne eben so gut deutschen Ursprungs sei, als ihr Yankee doodle.

Wie steht es nun aber mit den übrigen Volksliedern und Volksmelodien? Man mag suchen, so lang man will, so wird man nirgends in der ganzen Union etwas dergleichen finden! Einige Liedchen sind allerdings im Gebrauch und haben sich sogar bei gewissen Menschenklassen so beliebt gemacht, daß man sie bei jeder Lustbarkeit zu hören verlangt. So z. B. das bekannte: »O Susannah don't cry for me,« zu deutsch: „O Susanna jammre nicht für mich." Allein woher stammt dieses Lied? Aus keinem andern Lande, als aus England, und ebenso verhält es sich auch mit verschiedenen andern ähnlichen Poesien und Melodien. Mehrere derselben verdanken sogar ihren Ursprung dem tief verachteten Geschlechte der Neger und in allen Theatern, sowie bei sonstigen Gelegenheiten müssen „Negerlieder" vorgetragen werden. Wie diese klingen und welchen Inhalt die ihnen zu Grunde liegenden Texte haben, darüber will ich lieber ganz schweigen, und der Leser kann sich das Nöthige denken, wenn er sich erinnert, auf welcher Kulturstufe die Schwarzen in Nordamerika stehen. Allein abgesehen hievon, — ist es nicht bezeichnend genug, daß die Herren Neuengländer aus Mangel an eigener Productivität sich die Erzeugnisse einer Menschenklasse aneignen müssen, welcher sie das Menschenthum so zu sagen absprechen?

Fragt man nun aber nach der Ursache, warum die Nordamerikaner gar keinen musikalischen Gedanken haben, so darf man nicht zu weit gehen, um dieselbe zu finden. Bei uns zu Lande ist alles lebendig in Wald und Flur.

Ueberall zwitſchert es im Laube und wo man geht und ſteht, erſchallen die herrlichſten Vogelſtimmen. In Amerika dagegen iſt ſowohl der Wald als das Feld todt und nirgends läßt ſich in der Luft ein gefiederter Sänger hören. Da gibt es weder Droſſeln noch Finken, weder Lerchen noch Nachtigallen, weder Wachteln noch Amſeln, und wenn auch Vögel in Menge herumfliegen, ſo beſitzen ſie doch keinen Kehlkopf zum „Singen", ſondern nur zum „Kreiſchen". „Wie?" fragt der Leſer. „In ganz Nordamerika keine Singvögel? Steht ja doch beinahe kein Haus in den atlantiſchen Städten, in welchem nicht ein Vogelbauer mit einem zwitſchernden Thierchen hienge, — wie kann man alſo ſagen, es fehle in der amerikaniſchen Union an Singvögeln?" Ja freilich, „dieſe" Art von Singvögeln, die Canarienvögel nemlich, ſind da, aber ſie ſind ſämmtlich aus Europa importirt und zwar eben deßwegen, weil Amerika ſelbſt keine derartigen Thiere producirt. Es fragt ſich übrigens noch ſehr, ob die Herren Yankees ihre Vogelbauer des Vogels oder des Bauers wegen in ihren Zimmern aufhängen, denn jedenfalls iſt mancher Eingeborne auf ſeinen ſchönen luxuriöſen Käfig weit ſtolzer, als auf den kleinen Sänger, welchen er darin eingeſperrt hält. Auch ſieht er, wenn er von einem der deutſchen oder holländiſchen Importeure einen Vogel kauft, mehr auf deſſen gleichmäßige goldgelbe Farbe, als auf die übrigen Eigenſchaften, und eine Nachtigall mit ihrem unſcheinbaren Aeußern hat für ihn weit weniger Werth, als ein glänzender Colibri. Sei dem nun aber, wie ihm wolle, ſo iſt jedenfalls ſo viel ſicher, daß die Singvögel in Amerika nicht heimiſch ſind, und es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, bis man ſo viele derſelben über das Waſſer her-

übergeſchleppt hat, daß ſie im Stande ſind, die Felder und Wälder zu beleben. Wie kann man aber von den Einwohnern eines Landes, das in dieſer Beziehung von der Natur ſo ſehr benachtheiligt wurde, verlangen, daß ſie muſikaliſches Talent beſitzen?

„Doch wenn auch die Natur den Yankees das muſikaliſche Genie verſagt hat, ſo wird man ihnen doch nicht abſprechen wollen, daß ſie wenigſtens Freunde der Muſik ſind und die Kunſt auf alle Weiſe unterſtützen? Sieht man dieſes nicht ſchon aus dem Kaufen der Singvögel und geht es nicht noch deutlicher daraus hervor, daß in jeder größern Stadt eine eigene Oper exiſtirt, ſowie ferner daraus, daß es beinahe keine gebildete Familie gibt, welche ſich nicht ihr eigenes Piano hielte?“ Gewiß dieſe Facta laſſen ſich nicht abläugnen und es geht z. B. die Maſſe der Piano's, welche in Amerika fabricirt oder dahin importirt werden, wirklich in's Unendliche. Aber handelt es ſich nicht in nur zu vielen Fällen weniger darum, daß die Familienglieder eine Freude am Klavierſpielen haben, als vielmehr darum, daß ſie ſagen können, „wir beſitzen ein Inſtrument, welches wir mit 500 oder gar mit 1000 Dollars bezahlt haben?“ Freilich die Tochter des Hauſes muß das Inſtrument ſpielen lernen, und wenn ihr das Ding noch ſo ſchwer eingienge, allein wie weit bringt ſie es gewöhnlich? Ei nun, bis zum Yankee doodle, ſowie bis zur Kunſtfertigkeit, am Sonntag einen Pſalm choralmäßig abſpielen zu können! Ausnahmen gibt es allerdings, denn wo in der Welt gäbe es keine Ausnahmen, und ohnehin muß zugegeben werden, daß in den gebildeten Familien der ſüdlichen Pflanzer meiſtentheils ein ſo ſtark ausgeprägter muſikaliſcher Sinn herrſcht, als nur irgendwo

in einem europäiſchen Hauſe. Was wir alſo behaupteten, geht nur die Bewohner der nördlichen Staaten an, aber — wird ein Menſch läugnen wollen, daß dort die Ausnahmen von der Regel ſehr ſelten ſind? Dort iſt das Pianohalten „Modeſache“ und nichts weiter! Oder wie? Stimmt nicht hiemit das ganze übrige Leben zuſammen? Man gehe einmal des Sonntags in eine Kirche, wird man da eine ordentliche Muſik oder auch nur einen kräftigen Choral, welchen die ganze Gemeinde zuſammenſingt, zu hören bekommen? Ei Gott bewahre, ſondern es gibt vielmehr nicht einmal eine gute Orgel und ein eingeborener Amerikaner, der die Orgel zu ſpielen verſtände, könnte ſich als ein Wunderthier ſehen laſſen. Nur allein die katholiſchen Kirchen machen eine Ausnahme, und hier trifft man auch ein ſyſtematiſches Geläute, was man bei den ſämmtlichen proteſtantiſchen oder vielmehr akatholiſchen Gotteshäuſern nur allzu ſchmerzlich vermißt. Wäre aber dieß alles nicht längſt anders geworden, wenn die klavierſpielenden Yankeedamen in Amerika eine wirkliche Freude an der Muſik hätten?

Aber wenn dieſe Freude ſelbſt den Damen fehlt, wie kann ſich dann irgendwo eine Oper halten? Du lieber Gott, warum denn nicht? Müſſen denn die Leute, welche ihr Geld für ein Opernbillet ausgeben, nothwendiger Weiſe Sinn für Muſik haben? Geht man nicht vielmehr dorthin, weil es einmal faſhionable iſt, ſeine Schritte nach jenem Hauſe zu lenken, und weil man für einen ungebildeten Menſchen gelten würde, wenn man nicht dort geweſen wäre? Man muß nemlich wiſſen, daß die Herren Opernunternehmer in Newyork, Philadelphia u. ſ. w. klug genug ſind, für jede Saiſon eine oder einige vielbekannte

Geſangsnotabilitäten aus Europa zu verſchreiben, damit ſie einen Angelpunkt haben, an dem ſie die Nordamerikaner feſthäkeln können. Somit zahlen ſie einer Griſi, einer Jenny Lind, einer Sonntag u. ſ. w. u. ſ. w. ungeheure Preiſe, um ſie zu verlocken, in Nordamerika aufzutreten, und wenn es ihnen gelingt, eine ſolche Berühmtheit auf die Bühne zu bringen, ſo können ſie ſicher ſein, ſtets ein volles Haus zu haben. Oder welcher amerikaniſche Gentleman und welche neuengliſche Lady möchte den herben Vorwurf über ſich ergehen laſſen, eine Jenny Lind oder eine Sonntag nicht gehört zu haben? Könnte denn da nicht am Ende gar jemand glauben, man gehöre nicht in die Klaſſe der höher Gebildeten oder man habe nicht ſo viel Geld in der Taſche, um den erhöhten Eintrittspreis zu bezahlen? Beim Himmel, man muß doch mit der übrigen Haute volée ausrufen können: „ſie hat einzig, ja ſie hat göttlich geſungen," denn ſonſt würde man für einen Barbaren gelten! Man ſieht hieraus, warum der Nordamerikaner die Oper beſucht, und es handelt ſich alſo keineswegs um die Freude an der Muſik, ſondern vielmehr um den Zwang, welchen die Mode ausübt. Mag daher auch, was nicht ſelten vorkommt, die aus Europa herübergekommene Notabilität eine ausgeſungene Primadonna oder ein abgelebter alter Tenor ſein, — all' eins, wenn nur die Namen pompös klingen! Auf das, was ſolch' ein Sänger „jetzt" zu leiſten vermag, kommt es nicht an, ſondern auf „das Renommé", in welchem er in Europa ſteht; denn die Nordamerikaner werden es ſich doch nicht nachſagen laſſen, daß die in der alten Welt ihnen in irgend etwas voraus ſeien? Eben deßwegen fragt der Nordamerikaner auch gar nichts darnach, wie die Oper

„sonst" besetzt ist, und es kann ihm im Ganzen höchst gleichgültig sein, ob das Orchester die Fähigkeit hat, seinen Verpflichtungen nachzukommen, oder ob der Chor stark genug ist, um die Räume auszufüllen. Ja sogar dann, wenn Verstöße gegen das musikalische Gehör vorkommen, erbost er sich nicht, denn er geht ja nicht hin, um Musik zu hören, sondern um nachher sagen zu können, er habe die bewußte europäische Notabilität mit eigenen Augen gesehen! So steht es mit der Oper in den größeren Städten Amerika's, und wir werden wohl kaum nöthig haben, hinzuzusetzen, daß unter solchen Umständen ein an gute Musik gewöhnter Europäer sich meist nur gar wenig befriedigt findet, und unwillkürlich gezwungen ist, Vergleiche zwischen der alten und neuen Welt anzustellen, welche keineswegs zum Vortheil der letztern ausfallen.

So schlimm es nun aber auch in dieser und anderer Beziehung mit der Musik in Amerika steht, so wird doch in der That und Wahrheit nirgends mehr Musik gemacht, als in den größeren Städten Amerika's. Dem Amerikaner geht nemlich gar nichts über öffentliche Aufzüge, und er stattet diese so prunkend als nur immer möglich aus. Jede Miliz-Kompagnie, selbst die kleinste, hält jährlich drei- oder viermal eine große Scheibenschießen-Parade ab, wobei sie unter dem Schalle einer pompösen Musik durch die Hauptstraßen der Stadt zieht, und mit nicht geringeren Feierlichkeiten treten die verschiedenen Freimaurerlogen, die gesellschaftlichen oder politischen Vereine, die Feuerwehrmänner u. s. w. u. s. w. auf. Immer ist vor Allem eine starke Musikbande erforderlich, welche voranzuziehen hat und einen Höllenlärm machen muß, damit die Welt auf das Schauspiel aufmerksam werde. Sogar bei Be-

gräbnissen dürfen die Musikanten nicht fehlen, und bei Umzügen in Wahlangelegenheiten u. s. w. spielen sie ohnehin eine Hauptrolle. Kurz, es vergeht in einer größeren Stadt Nordamerika's kein Tag, oder vielmehr fast keine Stunde, in welcher man nicht Straßenmusik hörte, und wenn man vielleicht auch über das „Musikalische" dieser Musik den Kopf schüttelt (denn wie gesagt, „der Lärm" ist das, was vor Allem gefordert wird, und die große Trommel sowie die Querpfeife übertönen daher fast immer alle anderen Instrumente), so ist die Musik deßwegen doch vorhanden. Dazu kommen dann noch die vielen Institute, welche „stehende" oder vielmehr bleibende Musikchöre halten und dem Publikum fast den ganzen Tag über mit schmetternden Melodien die Ohren zerreißen. Es ist nemlich in Amerika Sitte, daß jeder Circus und jede Menagerie, ja sogar jedes Schauspielhaus und Museum (unter Museum versteht man übrigens im Lande der Yankees keine Gesellschaft, deren Mitglieder sich des geselligen Vergnügens wegen, sowie um sich durch Zeitungslectüre u. s. w. einen Genuß zu verschaffen, geeinigt haben, sondern vielmehr eine Anstalt, in welcher gegen ein billiges Entré alle möglichen Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, insbesondere Abnormitäten, Naturwunder u. s. w. gezeigt werden) auf den Balkon über die Eingangsthüre eine Bande von Musikern placirt, welche den Tag über einen ungeheuren musikalischen Lärmen aufzuschlagen haben, um das Publikum anzulocken, und da es nun an Museen, Theatern, englischen Reitern u. s. w. in keiner größeren Stadt der neuen Welt zu mangeln pflegt, so kann man sich wohl denken, wie viele Musiker erforderlich sind, um das immense Bedürfniß zu befriedigen. Ueberdieß gibt es in den

beſagten Städten auch noch zahlreiche andere Anſtalten, welche zwar ihrer Immoralität wegen geſetzlich verboten ſind, aber deßwegen doch alle Abende von einem großen Theil der männlichen Einwohnerſchaft frequentirt werden — ich meine jene Häuſer, in welchen verächtliche Weiber ihre Reize zur Schau und zum Genuß ausſtellen —, und an allen dieſen Orten, ſie mögen einen Namen führen, welchen ſie wollen, wird ebenfalls Muſik gemacht. Allerdings iſt es keine ſchmetternde Trompetermuſik, welche man da zu hören bekommt, und ebenſo wenig wird das Ohr durch das ſchrille Pfeifen des Flageolets oder durch den Brummbaß der großen Trommel beleidigt, aber um ſo gewiſſer darf man darauf zählen, daß ein Piano in dem Empfangſalon ſteht, hinter welchem ein gemietheter Klavierſpieler ſitzt und ſeine Muſikſtücke abhämmert. Ohne Tanzmuſik wären ja die Schönheiten, die man dort trifft, nicht im Stande, jene graziöſen Bewegungen zu machen, welche die Sinne aufreizen ſollen, und deßwegen muß der Inhaber einer ſolchen Anſtalt ſchon ſeines eigenen Vortheils wegen darauf bedacht ſein, einen Klaviervirtuoſen zu acquiriren, der allnächtlich zur beſtimmten Stunde erſcheint, um das Inſtrument mit dem Yankee doodle und andern ähnlichen Stücken zu quälen. In jenen andern Häuſern aber, welche mit den eigentlichen Proſtitutionsanſtalten ſo genau verwandt ſind, in den öffentlichen Tanzhäuſern nemlich, in denen ſich die Matroſen und anderes ähnliche Volk mit den Straßendirnen vergnügen, genügt nicht einmal ein ſimpler Klavierſpieler, ſondern es gehört zum allerwenigſten noch ein Geiger und Clarinettiſt dazu. Kurz, in den größern Städten Amerika's iſt an allen Ecken und Enden Muſik los und am

allermeisten noch wird in jenen Straßen musicirt, in welchen die Bierlokale der Deutschen liegen. Da gibt es nemlich fast jeden Abend sogenannte „Gratis-Concerte", d. h. musikalische Aufführungen, die den Gast nichts kosten, sondern vom Wirthe bezahlt werden, und aus diesem Grunde vom Publikum äußerst stark besucht sind. Hierin aber, in dem starken Besuche, liegt gerade die Ursache, warum der Wirth einen „musikalischen Abend" abhält; denn er miethet die paar Sängerinnen, welche ihre stark mit Zoten gewürzten Lieder abzuleiern haben, oder die sechs Trompeter, die „altvaterländische" Weisen blasen müssen, natürlich nicht, um sich selbst ein Vergnügen zu machen oder um seinen gewohnten Gästen etwas zum Besten zu geben, sondern um recht viel „ungewohnte" Gäste herbeizulocken, die ihm das Bier abtrinken und hiedurch die Auslage für die Musikanten doppelt und dreifach ersetzen. Warum soll er also nicht eben so gut Musik machen lassen, als der berühmte Barnum vor seinem Museum?

Aus dieser kurzen Skizze wird der Leser ersehen haben, daß in jeder größern amerikanischen Stadt unendlich viel Musikanten nöthig sind, um das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, und es fragt sich nunmehr, woher diese Musikanten kommen. Amerika selbst producirt sie nicht, und wenn je unter tausend Schnurranten sich ein im Lande geborener befindet, so darf man sicher darauf rechnen, daß entweder seine Mutter oder sein Vater einer andern Menschenrace angehörte, als dem reinen Yankeestamme. Um es übrigens kurz zu machen, so verdankt Amerika all seine Musik nur allein den eingewanderten Deutschen. Einige Franzosen, vielleicht auch hie und da ein Italiener oder ein paar Böhmen u. s. w. mögen aller-

dings mit unterlaufen; allein der Hauptstamm ist deutsch, und man geht daher nie fehl, wenn man einen Musikanten mit deutscher Zunge anredet. Hierin also, d. h. in der Musik, ist das deutsche Element Meister und man hat daher Amerika schon oft das Paradies der deutschen Musiker genannt. Auch geht es daselbst in der That keinem einzigen unserer Landsleute schlecht, sobald er nur irgend ein Instrument versteht. Ja Mancher hat es schon hiedurch, wenn auch nicht zu einer angesehenen Stellung, so doch zu einem guten Auskommen und sogar zu einigem Vermögen gebracht. Gewöhnlich bilden nemlich sechzehn oder zwanzig solcher Gesellen eine eigene Bande mit einem sogenannten „Leader" oder Oberanführer, welcher das Materielle der Gesellschaft besorgt und zugleich als Musikdirektor fungirt. Sobald nun ein Deutscher, welcher die Trompete zu blasen oder den Fidelbogen zu führen im Stande ist, nach Amerika hinüber kommt, so verfügt er sich alsobald zu irgend einem der verschiedenen Leader und fragt an, ob in der Bande keine Stelle vacant sei, d. h. ob man ihn nicht als weiteres Mitglied aufnehmen wolle. Die Antwort fällt gewöhnlich bejahend aus, denn je vollzähliger eine Musikkompagnie ist, um so mehr wird sie für Bälle und Paraden gesucht, und überdieß macht ja auch der Tod manche Lücke, so daß neue Rekruten von Nöthen sind. Sobald aber ein „Ja" erfolgt, so hat der Ankömmling eine vollkommen gesicherte Stellung und braucht um sein Fortkommen nicht mehr besorgt zu sein. Vergeht doch fast kein Tag, an welchem die Gesellschaft nicht da- oder dorthin engagirt wird, während ein ordentlicher Leader sich nie schlechter bezahlen läßt, als mit drei bis fünf Dollars für den Kopf, je nachdem kürzer oder

länger Muſik gemacht werden muß! Freilich — von einer wahrhaft künſtleriſchen Stellung iſt hiebei nicht die Rede, ſondern nur von der Stellung eines „Muſikanten“, allein in Amerika muß ein Menſch froh ſein, wenn er nur wenigſtens ſein Auskommen hat! Etwas ſchlimmer haben es diejenigen Muſiker, die auf keinem Blas- oder Streichinſtrumente eingeübt ſind, ſondern ſich vielmehr auf das Klavierfach verlegt haben, und hieher gehören insbeſondere die Tauſende von Dilettanten, welche in Deutſchland das Pianoſpiel nur als Liebhaberei trieben, aber nach ihrer Ankunft in Amerika durch die Noth gezwungen ſind, dieſe ihre Kunſt handwerksmäßig auszubeuten. Bei uns in Deutſchland glaubt man nun freilich, auch dieſer Sorte von Künſtlern könne es nicht fehlen; denn da ja faſt in jedem Haus ein Piano ſtehe, ſo dürfe man ſich nur als Klavierunterrichtgeber annonciren, um alſobald genug zu thun zu bekommen, und es gingen deßhalb ſchon Viele in dieſer Abſicht über's Waſſer hinüber. Aber wie bitter fühlten ſie ſich enttäuſcht, als ſie es nun verſuchten, Schüler zu bekommen! Erſtens gibt es ja der Klavierſpieler, wenigſtens in den Seeſtädten, faſt mehr als der Pflaſterſteine, und zweitens nimmt ein Amerikaner, durch die Erfahrung gewitzigt, nicht leicht Jemanden zum Lehrer ſeiner Tochter in's Haus, wenn derſelbe nicht die beſten Empfehlungsbriefe aufzuweiſen vermag. Ja ſogar „wirkliche“ Künſtler, d. h. ſolche, welche das Klavierſpiel gründlich erlernt haben, finden es nur zu oft rein unmöglich, ihr Leben durch Lectionen zu friſten, und müſſen am Ende froh ſein, wenn ſie als Klavierſpieler in einem der feineren Proſtitutionshäuſer ihre zehn Dollars in der Woche verdienen. Wie viel öfter aber paſſirt dieß einem bloßen Dilettanten, alſo

einem früheren Beamten oder Offiziere, der von den Noten nur so viel verſteht, daß er ein Stückchen abſpielen kann? Es iſt freilich ein hartes Loos für einen gebildeten Mann, in einem ſolchen Locale tagtäglich die Taſten rühren zu müſſen, allein die Noth lehrt einen Eingewanderten gar Manches, an das er im alten Vaterlande nicht dachte. Ueberdieß, bleibt einem ſolchen Herrn nicht wenigſtens der Troſt, daß er ſich, ohne deßhalb von irgend Jemanden zur Rede geſtellt zu werden, in ſeinen Viſitenkarten „Professor of Musik“ nennen kann? Ja darf er ſich nicht ſogar die Freiheit nehmen, nach Deutſchland hinauszuſchreiben, daß er nun „Profeſſor der Muſik“ geworden ſei, und als ſolcher bis Nachts zwei Uhr zu thun habe? Den Bekannten in der alten Heimath braucht man den wahren Sachverhalt nicht aufzudecken, denn es iſt ſchon genug, das Bewußtſein der Schmach in ſich ſelbſt herumtragen zu müſſen!

So ſteht es mit der Muſik und den Muſikanten in den Vereinigten Staaten.

11.

Der Irländer in Amerika.

Unter allen den europäischen Nationen, welche ihr Contingent nach Nordamerika hinüberschickten, ist außer der deutschen die irländische am zahlreichsten vertreten. Genaue statistische Notizen besagen, daß nur allein in den Jahren 1691 bis 1745 263,000 Männer und Frauen aus Irland in den Häfen von Neuyork und Philadelphia angekommen sind, und in den Jahren 1783 bis 1820 betrug diese Anzahl mehr als das Vierfache. Im Ganzen genommen hat „Grün-Erin" oder „die Smaragdinsel", wie man Irland gewöhnlich zu bezeichnen pflegt, nicht weniger als vier Millionen seiner Einwohner nach den Vereinigten Staaten hinübergeschickt und es ist deßhalb auch seine Bevölkerung in stetem Abnehmen begriffen, während umgekehrt in Nordamerika die größeren Städte ganze Quartiere aufweisen, die nur von Irländern bewohnt werden. Hieraus folgt, daß das irische Element einen bedeutenden Einfluß in der nordamerikanischen Union haben muß, und wir können daher nicht umhin, demselben einen kleinen Aufsatz zu widmen.

Dem Aussehen nach besitzt der Irländer viel Kraft und Muth, denn seine Gestalt ist stämmig, sein Wuchs

derb und ſein Blick kühn. Viel Feinheit darf man allerdings bei ihm nicht ſuchen und am allerwenigſten paßt er dazu, einen Stutzer oder Dandy vorzuſtellen; dagegen aber dürfen unſere Leſerinnen deßwegen doch nicht glauben, daß ſeine Erſcheinung eine widerliche ſei; ſondern ſie macht eher einen guten Eindruck, beſonders wenn man die leibarme Erſcheinung des Neuengländers mit ſeinen fleiſchigten Armen und Beinen vergleicht. Noch ſchöner als die Männer ſind faſt die Frauen und man trifft ſelten eine Irländerin, die ſich nicht durch eine römiſch gebogene Naſe, durch ein paar große dunkle Augen, durch eine hohe offene Stirne, durch einen lächelnden gutgeformten Mund, durch blühende roſigte Wangen, durch eine volle wogende Bruſt, ſowie endlich durch einen ſchwellenden üppigen Wuchs auszeichnete. So große Vorzüge dieß nun aber auch ſind, ſo fehlt ihr doch immer das, was man in Amerika das „Ladymäßige" nennt, d. h. die feine Nobleſſe, welche ſich in jeder Bewegung einer Dame von Stand und Erziehung kund gibt. Sonſt ſagt man: „Kleider machen Leute", allein bei dem irländiſchen Volksſtamm bewährt ſich dieſes Sprüchwort doch nicht ganz; denn man mag ein männliches Mitglied deſſelben anziehen, wie man will, ſo bekommt er doch nie das Ausſehen eines „Gentleman," und ebenſowenig läßt ſich eine Irländerin durch ſeidene Kleider und Crinolinen in eine „Dame" verwandeln. Deßwegen ſieht aber doch jedes iriſche Mädchen recht appetitlich und einladend aus, beſonders wenn es ſich die Mühe nimmt, ſeine Kleider reinlich zu halten. In dieſer Beziehung nemlich, das heißt in Beziehung auf die Reinlichkeit des Anzugs, laſtet ein ſchwerer Vorwurf auf den irländiſchen Weibern und man kann deren theils in Irland

ſelbſt, theils in den engliſchen Städten eine Menge ſehen, welche Jahr aus Jahr ein mit Bürſte, Waſſer und Seife in keine nähere Berührung treten. Ja ſogar ſo weit gehen ſie in der Vernachläſſigung ihres „Aeußern", daß ſie Sommers und Winters „barfüßig" einherſchreiten, und ich habe in Liverpool Hunderte geſehen, welche Hut und Schleier trugen, dagegen Strümpfe und Schuhe für einen Luxusartikel, der füglich ganz entbehrt werden könne, hielten. In Amerika jedoch legen ſie ſämmtlich dieſe Unſitte ab und geben dem Schuhmacher gerade ſo viel zu löſen, wie die Amerikanerinnen ſelbſt.

Dem Ausſehen des Irländers entſpricht ſein Charakter. Man ſieht ihm an, daß ein friſches feuriges Blut durch ſeine Adern kreist, aber nicht minder klar iſt, daß ſein Ungeſtüm ihn oft zur Rohheit und ſein Feuer nicht minder oft zur Liederlichkeit hinreißt. Eigentliche Ausdauer und Energie beſitzt er nicht und ſeine Willenskraft geht nicht ſo weit, um ein ehrgeiziges Ziel conſequent zu verfolgen; dagegen lodert er als ächter Sanguiniker augenblicklich in hellem Brande auf, ſobald ihn etwas afficirt, ſowohl in Freundſchaft als in Feindſchaft. Für den Feind hat er ſtets ſeine Fauſt oder den Knittel parat und wenn es zum Dreinſchlagen kommt, ſo wächst da, wo ſein Hieb hinfällt, kein Gras mehr. Auch flucht er ganz entſetzlich dazu und braucht Ausdrücke, welche einem gebildeten Menſchen Schauder einflößen. Umgekehrt jedoch beweist er ſich dem Freunde gegenüber ſo treu und anhänglich, als man nur immer von einem Freunde fordern kann. Ja es kommt ihm ſogar nicht darauf an, einem Kameraden oder Verwandten durch einen falſchen Schwur aus der Patſche herauszuhelfen, und vor kleineren Lügen ſcheut

ſich ohnehin nicht. Die Landsmannſchaft geht ihm überhaupt über Alles und es gibt keinen Irländer, der nicht im Augenblicke bereit wäre, ſeinem Stammgenoſſen beizuſtehen, ohne lange zu unterſuchen, ob derſelbe im Recht ſei oder nicht. Auch treibt er die Anhänglichkeit an ſein früheres Vaterland ſowie an ſeine Familie ſo weit, daß er den armen Verwandten zu Hauſe an Geld und Geldswerth, ſoviel er nur immer entbehren kann, ſchickt, um auch ihnen die Möglichkeit zur Auswanderung nach Amerika zu verſchaffen, — eine Eigenſchaft, die um ſo mehr hervorgehoben werden muß, als er der Luſtigkeit ſehr ergeben iſt und ſeinen Verdienſt gern bei Spiel und Tanz daraufgehen läßt. Ganz ebenſo wie der Mann zeigt ſich auch die Frau. Auch ſie flucht wie ein Dragoner und geht bei jedem Streite nur zu gerne in Thätlichkeiten über. Allein trotz dieſer ihrer Rohheit ſinkt ſie, wenn verheirathet, doch ſelten zu liederlicher Gemeinheit herab und eine grundſätzlich untreue Gattin darf eine Seltenheit genannt werden. Freilich als Mädchen, d. h. als eine unverheirathete Perſon, die noch Niemanden Treue gelobt hat, nimmt es eine Irländerin nicht ſo genau und ihre lebhaften Sinne reißen ſie nur zu leicht ſo weit hin, daß man von ihr haben kann, was man will.

Was die Lebensweiſe des Irländers in Amerika betrifft, ſo unterſcheidet ſie ſich von derjenigen, die er im alten Vaterlande führte, hauptſächlich dadurch, daß er nunmehr weit beſſer ißt, als früher. In Irland mußte er ſich für gewöhnlich mit Kartoffeln begnügen und Fleiſch war eine Rarität; in Amerika dagegen kommt letzterer Artikel jeden Tag dreimal auf den Tiſch und die Kartoffeln werden ſchnöde verachtet. Auf eine gute Zube-

reitung des Fleiſches kommt es ihm aber nicht an und ebenſowenig ſieht er auf eine gute Qualität deſſelben. Die Hauptſache iſt die Quantität, ſowie daß das Fett nicht geſpart wird, und wenn er ſich z. B., was eine beſondere Liebhaberei von ihm iſt, Fiſche auftragen läßt, ſo müſſen dieſe geradezu im Schmalz ſchwimmen. Von „Feinſchmeckerei" kann man alſo bei ihm nicht reden und eben ſo wenig ſieht er auf „Feinheit" in der Wohnung. Im Gegentheil ſind die irländiſchen Behauſungen immer die ſchlechteſten in der ganzen Stadt und wo es recht ſchmutzig und heruntergekommen ausſieht, da darf man ſicher ſein, auf ein irländiſches Quartier zu ſtoßen. Ordnung und Ordnungsſinn kennt nemlich eine irländiſche Frau nur vom Hörenſagen und es iſt ihr gar nicht wohl, wenn ſie eine reinliche gutgeſäuberte Stube betritt. Für gewöhnlich iſt daher in einem iriſchen Haushalt die „Vernachläſſigung" eingebürgert und nur ſelten denkt ein Ehepaar jenes Volksſtammes daran, ſich gute Meubles anzuſchaffen. Ja ſogar auch dann, wenn ſolches einmal ausnahmsweiſe geſchieht, verliert die Einrichtung gar bald allen Glanz der Neuheit und ſchon nach einem Jahre ſehen die koſtbaren Sophas, Seſſel, Commoden u. ſ. w. u. ſ. w. gerade ſo aus, wie wenn ſie aus einem Tröblerkram angekauft worden wären. Wie könnte dieß übrigens anders ſein, da der Sinn des Irländers und ſeiner Frau nur allein auf das Trinken gerichtet iſt? Schon zu Hauſe in Altirland gab es für ihn keinen höheren Genuß, als ſein Unglück in einem Rauſche zu begraben und in Amerika, allwo der Schnaps ſo gar wohlfeil iſt, verſchafft er ſich dieſen Genuß natürlich ſo oft, als nur immer möglich. Man darf nemlich nicht daran denken, daß ein Irländer

je sich in Bier oder Wein übernehme, sondern er verachtet vielmehr das erstere von ganzem Herzen und unter Tausenden wird kaum Einer zu finden sein, der je einen Tropfen „dieses schmählichen Getränkes" zu sich genommen hätte. Einen nicht minder großen Abscheu hat er vor dem Weine, denn dieser kostet ja ein höllenmäßiges Geld, und man müßte drei oder vier Flaschen zu sich nehmen, um eine gehörige Wirkung zu verspüren. Da ist es doch etwas ganz anderes beim Schnapse, besonders beim „Whisky", von welchem einige wenige Gläser hinreichen, um selbst den stärksten Mann zu werfen! Somit ist der Whisky das Lieblingsgetränke des Irländers, dem er sein Lebenlang treu bleibt; denn selbst wenn er Abends toll und voll betrunken zu Bette ging, so erregt ihm der Schnaps doch keinen Eckel, sondern er sehnt sich vielmehr schon in aller Frühe wieder darnach, mit einem abermaligen Becher voll Feuerwasser Bekanntschaft zu machen. An einen ordentlichen Genuß, d. h. an ein ruhiges, behagliches Schlürfen denkt er dabei nicht, sondern er trinkt vielmehr immer stehend und stürzt den Whisky, selbst den stärksten, glasvollweise mit einem Eifer hinab, als wäre es Brunnenwasser. Ja wenn es ihm gelingt, sich einer ganzen Flasche zu bemächtigen, so ruht er nicht, als bis er den Boden derselben sieht, und wenn er auch gleich den Tod davon hätte! Hierin ergeht es ihm, wie dem Löwen, der auch nicht aufhören kann, wenn er einmal Blut verschmeckt hat, und man mag ihm sein Laster noch so eindringlich vorstellen, so läßt er doch nicht davon, sondern entschuldigt sich vielmehr mit seinem schlechten Magen, der ihn nöthige, hie und da „einen Tropfen Medicin" zu sich zu nehmen. Uebrigens gilt das, was wir hier sagen, nicht blos vom

Irländer, ſondern ebenſo gut von der Irländerin und man darf ſogar kühnlich behaupten, daß dieſe dem Laſter des Schnapstrinkens faſt noch leidenſchaftlicher ergeben iſt, als ihr Herr Gemahl. Gibt es doch Frauen, welche all das Geld, das der Mann vielleicht mit ſaurer Mühe verdient, regelmäßig in den Schnapsladen tragen, und ſich ſogar nicht ſchämen, all' ihr Mobiliar mit ſammt den Kleidern und überhaupt allem, was zu Geld gemacht werden kann, nach und nach zu verſilbern und in Whisky zu verwandeln! Der Gatte verſucht es vielleicht im Anfang mit guten Worten, ſie von dieſem Laſter abzubringen oder er wendet möglicher Weiſe auch, wenn die Worte nichts fruchten, etwas kräftigere Mittel an und prügelt ſeine Ehehälfte am Ende ſo lange, bis ſie verſpricht, von nun an eine gute Haushälterin zu werden; allein was hilft ein ſolches Verſprechen bei einer Irländerin? Sie kann es nicht halten, ſelbſt wenn ſie auch wollte; denn ſowie ſie nur irgendwo einen Tropfen Whisky riecht, erwacht auf einmal die alte Gierde und ſie muß, von ihrer Leidenſchaft überwältigt, ſo lange trinken, bis ſie bewußtlos umfällt. Ausnahmen mögen allerdings ſtattfinden, aber leider ſind die Beiſpiele der Trunkenboldie allzuhäufig, als daß die Ausnahmen zur Regel werden könnten.

Aus dem Bisherigen ſchon erſieht man, daß es mit der Bildung des Irländers nicht weit her ſein kann, und in der That iſt die Stufe der Cultur, auf welcher er ſteht, eine ſehr niedere. Selten kommt Einer von der Smaragdinſel nach Amerika herüber, der ſich rühmen könnte, in den Wiſſenſchaften des Leſens und Schreibens beſonders bewandert zu ſein, und derjenige, welcher im Stande iſt, ſeinen Namen auf ein Papier zu krizeln oder

einen empfangenen Brief buchſtabenweiſe zu enträthſeln, gehört ſchon unter die Beſten ſeiner Stammesgenoſſen. Hand in Hand hiemit geht die übrige Unwiſſenheit und es hat ſelten Einer etwas mehr gelernt, als das Ausſtecken der Kartoffeln, ſowie das Tragen der ſchweren Fruchtſäcke. In die Lehre zu irgend einem Handwerker iſt er ja nie gekommen, ebenſo wenig als in eine Schule, und ſeine ganze Bildungslaufbahn beſchränkte ſich darauf, daß er entweder auf dem Felde oder in einer Fabrik arbeitete. Ueberdieß kam er nicht weit in der Welt herum, ſondern blieb bis zu ſeiner Abreiſe nach den Vereinigten Staaten ſtets in Irland, es müßte denn ſein, daß er eine Zeit lang in der großen Seeſtadt Liverpool gearbeitet hätte. Wie kann man ihm alſo zumuthen, geiſtig oder körperlich über die allererſten Anfangsgründe hinübergekommen zu ſein? So tief er nun aber auch in der Nacht der Unwiſſenheit begraben iſt, ſo ſieht er ſich hiedurch doch keineswegs gedemüthigt, ſondern er meint vielmehr, das Wiſſen ſei förmliche Nebenſache. „Wenn man nur den wahren Glauben hat“, denkt er, „ſo iſt man des Himmels gewiß, was braucht man alſo viel zu lernen?“ Den wahren Glauben aber hat er, denn er iſt römiſch-katholiſch durch und durch, und der Prieſter, welcher ſich ſeines Seelenheils annahm, ſorgte dafür, daß der gute Mann alles Nichtkatholiſche für eitel Teufelswerk hält. Zwar allerdings gibt es auch proteſtantiſche Irländer, allein ihre Zahl iſt äußerſt gering, und ſie ſtehen in tödtlicher Feindſchaft zu dem eigentlichen Mutterſtamm, welcher eben wegen dieſes Abfalls eines Theils ſeiner Glieder um ſo eifriger darauf bedacht iſt, dem Bigottismus zu huldigen. Ihm alſo, dem wahren Irländer, geht nichts über die

katholiſche Religion, d. h. über das, was ihn der Prieſter gelehrt hat, „Religion“ zu nennen, und er wird ſich z. B. um keinen Preis nachſagen laſſen, daß er je einmal am Palmſonntage die Beichte verſäumt habe. Ebenſowenig darf das Bildniß ſeines Schutzheiligen, des heiligen Patrik, an der Wand ſeiner Wohnung fehlen, und zwar in der Regel recht bunt bemalt, dieweil die grellen Farben ſeinen Schönheitsbegriffen am meiſten entſprechen. Ueberdieß lüpft er bei der bloßen Nennung des heiligen Vaters in Rom ſtets ehrfurchtsvoll den Hut, ob er gleich keine eigentliche Vorſtellung davon hat, wer und was der Pabſt iſt; allein ſein Beichtiger lehrte ihn, den beſagten Oberhirten der katholiſchen Kirche höher zu ſchätzen, als ſelbſt unſern Herrgott im Himmel, warum ſollte er es alſo nicht thun? Geht ihm doch der Ausſpruch ſeines Paters über Alles! Gehorcht er doch dieſem ſo zu ſagen blindlings! Opfert er ihm doch geradezu ſein eigenes Ich! Wäre er doch ſogar bereit zu ſtehlen, nur um den Prieſter gut zu verſorgen! Noch bigotter faſt, als die Männer, ſind die Frauen und der Religion oder vielmehr dem Prieſter zu lieb kommt es ihnen auf keinerlei Art von Opfer an. Allein wie ſie hierin das männliche Geſchlecht zu überbieten ſuchen, ſo auch in der Unwiſſenheit und Unbildung. Ja die letztere ſteigert ſich bei ihnen nicht ſelten bis zur Unfläthigkeit, und es macht z. B. einen überaus eckelhaften Eindruck, wenn man ein paar Mädchen oder Frauen neben einander ſitzen ſieht, mit nichts Anderem beſchäftigt, als ſich gegenſeitig vor aller Welt jene ungeflügelten Inſecten zu fangen, welche auf dem Hinterkopfe unreinlicher Menſchen vorzukommen pflegen. Einen ſolchen Liebesdienſt aber erweiſen ſich die Irländerinnen faſt bei allen ihren Zu-

sammenkünften und aus der Unbefangenheit, mit welcher sie dabei zu Werke gehen, ersieht man deutlich genug, daß sie keineswegs glauben, durch eine derartige Handlungsweise gegen den Anstand zu handeln. Noch schamloser aber erscheint es in den Augen eines gebildeten Menschen, wenn er sehen muß, wie eine irische Mutter, die mit ihrem Säugling an der offenen Straße vor dem Hause sitzt, sobald der letztere schreit, ohne sich lange zu besinnen, das Kleid öffnet, die Brust heraushängt und das Kind ohne Rücksicht darauf, ob zwei oder zwanzig Männer zusehen, öffentlich saugen läßt. Sollte man da nicht meinen, man habe eine Kuh vor sich, welche den Durst ihres Kalbes stillt?

Dieser letztere Umstand bringt uns darauf, über die Kindererziehung der Irländer einige wenige Worte zu sagen. Eigentlich übrigens ist das Wort „Erziehung" hier übel angebracht, indem von einer solchen in einem irländischen Haushalt nur wenig oder gar nichts zu bemerken ist. Der Vater kümmert sich nichts um seine Rangen, denn er muß seinem Geschäfte nachgehen, und hat, wenn er dieses beendigt, die Schnapskneipe zu besuchen. Somit bleibt alles der Mutter überlassen, allein diese hat auch keine Zeit, sich viel mit dem jungen Geschmeiß zu befassen; sondern sie überläßt dasselbe vielmehr den ganzen Tag lang sich selbst, fest überzeugt, genug gethan zu haben, wenn sie der kleinen Brut das nöthige Essen und Trinken reichte. Die Folge hievon ist, daß die Knaben und Mädchen, sobald sie nur halbwegs krabbeln können, auf die Straße hinabgehen, um allda im Sonnenschein zu spielen, und sobald man auf ungewaschene oder vielmehr mit Schmutz überzogene, in halbnacktem Zustand herum-

streichende Kinder stößt, so darf man mit Bestimmtheit darauf zählen, daß sie dem irischen Stamm angehören. Auf diese Art wachsen die Söhne und Töchter der Irländer halb wild auf und sie würden vielleicht total verwildern, wenn nicht mit dem siebenten Jahre in Amerika die Schulzeit begänne. Freilich, würde der Schulunterricht Geld kosten, so dürfte man sicher darauf zählen, daß nur wenige irische Elternpaare daran dächten, ihre Kinder desselben theilhaftig werden zu lassen, allein zum großen Glück für die letzteren sind fast in allen Staaten der Union „Freischulen" errichtet, und man hat nicht nur kein Unterrichtsgeld zu bezahlen, sondern die Kinder bekommen auch noch die nöthigen Bücher, Landkarten, Schreibmaterialien u. s. w. umsonst. Warum sollte man sie also nicht hinschicken? Ist ja doch der weitere Vortheil damit verbunden, daß die wilden Dinger, so lange sie in der Schule sitzen, gut aufgehoben sind, ohne irgend einer weitern Beaufsichtigung zu bedürfen! Somit werden dieselben jeden Morgen regelmäßig mit einem kleinen Frühstück in der Tasche nach der Schule abgesandt und die Mutter ist froh, nunmehr der Last überhoben zu sein, allein sieht sie vielleicht auch darnach, ob die junge Brut in der That und Wahrheit in die Lehranstalt geht oder nicht? Straft sie vielleicht die Kinder, wenn der Lehrer ihr berichtet, daß dieselben tagweise ausbleiben, um sich auf den Straßen herumzutummeln, und bekümmert sie sich überhaupt etwas darum, ob ihre Sprößlinge im Lernen weiter kommen? Ei Gott bewahre; weder sie noch ihr Mann lassen sich dergleichen Kleinigkeiten anfechten, denn sie denken Beide, daß man die armen Racker nicht allzuhart anspannen müsse, dieweil allzuviel Wissen Kopfweh

mache. Umgekehrt aber, wenn einer der Buben oder eines der Mädchen ſchreiend nach Hauſe kommt, und ſich darüber beklagt, daß es der Lehrer geſchlagen habe, ſo macht ſich der zärtliche Vater, ſtatt daß er das Kind, welches die Schläge ohne allen Zweifel gar wohl verdiente, ſeinerſeits ebenfalls abſtrafte, alsbald auf die Socken, ſteigt dem Lehrer auf die Stube und droht ihm mit einer tüchtigen Tracht Prügel, wenn er ſich je unterſtehe, dem Kinde noch einmal etwas zu thun. Iſt das nicht eine prächtige Erziehung?

Die Beſchäftigung des Irländers entſpricht dem, was wir bisher über ihn bemerkten, vollkommen. Er ergreift nemlich nie eine feine Arbeit, ſondern liebt vielmehr das Rohe, ſowie überhaupt dasjenige, wobei man nicht viel zu lernen braucht. Somit wird man in ganz Nordamerika keinen einzigen irländiſchen Uhrmacher, Goldarbeiter und was dergleichen mehr iſt, treffen, und ebenſowenig iſt ſeine Race unter den Malern, Muſikern, Steinmetzen u. ſ. w. u. ſ. w. vertreten. Die Kunſt geht über ſeinen Horizont, um ſo mehr aber liebt er eine Arbeit, bei welcher körperliche Kraft erforderlich iſt, und ein großer Theil der Kanäle, Eiſenbahnen, Brücken, Straßen u. ſ. w., welche in Amerika exiſtiren, ſind durch ſeine kräftige Beihilfe entſtanden. Ueberdem fungirt er gerne als Laſtträger beim Ein- und Ausladen der Schiffe, oder als Knecht in einer Kohlenhandlung und was dergleichen mehr iſt. In den Fabriken, welche mit ſchwerer Handarbeit zu thun haben, iſt er ohnehin zu Hauſe und als Fuhrmann, beſonders wenn es ſich um die Weiterbeförderung von ſchweren Kaufmannsgütern handelt, leiſtet er ebenfalls das Seinige. Kurz, er weiß ſich als tüchtiger Arbeiter geltend zu machen, und

wenn man nicht mehr von ihm fordert, als was vermittelſt Anſtrengung der Muskeln und Gliedmaßen geleiſtet werden kann, ſo wird man beinahe immer mit ihm zufrieden ſein. Nur muß man ihm nie zumuthen, ſelbſtſtändig d. h. ohne Aufſicht und Anleitung zu arbeiten. Zur Selbſtſtändigkeit nemlich paßt er durchaus nicht, einfach deßwegen, weil er ſeine eigenen Leidenſchaften nicht zu beherrſchen verſteht, und wenn er daher irgend einmal aufhört, anderer Leute Diener zu ſein, um ein eigenes Geſchäft zu betreiben, ſo geht er regelmäßig nach kurzer Zeit zu Grunde. Ja ſogar nicht einmal als ſelbſtſtändiger Bauer oder „Farmer" kommt er fort und man ſieht es einer Hofwirthſchaft alſobald an, ob ſie von einem Irländer betrieben wird oder nicht. Zeichnet ſich doch ſolch' ein Anweſen ſtets durch ungewöhnlichen Schmutz aus! Darf man doch bei ihm ſicher ſein, immer zerbrochene, mit Papier geflickte Scheiben zu finden! Wird doch ſein Vieh ſtets ungeputzt mit zottigen Haaren halbwild herumſtreifen! Tragen doch ſeine Felder, weil nur roh und oberflächlich bearbeitet, kaum die Hälfte der Frucht, welche ſein Nachbar, wenn dieſer ein Yankee oder ein Deutſcher iſt, erzielt! Ebenſo nachläſſig und ſchmutzig ſieht es aus, wenn man die innern Zimmer ſeiner Wirthſchaft beſucht, denn ſeine Frau läßt ſich keineswegs beſſer an, als er ſelbſt, und man iſt daher ſtets froh, wenn man einer irländiſchen Farm den Rücken kehren kann. Ausnahmen kommen allerdings hie und da vor, und gar Mancher, deſſen Beſitzthum in der Mitte von deutſchen Anſiedlungen lag, hat ſich in kurzer Zeit auffallend gebeſſert. Ja es ereignete ſich ſogar ſchon das Wunder, daß Einer ein nüchterner und geordneter Mann wurde, blos weil er kein böſes Beiſpiel mehr ſah;

allein ſobald irgend ein Landsmann bei ihm einkehrte oder ſich gar in der Nachbarſchaft niederließ, ſo nahm es mit der Tugend und Enthaltſamkeit bald ein Ende und die frühern Gewohnheiten ſtellten ſich in verſtärktem Maße wieder ein. Kurz ein Irländer wird es als Bauer ſelten beſonders weit bringen und es iſt daher ein wahres Glück für Nordamerika, daß nur wenige der iriſchen Einwanderer ſich auf's Land begeben, um daſelbſt dem Ackerbau obzuliegen, ſondern daß vielmehr die meiſten ſich in den größern Städten als Handarbeiter niederlaſſen.

Wie ſich in Folge deſſen das Verhältniß der Irländer zu den eingeborenen Amerikanern geſtaltet oder vielmehr geſtalten muß, dürfte nicht ſchwer zu errathen ſein. Der Irländer iſt der Knecht, der Amerikaner aber der Herr! Was braucht man weiter? Freilich ſollte man meinen, ein gebildeter Yankee werde einen unwiſſenden, rohen, ungeſchlachten und trunkſüchtigen Burſchen, wie der Irländer meiſtens iſt, nicht einmal als Knecht gern um ſich ſehen, und in der That wird auch der Amerikaner beim Anblick eines Sohnes Grün-Erins nicht ſelten von ſeinen Gefühlen ſo hingeriſſen, daß er in die harten Worte: „damned dirty irish Puppy, du verdammter ſchmutziger iriſcher Bengel" ausbricht; allein wen ſollte man denn zu den gemeineren und ſchwereren Arbeiten verwenden, wenn nicht den Irländer? Ein Eingeborener gibt ſich ja bekanntlich nicht leicht zu derlei Geſchäften her und hat auch die Kraft nicht, dieſelben zu verſehen; ein eingewanderter Deutſcher aber, der allerdings weit fleißiger, weit gewandter und weit ſolider ſeyn mag, als ein Irländer, paßt deßwegen nicht ſo gut, weil ihn der Amerikaner nicht verſteht. Ueberdem erweist ſich nicht der Sohn der Smaragd-

Inſel weit fügſamer, als jeder andere Eingewanderte? Ja iſt der Irländer trotz ſeines rauhen, plumpen Weſens nicht ſogar kriechend-unterwürfig gegen den Yankee und redet er ihn nicht ſtets mit den Worten: „Your honor“ oder „Your reverence“, d. h. Euer Ehren oder Euer Hochwohlgeboren an? Eine ſolche Anſprache thut wohl, ſelbſt wenn ſie aus dem Munde eines ſo ungebildeten Menſchen, wie der Irländer iſt, kommt, und man überſieht über dieſem Reſpekt manches andere Widerwärtige. Zudem wo wäre ein Deutſcher oder auch ein Franzoſe in der Union zu finden, welcher ſich beeilte, ſein Deutſchthum und Franzoſenthum abzulegen? Wollen dieſe Menſchen nicht vielmehr ihre Nationalität beibehalten und erfrechen ſie ſich nicht ſogar, dem Yankee gegenüber ihren eigenen Gang zu gehen? Da iſt der Irländer ein ganz anderer Menſch, denn er fügt ſich in allem und jedem und erkennt die Superiorität des eingeborenen Amerikaners ohne Widerſtreben an. Kein Wunder alſo, wenn der Letztere lieber einen Sohn Grün-Erins beſchäftigt, als einen Nachkommen Teuts!

Dazu kommt noch ein anderer Umſtand, welcher nicht wenig dazu beiträgt, das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen eingeborenen Amerikanern und Irländern freundlich zu geſtalten, nemlich die gemeinſame Abneigung, welche beide Theile gegen die engliſche Nation hegen. Dieſe Abneigung hat, wie wir ſchon bei der Schilderung des Stockamerikaners gezeigt haben, bei dem Eingeborenen ihren Grund im Neide, den er gegen Altengland fühlt; bei dem Irländer aber entſpringt ſie aus dem Rachegefühl, von dem derſelbe gegen Alles, was engliſch heißt, beſeelt iſt. Das irländiſche Volk gehört nemlich, wie bekannt, unter die ſchwerſtgedrückte

Nationen der Welt; denn die Engländer begnügten ſich, als ſie Irland eroberten, nicht damit, Land und Leute in Unterwürfigkeit zu erhalten, ſondern ſie nahmen vielmehr allen Grund und Boden als ihr Eigenthum hinweg und behandelten die früheren Beſitzer deſſelben wie Sclaven. So beſaß denn der Irländer im eigenen Vaterlande kein Stück Feld mehr, das er ſein eigen nennen konnte, und ſogar ſeine Religion wurde kaum geduldet. Kurz man betrachtete ihn als einen Auswürfling, und er genoß nicht einmal den Schutz der Geſetze, die doch für jeden Unterthan die gleiche Rechtskraft haben ſollten. Iſt es alſo ein Wunder, wenn ſich endlich in dieſer ſchwer gebeugten Nation ein tiefer Haß gegen ihre Unterdrücker feſtſetzte, und wenn Millionen über's Waſſer hinüber nach Amerika zogen, nicht blos um ihre Lage zu verbeſſern, ſondern auch, weil ſie hofften, daß es doch mit der Zeit nothwendig zu einem Kriege zwiſchen England und der Union kommen werde, durch welchen ſie dann Gelegenheit erhielten, ihre Wuth an den Britten auszulaſſen? Hierin alſo, in der Abneigung gegen Großbritannien, ſtimmen Amerikaner und Irländer überein, und dieſe Uebereinſtimmung iſt kein geringer Grund für ihre gegenſeitige Annäherung. Daher kommt es denn auch, daß das Irländerthum ſchon in der zweiten und dritten Generation ſich mit dem Yankeethum ſo zu ſagen verſchmilzt und zu dem wird, was man das jetzige Amerikanerthum nennen muß. Der Irländer denkt ja nicht daran, eine eigene Nation in Amerika zu bilden, und ſomit will ſein Sohn oder wenigſtens ſein Enkel nichts anderes ſein, als ein Amerikaner! Hat er aber vollends in eine Yankeefamilie hineingeheirathet, ſo iſt der Verſchmelzungsproceß wenigſtens bei ſeinen Nach-

kommen ein durchaus vollständiger und das Irländerthum hat dann gänzlich aufgehört.

So steht es mit dem Irländer in Amerika und es bleibt uns nun nur noch übrig, über einige wenige Eigenheiten zu berichten, welche ihm, so lange er sich noch im frisch eingewanderten Zustande befindet, ankleben. Hieher gehört vor Allem die Feier des St. Patrikstages, welche alljährlich am 17. März von allen in der Union wohnenden Irländern auf's Festlichste begangen wird. St. Patrik war nemlich, wie dem Leser ohne Zweifel bekannt ist, der Apostel Irlands, und es gibt keinen in jenem Lande Geborenen, der nicht mit tiefster Ehrfurcht auf denselben hinblickte. Warum sollte man also seinen Ehrentag nicht feiern? Hiegegen hat nun sicherlich auch kein Mensch etwas einzuwenden und wir würden den bewußten 17. März ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn das Fest anders ausfiele, als es auszufallen pflegt. Worin besteht aber dasselbe? Einfach darin, daß alle Irländer an diesem Tage so viel und so lange Whisky trinken, bis sie vollständig zum Thiere geworden sind! Am frühen Morgen scheint es allerdings, als ob große Feierlichkeiten stattfinden sollten, denn es rücken die sämmtlichen irischen Milizregimenter aus, um mit schallender Musik in großer Procession durch die Straßen zu ziehen. Auch finden große Zweckessen statt, bei welchen die sämmtlichen Theilnehmer im Sonntagsstaate erscheinen, und zugleich werden solenne Bälle angezeigt, damit die Damen ebenfalls Gelegenheit hätten, ihre Pracht zu entwickeln. Allein der gewöhnliche Verlauf des Tages ist, daß jedes Mitglied des irischen Volksstammes, sei es nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, schon vor Tisch eine weit größere Portion Schnaps in sich hineingießt,

als es zu ertragen vermag, und in Folge dessen gibt es dann am Mittag nur äußerst selten noch einen nüchternen Irländer. Sobald es aber so weit gekommen ist, müssen sich alle diejenigen, welche sich nicht gerne in Händel verwickelt sehen, so schleunig als möglich in ihre sicheren Häuser retiriren, und die Wirthe, welche nicht der irländischen Nation angehören, thun wohl daran, ihre Lokale sofort zu schließen, denn sie dürfen darauf zählen, daß, sobald ein betrunkener irischer Hause hereindringt, alles kurz und klein geschlagen wird. Noch toller werden die Excesse gegen den Abend hin und bei einbrechender Nacht durchziehen die St. Patriksverehrer unter furchtbarem Geschrei die Straßen, attaquiren jeden, der ihnen begegnet, und schießen dazu so toll aus Revolvern, Pistolen oder Büchsen, daß man glauben könnte, sie liefern einander eine Feldschlacht. Kurz es ist eine Heiligen-Feier, von der man bei uns in Deutschland keinen Begriff hat, und noch am Morgen kann man Hunderte von ihnen im bewußtlosen Zustand in den Gassen liegen sehen, welche dann von der Polizei, die sich den Tag vorher wohlweislich nicht blicken ließ, in die Stationshäuser „zum Rauschausschlafen" geschleppt werden; aus den Zeitungsberichten aber erfährt man sofort, wie viele friedliche Bürger von den viehisch Besoffenen niedergeschlagen und wie viele andere Brutalitäten von ihnen begangen worden sind.

Eine zweite Eigenheit des Irländers ist „die Großthuerei, welche er bei allen Begräbnißfeierlichkeiten entwickelt." Gewöhnliche Menschen begraben ihre Todten dem Stande gemäß, welchem dieselben im Leben angehört hatten, und es wird dabei kein größerer Aufwand gemacht, als der Geldbeutel es erlaubt. Ganz anders der Irländer.

Zuerſt nemlich beſtellt er eine ſolenne Leichenwache, welche er natürlich mit Speiſe und Trank, abſonderlich aber mit Whisky ſo freigebig als möglich verſorgt. Sodann läßt er den Todesfall bei allen Freunden, Bekannten und Verwandten in der ganzen Runde anſagen und ladet die ganze Sippſchaft auf's Feierlichſte ſowohl zum Leichenbegängniß, als auch zum Leichenſchmauſe ein. Sein Zweck bei dieſer Einladung iſt, ſo viel Menſchen als möglich zu Leidtragenden zu bekommen, denn je größer der Zug iſt, der einer Bahre folgt, und insbeſondere je mehr es der Chaiſen ſind, welche hintendrein fahren, um ſo größer iſt die Ehre und die Genugthuung. In der That finden ſich deßhalb auch immer, ſelbſt bei einem ganz armen Irländer, unverhältnißmäßig viele theilnehmende Herzen ein, und es wird unendlich viel geweint, geſchluchzt und gejammert, ehe man auf den Kirchhof hinauszieht; kaum aber iſt die Beerdigung vorbei und kaum hat man das Trauerhaus wieder erreicht, ſo beginnt auch alſobald der Leichenſchmaus oder vielmehr der Leichentrunk, und nun kann man ſich leicht denken, warum ſich ſo viele Leute zu der Feierlichkeit gedrängt haben. Der Whisky fließt nemlich in Strömen und dem Todten zu Ehren werden ſo viele Libationen gebracht, daß bald die ganze Geſellſchaft, Männer, Weiber, Buben und Mädchen, ja ſelbſt Vater, Mutter, Gatte, Gattin, Schweſter, Bruder, Sohn und Tochter nicht ausgenommen — mit einem Worte Alles, was da iſt, ſich im „aufgeregteſten“ Zuſtand befindet. Auch endet ein ſolcher Leichenſchmaus oft und viel mit einer allgemeinen Prügelei und jedenfalls geht man in einer ganz andern Stimmung auseinander, als man zuſammengekommen iſt, denn „nüchtern“ oder auch nur annähernd nüchtern, entfernt ſich kein Einziger.

Unter die Dinge, welche der Irländer am meisten liebt, gehört der Name „Paddy", ein Diminitivum des Wortes Patrik, und wenn man nicht weiß, wie ein Sohn Grün-Erins getauft ist, so rufe man ihn nur immerhin mit dem besagten Namen, denn man darf dann gewiß sein, daß er sich wenigstens umschaut. Dasjenige Ding aber, das er am meisten haßt, ist das Wort „Temperenz" oder „Mäßigkeit". Daß er den Engländer nicht liebt, haben wir oben gesehen, und wir können ihm dieß auch nicht verübeln. Ebenso gut mag es noch hingehen, daß ihm der Deutsche ein Dorn im Auge ist, denn dieser bildet ja so zu sagen seinen Concurrenten und in nur zu vielen Fällen handelt es sich darum, ob der eingeborene Amerikaner ihm oder dem Sohne Teuts den Vorzug geben will. Allein wie geringfügig erscheint die Abneigung gegen Deutschthum und Engländerthum gegenüber der furchtbaren Rache, welche er dem „Temperenzthum" geschworen hat, denn dieses letztere will ihm ja das einzige Labsal, das er im Leben besitzt, den Whisky, rauben! Bekanntlich gibt es in Nordamerika eine große religiös-politische Partei, die sogenannte Temperenz-Partei, welche es sich vorgesetzt hat, den Genuß aller geistigen Getränke durch ein allgemeines gesetzliches Verbot geradezu unmöglich zu machen, und die Mitglieder derselben, hauptsächlich methodistische Geistliche und exaltirte Damen, drängen sich mit ihren Traktätlein allüberall ein, um neue Proselyten zu gewinnen. Allein es soll sich einmal eine derartige Dame (die Geistlichen sind klug genug wegzubleiben) in das Haus eines Irländers verirren, — Herrgott im Himmel, wie wird sie da empfangen! Mit einer Legion von Flüchen donnert sie der Sohn Grün-Erins nieder und nicht blos

ſie verflucht er, ſondern auch die Mutter, welche ſie geboren, ſowie den Vater, der ſie gezeugt! Ja ihre Großeltern ſogar entgehen ſeinen Verwünſchungen nicht und mit Entſetzen ergreift ſie die Flucht, um nie mehr wiederzukehren! Aus dieſem Grunde wird man auch in den ſogenannten Neuenglandſtaaten, alſo in Connecticut, Maſſachuſſetts, Maine u. ſ. w., in welchen die Temperenzpartei beſonders mächtig iſt, nur äußerſt wenige Irländer treffen, und wenn je Einer durch die Verhältniſſe gezwungen dort ſeinen Aufenthalt nimmt, ſo betrachtet er die Stadt, in der er wohnt, keineswegs als ſeine Heimath, ſondern vielmehr als eine Art von Verbannungsort, welchen er je eher je lieber mit Neuyork, Baltimore, Philadelphia, Louisville, St. Louis oder einer andern Metropole, in welcher der Schnaps nicht verboten iſt, zu vertauſchen im Sinne hat. Ueberdieß hält er ſich, ſo lange er in Hardford, Concord, Portland und wie die andern Städte in Neuengland heißen, zu verbleiben genöthigt iſt, in Ermangelung eines Wirthshauſes, in welchem er für ſein Geld Whisky bekommen kann, immer an einen Apotheker, der ſo freundlich iſt, ihm den Schnaps, freilich ums doppelte Geld, „als Arznei“ zu verkaufen.

Die „Hauptkrankheiten“, an welchen die Irländer ſterben, ſind der Sonnenſtich und der Säuferwahnſinn. Der erſtere kommt, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in den heißeſten Monaten des Sommers vor und es ſind demſelben die Abkömmlinge aller Nationen ausgeſetzt; eigenthümlicher Weiſe aber erkranken beſonders die Söhne Grün-Erins daran, und unter zehn Fällen, welche einen tödtlichen Ausgang haben, betreffen neune immer den iriſchen Volksſtamm. Dieſe auffallende Erſcheinung erklären die

Aerzte daraus, daß die Gehirnnerven der Irländer, ihres ewigen Schnapstrinkens wegen, bei weitem mehr afficirt sind, als die anderer Amerikabewohner, und ohne Zweifel haben die gelehrten Herren hierin auch vollkommen Recht. Oder woher käme es denn, daß so viel irisches Volk vom Säuferwahnsinn befallen wird? Die Ursache hievon liegt ebenfalls nirgends anders als im Whisky!

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der frisch aus seinem alten Vaterlande herübergekommene Irländer immer leicht an seiner schnarrenden Sprache zu erkennen ist, daß er diese aber mehr und mehr ablegt, je länger er im Lande wohnt. Die zweite Generation spricht schon nicht mehr mit irischem Accente und die dritte bewegt ihre Zunge ganz so wie der Amerikaner, dessen Voreltern schon vor zweihundert Jahren in Amerika ansässig waren.

12.

Singsing, das große Zuchthaus.

Wenn man von Neuyork den Hudson hinauffährt, so wird man unwillkürlich an den Rhein erinnert. Links ist das Ufer des majestätischen Stromes von einem hohen Bergrücken, welchen von unten bis oben ein dichter Wald bedeckt, eingefaßt; rechts dehnt sich eine herrliche Landschaft aus, besäet mit freundlichen Städten, oder auch mit einzelnen Farmen und Landhäusern, die in ihrer weißen Festkleidung mit den grünen Jalousien so einladend und frisch aussehen, wie ein liebliches Kind am ersten Mai! Es fehlen nur die alten Burgruinen, nebst den saftig grünen Weinbergen, sowie die lieblichen Vogelstimmen, welche an beiden Ufern ihre Lerchentöne erschallen lassen. Insbesondere aber vermißt man die frohen, fröhlichen Gesichter, denen man überall am Vater Rhein begegnet und diese lassen sich durch keine auch noch so herrliche Natur ersetzen.

Ist man den Strom etwa vierzig Meilen (d. h. englische Meilen, von welchen fünf auf eine deutsche gehen) aufwärts gefahren, so hat man zur Rechten ein großes Dorf, dessen Häuser und Häuschen an der Uferhügelkette zerstreut sich wohl eine Stunde weit ausdehnen, umgeben

von fruchtbaren Feldern, zum Theil versteckt unter Bäumen und Laubwerk; am Fuße des Dorfes aber, fast hart am Hudsonflusse, erheben sich hohe, massiv steinerne Gebäude, welche auf drei Seiten von einer nicht minder hohen und massiven Mauer umgeben sind. Nur die Stromseite ist ohne Umfassungsmauer, denn der Hudson, welcher hier eine Breite von zwei englischen Meilen einnimmt und in reißender Schnelligkeit dahinfließt, gewährt sicherlich mehr Schutz, als die höchste Mauer thun würde. Das besagte Dorf nun heißt Singsing und innerhalb der hohen massiven Mauern befindet sich das berühmte gleichnamige Zuchthaus des Staates Neuyork, welches schon so vielen andern Zuchthäusern der alten und neuen Welt zum Muster gedient hat.

Eigentlich sind es zwei Zuchthäuser, das für Männer, sowie das für Weiber, und beide liegen ganz getrennt von einander. Zwischen ihnen hindurch nemlich führt die Hudson-river-rail-road, jene berühmte Eisenbahn, welche hart am Ufer des Hudson, oft in denselben hineingebaut oder über breite Strombuchten hingeleitet, nach Albany hinaufführt und als ein Wunder der Baukunst gilt. Somit kann von einer Gemeinsamkeit der beiden Zuchthäuser nicht die Rede sein und überdieß ist auch das eine derselben um soviel größer und umfangreicher, als das andere, daß das letztere gegenüber von dem ersteren eigentlich ganz verschwindet. Betrachten wir uns also eines nach dem andern, und zwar zuerst das männliche Zuchthaus, um dann am Schlusse auch des weiblichen mit einigen Worten zu gedenken.

Wenn man am Landungsplatze der Dampfboote, welcher sich am Fuße des Dorfes Singsing unweit des

Eisenbahnstationshauses befindet, ausgestiegen ist und sofort dem Zuchthause ein paar hundert Schritte weit zugewandelt ist, so wird man von ein paar Männern in langen grauen Kutten, mit noch längeren Gewehren über den Schultern, in Empfang genommen und gefragt, wohin man zu gehen begehre. Es sind dieß die Privatschutzwächter des Zuchthauses (stehendes Militär, das „hiezu" zu verwenden wäre, gibt es bekanntlich in Amerika nicht), also so zu sagen die Außenposten der Festung, denn sie haben ihren Standpunkt ringsum auf den kleinen Uferhügeln, von denen aus sie das Zuchthaus, den Hudson, sowie die ganze Umgebung übersehen und jede verdächtige Bewegung überwachen können. Ihre Anzahl beträgt im Ganzen etliche und fünfzig, aber sie wechseln alle vier Stunden mit einander ab, so daß bei Tage stets nur fünfzehn, bei Nacht aber nie weniger als sechs auf den Beinen sein müssen. Diesen Schildwachen nun nennen wir natürlich unser Begehr und sofort begleitet uns Einer von ihnen bis an's Thor der hohen Mauer. Dort befindet sich ein kleines Häuschen, in welchem der Thorschreiber sitzt und von diesem eingeladen verewigen wir unsere Namen in ein großes Buch, worin schon Tausende vor uns ebenfalls eingeschrieben stehen. Zugleich aber hinterlegt Jeder von uns zwei Schillinge, das ist nach süddeutscher Währung siebenunddreißig Kreuzer, welche als Entreegebühr gelten können. Das Geld — und es macht jährlich eine Summe von mehreren tausend Thalern aus — wird zum Nutzen der Anstalt verwendet und vertritt nebenbei auch die Stelle des Trinkgeldes an den Führer, welcher, von dem Thorschreiber durch eine Glocke citirt, nach wenigen Minuten erscheint, um uns als Cicerone zu dienen.

Wir machen uns also auf den Weg, voraus den Führer, der uns ebenso freundlich als höflich begegnet. Er verspricht uns sämmtliche Merkwürdigkeiten zu zeigen und erklärt sich bereit, auf alle unsere Fragen Antwort zu ertheilen; nur ersucht er uns, nirgends, wo wir uns in der Nähe der Zuchthausgefangenen befinden, am allerwenigsten aber in den Arbeitslokalen ein lautes Wort zu sprechen. Ja nicht einmal „flüstern" sollen wir, denn „schweigen" ist die erste Regel in Singsing, und diese Regel hört blos auf, wo keine Gefangenen sind! Wir besehen zuerst das eigentliche Gefängniß, das Gebäude, worin sich die Zellen der Sträflinge befinden, also das große Schlafzimmergefängniß oder die „Halle", wie man dasselbe gewöhnlich nennt. Sie ist fünf Stockwerke hoch, fünfhundert Fuß lang, vierundvierzig Fuß tief und durchweg massiv aus dicken Quadern erbaut. Jedes Stockwerk enthält zweihundert Zellen, nemlich hundert gegen Mittag und andere hundert gegen Mitternacht, so daß sich in allen fünf Etagen im Ganzen genommen tausend Zellen befinden. Schmal und eng ist jede Zelle, nur drei Fuß breit, sechs Fuß drei Zoll lang, sowie sechs Fuß acht Zoll hoch. An der Wand sieht man eine eiserne Bettstätte aufgeschlagen, welche Abends, wenn man den Sträfling einsperrt, heruntergelassen wird, und das ganze Ameublement besteht aus einem einfachen niederen Schemel oder Stuhl nebst einem schmalen Gesims, auf welchem eine Bibel nebst einem Gesangbuche liegt. Sobald die Bettstelle heruntergelassen ist, nimmt sie fast den ganzen Raum ein und der Gefangene hat dann nur die Wahl entweder auf dem Bette zu liegen oder auf demselben zu sitzen. Besonders einladend sieht letzteres aber nicht aus, denn es besteht aus

nichts als aus einem Strohſack, einer Strohmatratze und einem Strohkiſſen, ſowie aus zwei wollenen Teppichen, den Leib zu bedecken. Doch iſt Alles reinlich und auch die Zelle ſelbſt hat einen properen Anſtrich, denn man gypſt die Wände regelmäßig alle Jahre, ſo daß ſie bei Lichte ganz weiß glänzen. Eine ſchwere eiſerne Thüre verwahrt den Eingang zu jeder Zelle und in der Thüre befindet ſich ein kleines Loch für Luft und Licht; alle die hundert Thüren aber, welche gegen Norden oder Süden hinauslaufen, ſchließen ſich vermittelſt einer einfachen Mechanik durch einen einzigen Druck, ſo wie ſie ſich auch wieder durch nur einen Druck öffnen, und ſomit können die ſämmtlichen tauſend Zellen von einem einzigen Manne gar leicht hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Iſt das nicht ſinnreich? Im Uebrigen jedoch dürfte über die beſagten Zellen wenig mehr zu bemerken ſein, außer daß die Wände hinten und auf beiden Seiten, ſo wie der Fußboden und die Decke oben aus mächtig dicken Quadern beſtehen, ohne Zweifel damit keiner der Gefangenen von ſeinem Nachbar ein Wort oder auch nur einen Laut hören könne. So herrſcht denn in dieſen Räumen eine tiefe grabähnliche Stille, und der Tritt des Wächters, der in dem breiten Gange vor den Zellen auf und ab wandert, klingt hohl und ſchaurig, wie der eines finſtern Geſpenſtes.

Wir ſind froh, das Zellengefängniß hinter uns zu haben, denn das Unheimliche deſſelben hat uns die Herzen zuſammengeſchnürt. Treten wir nun aber in den Hof hinaus, ſo ſtehen wir alſobald vor einem anderen Gebäude; doch macht dieſes einen bei weitem beſſern Eindruck, ſchon deßwegen, weil es nicht ſo „maſſig“ iſt und nur zwei Etagen hat. In ſeinem zweiten Stockwerk

enthält es einen Betsaal für etliche hundert Personen, sowie einen Spital für etwa den dritten Theil dieser Anzahl, welche beide Lokalitäten mit hellen, hohen, wenn auch fest vergitterten Fenstern versehen sind. Aus dem ersten Stockwerk, also aus dem Parterre steigt Rauch auf, denn es befindet sich hier die mächtige Zuchthausküche, in welcher das Essen für die sämmtlichen Gefangenen bereitet wird, und gleich daneben liegt der Speisesaal, der geräumig genug ist, um tausend Sträflinge zu gleicher Zeit ihr Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Die Einrichtung desselben ist übrigens äußerst einfach und besteht eigentlich aus nichts als verschiedenen mächtig langen Bänken und Tischen aus Tannenholz. Was braucht man auch mit Zuchthäuslern viele Umstände zu machen? Ebenso einfach erweisen sich die Speisegeräthe, denn hölzerne Schüsseln, hölzerne Teller, sowie hölzerne Löffel sind alles, dessen die Kostherren bedürfen. Die Speise selbst kann aber weder schlecht noch mangelhaft genannt werden und sogar für Abwechslung hat man wenigstens einigermaßen gesorgt. Die Gefangenen bekommen nemlich an dem einen Tag zum Mittagbrod: gesalzenes Fleisch, Kartoffeln und Brod, und am andern: Brod, Suppe nebst frischem Fleisch. Am Sonntag aber besteht die Mahlzeit aus Brod, Reis, Fleisch, Kartoffeln und Molasses, d. h. Syrup um ihn auf's Brod zu streichen. Ist das nicht genug? Zudem gibt es außer dem Mittagessen auch noch ein Frühstück, bestehend aus Kafee und Brod nebst etwas Pudding oder Mus, sowie ein Abendbrod mit Molasses und Kartoffeln. Kein Wunder also, wenn die Zuchthäusler meist wohlgenährt und zum Theil sogar besser aussehen, als zu der Zeit, die sie

in der Freiheit zubrachten! Die geregelte Lebensweise sowie die Diät schlägt prächtig bei ihnen an!

Wir kommen nun in's Freie über große Hofräume, in welchen eine Menge langer niederer Gebäude zerstreut liegen, denn die Anstalt bedeckt einen Flächenraum, auf welchem eine mäßige Stadt bequem Platz hätte, und es gibt allda großartige Werkstätten bis zu zweihundert Fuß Länge nebst vierzig Fuß Breite. Man muß nemlich wissen, daß die Insaßen des großen Zuchthauses in Singsing nicht dazu da sind, um „nichts" zu thun, sondern vielmehr dazu, um gehörig beschäftigt zu werden, und man hat also verschiedene Arbeitslokale eingerichtet, in welchen sie den ganzen Tag die Hände rühren müssen. Wohin gehen wir nun zunächst? In die Eisen- und Messinggießerei oder in die Hutfabrik, in die Teppichweberei oder in die Schreinerei, in die Cigarrenfabrik oder in die Schustershandwerksstätte? Stille jetzt! Keinen Laut! Das geringste Wort könnte einem Gefangenen Aufschluß geben über einen Versuch seiner Freunde, ihn zu befreien! Also nochmals Stille, und insbesondere auch keine Miene verändert, damit nicht dieser oder jener Sträfling darinnen etwas lese! Wir treten in die Arbeitssäle. Sie sind groß und luftig und Alles ist darin auf's emsigste thätig. Jedem von ihnen steht ein sogenannter „Vormann", d. h. ein Obergeselle vor, welcher das Ganze zu leiten hat. Es ist dieß übrigens kein Sträfling, sondern vielmehr ein in seinem Fach gut bewanderter und eben so gut besoldeter Meister-Arbeiter, welchem es obliegt, die unwissenden Bursche, wenn sie in die Anstalt eintreten, im Handwerke zu unterrichten und Jedem seine tägliche Aufgabe anzuweisen. Somit könnte man ihn, den besagten Obergesellen,

auch den „Geschäftsführer“ des Saales nennen, welchem der Sträfling als Lehrling gegenüber steht; nicht minder aber fungirt er als „Aufseher“, denn er hat die Pflicht, die sämmtlichen unter ihm stehenden Zuchthäusler zu überwachen und zu beaufsichtigen. Kein Wort, kein Sterbenswörtchen dürfen sie unter sich reden, diese Zuchthäusler! Keine Miene darf sich verziehen zur Zeichensprache, kein Auge zur Augensprache; und doch — wie beredt schaut uns das Auge der Gefangenen an, wenn wir in den Saal treten! Wie viel Trauer und Wehmuth, besonders aber wie viel Hohn und Haß liegt in diesem Auge! „Auch wieder Einer,“ so scheint uns dasselbe zu sagen, „auch wieder Einer, der gekommen ist, die Menagerie von Singsing, bei der wir die Rolle der wilden Thiere vertreten, zu beschauen!“

Sie haben kein strenges Tagewerk, die Sträflinge! Sommers zwölf Stunden, nemlich von früh sechs bis Abends sechs Uhr; Winters aber nur von früh acht bis Abends vier ein halb Uhr, also im Ganzen blos acht ein halb Stunden! Ueberdieß gibt es über Mittag regelmäßig ein Interstitium von dreißig Minuten, und im Hochsommer, während der heißesten Jahrszeit, wird dasselbe oft auf mehrere Stunden ausgedehnt. Doch nicht blos hiedurch erweist man sich gegen die Zuchthäusler wohlwollend, sondern noch viel mehr dadurch, daß sie nicht „umsonst“ arbeiten müssen. Im Gegentheil werden dieselben regelmäßig für ihr Tagewerk bezahlt und nicht einmal schlecht bezahlt. Die verschiedenen Fabriken nemlich, welche sich in Singsing befinden, gehen auf Rechnung von einzelnen Contractoren und Fabrikanten, welche vom Staate die Begünstigung erhalten, die Zuchthäusler zu beschäftigen

und nun den einzelnen Sträfling mit 50 bis 75 Cents, also mit 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 48 kr. für seine Tagesarbeit belohnen. Von diesem Geld zieht man natürlich zuerst die Auslagen für Kost und Logis ab (wenn wir nicht irren 25 Cents), den Rest aber schreibt man dem Sträfling zu gut und zahlt ihm denselben nach erstandener Strafzeit bei Heller und Pfennig aus. Ist das nicht alles Mögliche? Ja ist es nicht sogar mehr, als ein Zuchthäusler nur irgend verlangen kann? Und doch — man gehe einmal in eine Fabrik „außerhalb" des Zuchthauses und vergleiche sie dann mit der Fabrik „im" Zuchthause! Lust an der Arbeit, Lust am Leben spricht aus dem Gesichte des freien Arbeiters, und ein heller frischer Ton klingt durch den ganzen Saal; — im Zuchthause aber Widerwillen, Mattheit, Ueberdruß, Eckel, Haß! Ja „Haß" ist das rechte Wort, Haß vor Allem, Haß gegen den Aufseher, Haß gegen den Vormann, Haß gegen die Anstalt, Haß gegen die Menschheit! Und dazuhin ein Haß, den man tief verschlossen, Jahre lang tief verschlossen im Innern halten muß, so daß er nicht einmal in der Miene sichtbar wird. „Aeußern" oder auch nur „merken lassen" darf man ihn ja nicht, wenn man nicht schwerer Strafe gewärtig sein will, äußern weder durch Worte, noch durch Bewegungen, noch durch Blicke! Der Sträfling weiß ja, daß er von allen Seiten beobachtet wird; er weiß ja, daß der Inspector mit seinen verschiedenen Untergebenen und Gehülfen seine Augen überall hat, und daß diesen Aufsehern nichts entgeht, auch nicht das Geringste! Ja daß sie nur zu gerne geneigt sind, selbst da etwas Strafbares zu sehen oder zu hören, wo gar nichts derartiges vorgekommen ist! Glaubt man nun, unter solchen Umständen werde der Haß der Zuchthäusler

ſich mit der Zeit mildern? Glaubt man, ſie werden „gebeſſert“ aus der Anſtalt gehen?

Die Kleidung des Zuchthausſträflings iſt in der ganzen Welt wenn nicht die gleiche, ſo doch eine ähnliche. Sie beſteht faſt überall aus einem Wamms und Beinkleidern von Drillich, welche grau und ſchwarz gefärbt ſind. Dieſe Farben darf man ſich aber nicht „melirt“ denken, ſondern man bezweckt vielmehr einen Gegenſatz zwiſchen Grau und Schwarz, und in Singſing ſieht der Anzug gerade ſo aus, als ob er aus lauter ſchmalen ſchwarzen und grauen Streifen, immer ein ſchwarzer auf einen grauen folgend, zuſammengeſetzt wäre. Ein weiteres Kennzeichen des Sträflings iſt der Mangel an Kopfhaar, denn dieſes wird ihm beim Eintritte in die Anſtalt nicht blos kurz geſchoren, ſondern ſogar abraſirt. Auch wiederholt man natürlich dieſe Procedur alle vier oder ſechs Wochen, und ſollte daher ein Sträfling je Gelegenheit finden, aus der Anſtalt zu entfliehen, ſo würde ihn der geſchorene Kopf, von welchem die Ohren weit hervorſtehen, ſchon verrathen. Ebenſo „zuchthausmäßig“, d. h. ebenſo übereinſtimmend mit den Gewohnheiten in den übrigen Zuchthäuſern, erſcheint auch in allem Andern die Behandlung der Sträflinge, und es darf z. B. Keiner von ihnen mehr als vier Briefe im Jahr an Weib und Kinder oder überhaupt an ſeine Angehörigen (mit „Nichtangehörigen“ iſt jede Communication auf's ſtrengſte unterſagt) ſchreiben. Ueberdieß müſſen dieſe Epiſteln vorher von dem Inſpector durchgeſehen und gutgeheißen werden, ſowie auch umgekehrt alle Schreiben, welche in's Zuchthaus hereinkommen, vorher inſpicirt werden müſſen, ehe ſie an ihre Adreſſe gelangen dürfen. Beſuche ſind keine geſtattet, außer in dringenden Nothfällen

und nur von den allernächsten Verwandten, denn der Zuchthäusler soll sich als von der übrigen Welt abgeschlossen betrachten lernen. Dagegen aber gibt man ihm Gelegenheit, wenn er etwa in der Schulbildung noch weit zurück wäre, wenigstens das Allernothwendigste, nemlich das Lesen und Schreiben, zu erlernen, und es sind deßhalb ein paar eigene Lehrer angestellt, welche Winters und Sommers nach Beendigung der Arbeitsstunden von Zelle zu Zelle gehen, um, in der einen Hand die Lampe, in der andern die Bücher, sich der Unwissenden unter den Gefangenen anzunehmen.

Auf diese Art lebt man in Singsing, und es ist ein wirklich einförmiges Leben, dieses Zuchthausleben! Jede Woche das gleiche Essen und jede Woche die gleiche Beschäftigung! Jeden Tag die gleiche Zeit beim Aufstehen, und jeden Abend dieselbe Stunde beim Niederliegen, nur allein mit dem Unterschied des Winters und Sommers! Doch nein, daß ich es recht sage, der Sonntag macht eine Ausnahme. An diesem Tage nemlich wird nach dem Gebote des Herrn nicht gearbeitet, sondern man hält vielmehr die Arbeitssäle geschlossen und die Gefangenen dürfen in ihren Zellen ausruhen. Aber liegt in „solcher“ Abwechslung eine Annehmlichkeit? Ist es vielleicht eine Erholung, den ganzen Tag mit Nichtsthun beschäftigt in tödtlicher Einsamkeit zuzubringen, mit der einzigen Unterbrechung der wenigen Minuten, welche das gemeinsame Mittagessen in Anspruch nimmt? Bücher zum Lesen werden ja keine gereicht, die Bibel oder ein Gebetbuch abgerechnet, und überdieß fällt es äußerst schwer, bei dem wenigen Licht, das in die Zelle hereinfällt, die Buchstaben unterscheiden zu können. Zum Glück übrigens findet des [illegible]

dem Betsaal, dessen wir weiter oben erwähnten, ein kurzer Gottesdienst Statt, und da es jedem erlaubt ist, demselben, natürlich unter gehöriger Aufsicht, beizuwohnen, so drängen sich die Gefangenen förmlich in die kleine Kapelle hinein. Aber ob sie es thun, um für ihr Herz Erbauung zu suchen, oder ob sie nicht vielmehr nur allein deßwegen hingehen, um den schrecklichen Qualen des einsamen Nachdenkens auf eine halbe Stunde zu entgehen, — auf diese Frage dürfte die Antwort nicht schwer sein. Ja sogar diejenigen, welche den Geistlichen der Anstalt in ihren Zellen zu sprechen verlangen, thun es sicherlich nicht des religiösen Zuspruchs wegen, sondern damit sie wenigstens auf einige Minuten einen Menschen um sich haben. So geht es das ganze Jahr hindurch, einen einzigen Tag abgerechnet, nemlich den 4. Juli. An diesem Tage ist großer Feiertag und zugleich großes Festessen, denn am 4. Juli 1776 erklärten seiner Zeit die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande, und darum dürfen heute die Gefangenen zu Singsing in ihren Zellen singen und jubiliren nach Herzenslust, jedoch natürlich jeder für sich allein in seiner Zelle, und ohne daß man ihm auch nur einen Tropfen Weins oder Biers darreichte, denn man erachtet es schon als eine große Begünstigung, daß nur das tödtliche Stillschweigen unterbrochen werden darf. Sieht man nun, wie fröhlich das Zuchthausleben ist?

Doch auch an den gewöhnlichen Tagen gibt es, obwohl gegen den Willen der Behörden, einige Abwechslung, und diese besteht darin, daß ein Kamerad ankommt, während ein anderer abgeht. Allerdings soll kein Sträfling von seinem Nachbar etwas wissen, nicht einmal wie er

heißt, und noch weniger, warum derselbe zum Zuchthaus verurtheilt wurde oder wie lange er zu sitzen hat und wann seine Zeit um ist. Die Zuchthäusler sind ja numerirt, d. h. sie haben mit ihrem Eintritt in die Anstalt ihren Namen abgelegt und bekommen ihn erst wieder, wenn ihre Zuchthausperiode ein Ende erreicht hat. Auch wird ein Zeitungsblatt, aus welchem man den Namen, die Strafzeit und das Verbrechen eines Candidaten erfahren könnte, nie und nimmermehr zugelassen. Ja nicht einmal der geringste Fetzen einer Zeitung darf herein, nicht ein Abschnipfelchen, so groß wie ein Taubenei! Von der Welt außen brauchen die Gefangenen nichts zu erfahren, denn sie sind nicht mehr in der Welt, sondern im Zuchthause! Allein trotz all' dieser Strenge und all dieser Aufsicht gewährt die Ankunft oder der Abgang eines Kameraden doch immer einige Abwechslung. Die Einsamkeit macht die Sträflinge erfinderisch, und es gibt Leute unter ihnen, welche durch ihr Talent, durch ihre Schlauheit und Inventionsgabe selbst ein ganzes Heer der scrupulösesten Aufseher überlisten. Solche Burschе bringen es stets heraus, wer ihr Nachbar ist, sie bringen es heraus, wie er heißt, was er verbrochen hat, wie bald er loskommt, denn sie wissen einander ihre Gedanken durch Zeichen mitzutheilen, von denen keine Seele ahnen kann, daß es nur Zeichen sind. Aus der Art und Weise zu gehen, aus der Anzahl der Schritte, die sie machen, aus dem Auf- und Zuknüpfen des Wamses, welches sie anhaben, aus dem Fallenlassen eines Blättchens Tabak beim Cigarrenmachen oder eines Holzspanes beim Hobeln in der Schreinerwerkstätte, kurz aus allem möglichen wissen sie sich eine Sprache zu bilden, und natürlich geben sie sich diese Zeichen, ohne

daß sie dabei eine Miene verziehen, ja ohne daß sie ihr Auge auf den Kameraden richten, mit welchem sie sich in Rapport gesetzt haben. Der Aufseher soll ja nichts davon erfahren, und da dieser Mensch durch lange Uebung mit seinem scharfen Auge und seinem noch schärferen Gehöre beinahe die Gabe der Allgegenwart zu acquiriren wußte, so gehört eine fast übermenschliche Verstellung dazu, ihn zu täuschen. Aber um so größer ist auch der innere Jubel des Zuchthäuslers, wenn er es doch so weit bringt, und ein Feldherr kann auf eine gewonnene Feldschlacht nicht stolzer sein, als er es auf den Sieg über seinen Todfeind ist.

„Ueber seinen Todfeind!“ — dieß ist der richtige Ausdruck, nie gab es eine tiefere Feindschaft, als die des Zuchthäuslers gegen seinen Aufseher. Er fürchtet und haßt ihn zu gleicher Zeit, und wie fürchtet und haßt er ihn? In ihm sieht er ja sowohl seinen Angeber als seinen Zuchtmeister; in ihm sieht er das Gespenst, welches seine Tage wie seine Nächte verbittert; in ihm sieht er die Concentration aller Qual und aller Bitterkeit des Zuchthauslebens! Warum sollte er ihn also nicht fürchten, wie das Messer, und nicht hassen, wie den Tod? Ein einziger schiefer Blick und der Aufseher meldet ihn! Ein einziges, wenn auch nur halbgeflüstertes Wort, und die Strafe bleibt nicht aus! Eine einzige, selbst die allergeringste Verfehlung gegen die Ordnung, und die Züchtigung folgt auf dem Fuße! Ja wie oft hört und sieht nicht der Aufseher etwas Strafbares, wo gar nichts solches vorgekommen ist? Wie oft finden nicht Meldungen statt, wo der Gefangene nichts verschuldete? Wie oft muß dieser nicht eine Strafe erdulden, die er nicht verdiente? Der Auf-

seher ist nicht scrupulös, sondern denkt: „lieber zu viel als zu wenig;“ warum sollte er es also mit seiner Angeberei besonders genau nehmen? Vollkommen unparteiische Menschen sind ohnehin selten in der Welt; am allerseltensten aber trifft man sie, wie es scheint, unter den Zuchthausaufsehern, und es passirt dem Einen oder dem Andern derselben gar oft, daß er gegen irgend einen der Sträflinge von vornherein ein „Aber“ oder wie man sagt eine „Pique“ hat, warum sollte er also einen solchen Menschen verschonen? „Die Bursche verdienten ja jeden Tag sammt und sonders abgepeitscht zu werden, und da leider das Peitschen nicht gestattet ist, so kann ihnen eine gelindere Strafe sicherlich nichts schaden,“ denkt der menschenfreundliche Aufseher, wenn er dem Wardein oder Inspector seine Meldungen macht, und nun erfolgen die Züchtigungen ohne Rücksicht und Gnade, ja ohne daß man den Gemeldeten sich auch nur verantworten ließe, denn davon, daß man ihm Glauben schenkte, kann ohnehin keine Rede sein. Sieht man nun, warum der Zuchthäusler den Aufseher zugleich haßt und fürchtet?

Doch worin bestehen die Züchtigungen des Sträflings? Prügel sind, wie so eben angedeutet, nicht erlaubt. Es wäre ja für eine so christlich denkende Regierung, als die des Staates Neuyork ist, himmelschreiend, wenn sie eine derartige inhumane, alle Menschenwürde beleidigende Strafe duldete. Nein, nein, Prügel dürfen keine in Anwendung gebracht werden, nicht einmal gegen ganz halsstarrige Sünder! Deßwegen gibt es aber doch Strafen und zwar solche, die vielleicht ebenso drastisch, ja möglicherweise noch drastischer wirken als „Fünfundzwanzig aus dem ff.“ Da ist zuerst der Dunkelarrest, welcher darin

besteht, daß man einen Sträfling tageweise in ein finsteres Loch steckt, in welchem er weder sehen noch hören kann, und wo man ihm zum weiteren Troste nichts reicht, als Wasser und Brod. Dann kommt die sogenannte Krone, d. h. man setzt dem Gefangenen eine aus eisernen Banden gefertigte, wie eine Bischofsmütze geformte Haube auf, welche man ihm weder bei Tag noch bei Nacht, weder beim Essen noch beim Arbeiten, ja nicht einmal beim Schlafen abnimmt, und man kann sich also wohl denken, daß eine solche Zierrath nichts besonders Annehmliches sein kann. Noch härter ist die Strafe des Schulterjoches, welches uns unwillkürlich an die „Neck-Yokes" der Sclavenaufseher im Süden erinnert. Es besteht nämlich aus einem fünfundzwanzig Pfund schweren eisernen Instrumente, in welches man den Zuchthäusler einspannt, gerade wie einen Ochsen in sein Joch, und je mehr dann der arme Gequälte unter dieser Last seufzt und stöhnt, um so schadenfreudiger blickt ihn der Aufseher an. Die allerhöchste Strafe ist jedoch das Schauer- oder Tropfbad, und wir möchten dasselbe nicht einmal unserem Todfeinde anwünschen. Denke dir, o Leser, einen Stuhl, keinen gewöhnlichen, sondern einen Großvaterstuhl mit hoher Lehne und hohen Seiten zum Armauflegen. Dort hinein setzt man dich, und schnallt sofort deine Arme, wie deine Füße fest. Ja sogar deinen Oberkörper bindet man so, daß er sich nicht bewegen kann, und dasselbe widerfährt deinem Kopfe. Nun aber beginnt die Qual, denn aus einer Höhe von dreißig Fuß fällt ein Tropfen Wassers auf die Mitte deines Schädels und nach einer halben Minute ein zweiter, ein dritter, ein vierter. Schwer und hart fällt er auf, der Tropfen Wassers, und eisig kalt durchdringt er deine

Hirnschale. Beim fünfzehnten Tropfen meinst du, der Kopf zerspringe dir; beim fünfzigsten möchtest du rasend werden, beim hundertsten bist du rasend! Das ist die Strafe des Tropfbades, und nicht blos hie und da wird dieselbe applicirt, sondern sie ist vielmehr geradezu gang und gäbe. Die „Furcht" vor ihr zähmt auch den wildesten, und die „Gewißheit", dieselbe zu empfangen, macht den zahmsten wüthend; ihre „Anwendung" aber tödtet zum mindesten den Zehnten, wenn sie ihn nicht auf ewig in die Nacht des Wahnsinns wirft! Und hierin übertreiben wir nicht, sondern es sind vielmehr, besonders in neuester Zeit, Geschichten an den Tag gekommen, die wahrhaft Schauder erregend sind. Auch hat man deßhalb von allen Seiten, sogar öffentlich in den Blättern, auf Untersuchung gedrungen, aber — sah man sich in Folge dessen veranlaßt, das Tropfbad abzuschaffen oder auch nur eine Milderung in seiner Anwendung eintreten zu lassen? Im Gegentheil es besteht fort und fort und alljährlich fallen demselben eine Reihe von Sträflingen zum Opfer!

In Singsing sind alle Stände vertreten. Alle Nationen sind dort zu Hause und es gibt keine Menschenrace, die man daselbst nicht finden könnte. Der Nigger arbeitet neben dem Weißen, der Mulatte neben dem Quadronen, der kupferfarbige Indianer neben dem gelben Chinesen. Amerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen, Irländer, Spanier, Italiener, Schweden und Dänen geben hier sämmtlich ihren Nationalhaß auf, um blos ihrem Beruf als Zuchthaussinsassen zu leben, und der frühere Kaufmann oder reiche Importer dreht seine Cigarre neben dem früheren Lastträger oder langfingerigen Loafer, als wären sie von jeher Dutzbrüder gewesen. Es herrscht eine wahre

Weltbürgerschaft, doch muß man zugeben, daß von all' den verschiedenen Nationalitäten die Deutschen verhältnißmäßig am geringsten vertreten sind. Sie sind in der Regel keine Liebhaber vom Rauben und Morden und das Betteln führt bekanntlich nicht in's Zuchthaus. Um so mehr dagegen sind die Irländer hier zu Hause, denn Raufhändel nebst ein bischen Todtschlag machen ja ihre Nationalliebhaberei aus, und vor Einbruch mit Mord scheuen sie sich hie und da auch nicht. Die abgefeimtesten und raffinirtesten Schurken liefert übrigens das „eingeborene Amerika", und wenn man nach der Herkunft eines der Gravirtesten fragt, so darf man darauf rechnen, den Namen eines Yankee zu hören. Die Herren Garroteurs und Bankräuber, insbesondere die großen Wechselfälscher und Papiergeldnachmacher, die Spitzbuben von Genie und die Millionendiebe, sie sind fast ohne Ausnahme „geborene Amerikaner". Siehst du den Mann dort mit dem schlauen Gesichtsausdruck und den feinen Händen? Zwei Jahre in Singsing haben ihn noch nicht unkenntlich gemacht und in weiteren vier Jahren ist er wieder frei. Seine Wohnung war noch vor Kurzem ein fürstlicher Palast in Neuyork und seine Carossen und Pferde konnten den Vergleich mit denen eines königlichen Marstalls aushalten. Er speiste nur auf Silber und trank nur aus goldenen Bechern. Seine Unterschrift galt Hunderttausende in der Geschäftswelt und jetzt arbeitet er friedlich neben einem Irländer, den er früher als den Verächtlichsten der Verächtlichen mit keinem Blicke würdigte. Ihn, den früheren Bewohner „der fünften Avenue" in Neuyork, bekanntlich desjenigen Theils der Stadt, in welchem die „Merchant princes", d. h. die Kaufmannsfürsten ihre Paläste haben, brachten Wechsel-

fälschungen von einer Million auf sechs Jahre hieher, den Irländer aber kostet ein einziger jähzorniger Augenblick, der ihn zum Todtschlag eines Menschen hinriß, zwanzig Jahre seiner Freiheit!

Gehen wir nun auch noch auf eine kurze Zeit in's weibliche Zuchthaus. Dieses liegt viel luftiger, weiter oben am Uferabhang über der Eisenbahn drüben. Keine Mauer umgibt es, denn es wohnen ja blos Frauenzimmer da, von denen man voraussetzt, daß sie nicht „ausbrechen". Die Zellen sind um ein Ziemliches breiter und sehen weit wohnlicher und freundlicher aus. Auch hat man sie mit einem Fensterchen versehen, vor welchem ein kleiner weißer Vorhang hängt, und daß weibliche Hände hier herrschen, sieht man schon aus der Reinlichkeit des Stübchens, sowie aus dem Körbchen mit Nadel und Faden und dem Blumenstock auf dem Gesimse. Sie arbeiten alle in einem Saale zusammen, die weiblichen Sträflinge, und ihre ganze Beschäftigung besteht darin, die Hüte fertig zu machen, welche im männlichen Zuchthause roh angefertigt werden. Somit nähen sie den ganzen Tag, und damit ihnen dieses Nähen nicht allzubeschwerlich werde, hat man ihnen Maschinen gegeben, welche sie, ohne sich besonders anzustrengen, leiten können. Sieht man also nicht schon hieraus, wie sehr man sie gegenüber den Männern bevorzugte? Noch deutlicher zeigt sich dieß aus ihrer Kleidung, denn obwohl dieselbe ebenfalls aus schwarz und grau gemischt ist, so hat ihr Rock doch weniger etwas Zuchthausartiges, als vielmehr etwas Nonnenmäßiges, und zwar um so mehr, als ihnen gestattet ist, ihr kurz geschnittenes Haar unter einer weißen Haube zu verstecken. Allerdings sind auch sie zu lautloser Stille verurtheilt, und diese Strafe trifft

sie vielleicht härter, als die Einzelnhaft bei Nacht oder das erzwungene Fasten bei Wasser und Brod, wenn sie sich widerspenstig zeigen. Von den strengeren Züchtigungen dagegen, die man den männlichen Sträflingen angedeihen läßt, ist hier keine Rede, denn der „Code of honor" schreibt den Amerikanern vor, sogar gegen Verbrecherinnen galant zu sein, und man wendet daher bei ihnen weder das Tropfbad, noch das Schulterjoch, noch die Krone an. Höchstens steckt man sie auf ein paar Stunden in einen Sack, den man oben zubindet, und läßt sie darin zappeln nach Herzenslust. Zugegeben muß übrigens werden, daß sie sich meist ohne Zwang in die Ordnung fügen und wunderbar — die meisten der hier Eingesperrten erhielten diese ihre Strafe wegen großen Betrugs oder Diebstahls, wegen Kinds- oder Gattenmords, oder wegen irgend einer ähnlichen schlimmen That, also jedenfalls wegen eines Verbrechens, welches große Schlechtigkeit des Herzens, eine ungemeine Rohheit der Sitten und eine tiefe Verdorbenheit des Denkens voraussetzt. Aber dennoch, wenn man in den Saal tritt, findet man fast keine einzige unter den Insassen, welche nicht den Blick niedergeschlagen hätte. Ja die meisten lassen sich nicht einmal durch die Neugierde verlocken, von der Arbeit aufzusehen, und von einem frechen Anstarren der Fremden findet man vollends keine Spur. Es sind also sicherlich tiefgesunkene Weiber, mit welchen wir es hier zu thun haben, aber, mag ein Weib auch noch so tief gesunken sein, das Schamgefühl verliert es nie ganz!

Gott sei Dank, wir sind endlich fertig. Wir hatten an einer Besichtigung von wenigen Stunden übrig genug, wie muß es nun erst denen zu Muthe sein, die Jahre lang

hier ausharren müssen und zwar nicht als Zuschauer, sondern vielmehr als factische Zuchthausmitglieder? Nicht selten werden daher auch Fluchtversuche gemacht und merkwürdigerweise nicht immer ohne Erfolg. Trotz Wachen und Mauern entkommt nämlich hie und da Einer, sei es durch einen Abzugskanal, sei es durch einen kühnen Sprung in's Wasser. Natürlich wird er verfolgt und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser, wie denn aus diesem Grunde stets Nachen parat liegen. Allein der Mensch war nicht so dumm, bei hellem Tage zu entfliehen, sondern er wußte sich in irgend einer Cloake so lange zu verstecken, bis es dunkle Nacht war, und überdem ist er vielleicht ein guter Schwimmer, der es so lange unter dem Wasser auszuhalten vermag, bis er das andere Ufer erreicht hat. Doch wird es ihm nun wirklich gelingen zu entkommen, besonders in unsern Tagen, wo man das Signalement eines Flüchtlings vermittelst des Telegraphen in wenigen Minuten nach allen Weltgegenden verbreiten kann? Wahrhaftig eine Möglichkeit ist nur dann vorhanden, wenn derselbe Hilfe von Außen bekommt, denn ohne andere Kleidung, ohne fremdes Haar, d. h. ohne Perücke, ohne Geld, sowie ohne Freunde, die ihn für den ersten Augenblick verbergen, ist er nothwendig verloren und schon am nächsten Tage wieder eingefangen. Dessen ungeachtet treibt die Verzweiflung viele zum Aeußersten und sogar aus dem weiblichen Zuchthause hört man hie und da von einem Fluchtversuche. Nur geht in letzterem Falle immer ein Aufseher mit durch, ohne Zweifel angelockt durch die Schönheit der Gefangenen, oder auch durch die Schätze, welche sie irgendwo vergraben zu haben vorgibt.

Das weibliche Zuchthaus iſt für zweihundert Sträflinge eingerichtet und ſelten ganz voll. Die männliche Abtheilung hat tauſend Zellen und faſt nie trifft man eine derſelben leer. Ja oft ſind ſo viele Candidaten da, daß man ſie nicht einmal alle aufnehmen kann; allein deßwegen kommt man doch in keine Verlegenheit, denn das „Zuviel“ wird an „Auburn“ abgeliefert, das zweite Zuchthaus des Staates, wo dieſelbe Ordnung der Dinge herrſcht, wie in Singſing.

13.

Sclavenhandel in Amerika.

Es ist eine durch langjährige Erfahrung erwiesene Thatsache, daß in denjenigen Gegenden, in welchen blos Zucker, Kaffee, Reis, Indigo und Baumwolle gepflanzt wird, die mit dieser Cultur beschäftigten Neger eines verhältnißmäßig ziemlich kurzen Daseins (am längsten leben unter ihnen die Baumwollepflanzenden) genießen, einmal weil die Arbeit sehr hart und anstrengend ist, und zum andern, weil das Klima keineswegs unter die gesundesten, sondern vielmehr unter die ungesundesten gerechnet werden muß. Somit sterben unter jenen Himmelsstrichen immer mehr Sclaven, als geboren werden, und dieß ist besonders auf der Insel Cuba der Fall, wo man die Sclaven fast übermäßig zur Arbeit anhält. Allein auch in den zu der nordamerikanischen Union gehörigen (wir rechnen sie immer noch dahin, trotz des Krieges, welchen sie mit den nördlichen Staaten führen, denn die Entscheidungsstunde hat ja noch nicht geschlagen) Staaten Louisiana, Mississippi, Georgia, Florida, Alabama u. s. w. ist die Sterblichkeit außerordentlich groß und es überwiegt auch hier die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen bei Weitem. Wenn deßhalb diese genannten Staaten in ihrer

Zucker-, Reis-, Indigo- und Baumwollen-Production nicht gehemmt sein wollen und wenn nicht am Ende die ganze Negerbevölkerung auf ein Minimum herabsinken oder aussterben soll, so müssen nothwendig Sclaven importirt, d. h. es müssen frische Truppen in's Feld gestellt werden, welche die abgegangenen ersetzen. Diese Thatsache steht fest, und es handelt sich also nur darum, auf welche Weise man zu dieser so überaus nothwendigen Ergänzungsarmee kommen soll.

Der natürlichste Weg ist der, sich die Neger von da zu holen, wo man auch die ersten derselben geholt hat, nämlich von Afrika. Hiezu wären nun die sämmtlichen Sclavenhalter von Herzen gern bereit, wenn nicht ein kleines „Aber" entgegenstünde. Es hat es nämlich Großbritannien nach vielen Unterhandlungen und Mühen dahin gebracht, daß die sämmtlichen Staaten der civilisirten Welt, welche bis jetzt noch die Sclaverei nicht abgeschafft haben, nämlich Nordamerika, Spanien und Brasilien, einen Vertrag mit ihm abschlossen, kraft welches der Sclavenhandel mit Afrika gänzlich sistirt sein soll. Ja nicht zufrieden damit ruhte es sogar nicht eher, als bis Frankreich und Nordamerika mit ihm übereinkamen, Kriegsschiffe an der Küste von Afrika kreuzen zu lassen, um den Sclavenhandel mit Gewalt zu verhindern, und schließlich wurde sogar der Grundsatz zum Gesetz erhoben, daß der Sclavenhandel oder der Export von Schwarzen aus Afrika ebenso bestraft werden soll, wie Seeraub und Piraterie, d. h. mit dem Tode durch den Strang. „Der Sclavenhandel", dieß war die Absicht Englands, „muß zur Unmöglichkeit gemacht werden", und in der That — sollte man nicht glauben, das System der Sclaverei werde bei richtiger Einhaltung

dieſer Verträge nach und nach ſolche Stöße erleiden, daß es ſich von denſelben nicht mehr erholen könne? Ja ſollte man nicht überzeugt ſein, daß das Sclaveninſtitut, „wenn von den vorhandenen Sclaven immer mehr ſterben als geboren werden, ohne daß neue an ihre Stelle gebracht werden können", in kurzer Zeit gänzlich aufzuhören gezwungen ſei? Gewiß ſollte man ſo denken und gewiß wollte auch England durch die beſagten Verträge die Sclaverei zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach, aufhören machen, und zwar ſo, daß man nicht nöthig hätte, gegen die Sclavenhaltenden Staaten Gewalt anzuwenden; allein die Abſicht iſt keineswegs erreicht worden, denn die Sclaverei beſteht ſowohl auf dem ſpaniſchen Cuba, als in der nordamerikaniſchen Union, ſowie in Braſilien in ihrer vollen Glorie fort und ſomit haben ſich offenbar die Sclavenhalter trotz der beſtehenden Verträge, was man ſagt, „zu helfen" gewußt. Es geſchah dieß und geſchieht dieß jetzt noch auf zweierlei Weiſe, zum erſten durch Umgehung jener Verträge, d. h. dadurch, daß man mit Sclavenzufuhren aus Afrika „Schleichhandel" treibt und zum andern dadurch, daß man in den Binnenländern ſelbſt eine Art von künſtlicher Ueberproduction erzeugt, indem man ſogenannte „Niggerzüchtereien" anlegt, gerade wie man an andern Orten Rindvieh-, Schweine- und Pferdezüchtereien angelegt hat.

Betrachten wir uns zuerſt den „Niggerſchmuggelhandel" mit Afrika. In früheren Zeiten, als der Niggerhandel noch offen betrieben wurde, alſo bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war er faſt ganz in den Händen der Engländer. Allerdings betheiligten ſich auch andere Nationen, wie beſonders Franzoſen und Spanier dabei,

allein die Engländer überflügelten alle sowohl durch ihren größeren Unternehmungsgeist, als auch durch die Schnelligkeit und die Anzahl ihrer Schiffe. Seitdem jedoch der besagte Handel als Seeraub mit dem Tode bestraft wird, läuft kein Sclavenschiff mehr aus einem europäischen Hafen aus, und die sämmtlichen seefahrenden Nationen der alten Welt fügten sich gehorsam dem Commandowort Großbritanniens. Wohl würde es vielleicht auch bei uns noch manchen Schiffskapitän geben, der sich nichts daraus machte, einmal auf den Schwarzwildpretfang auszufahren, und noch weniger möchte es vielleicht einen reichen Kaufherrn in Hamburg, Lissabon oder London geniren, seine Gelder, wenn es nur irgend anginge, gewinnreich im Niggerhandel anzulegen; allein in den europäischen Häfen wird die Aufsicht über die Schiffe, sowie die Controle über ihre Ladung und ihren Bestimmungsort so genau geführt, daß eine Täuschung der Behörden fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Somit hat sich dieser Handel fast ganz in die neue Welt zurückgezogen, in welcher man noch immer Gelegenheit hat, das Gesetz zu umgehen, und absonderlich sind es die nordamerikanischen Freistaaten, von welchen aus derselbe noch immer schwunghaft betrieben wird. Ja man darf mit Recht behaupten, daß die jetzt noch existirenden Sclavenhändlerschiffe fast ohne Ausnahme in Neuyork, Boston, Baltimore, Portland und Bristol gebaut werden, sowie daß von diesen fünf Städten Boston und Neuyork die meisten liefern. Es sind dieß fast durchgängig Segelschiffe und zwar von jener neueren Bauart, welche die Amerikaner eigens zu diesem Zwecke erfunden haben, nämlich die sogenannten „Clipper". Derartige Schiffe mögen nämlich allerdings nicht so sicher sein, als die sonst

gewohnten Segelboote, allein vermöge ihrer Bauart, d. h. vermöge ihres spitzigen Bugs übertreffen sie alle ihre Concurrenten an Schnelligkeit, und auf die letztere Eigenschaft kommt bei einem Sclavenschiffe natürlich das Meiste an. Das Geld zu ihrer Erbauung oder zu ihrem Ankauf liefern regelmäßig „eingeborene Nordamerikaner", — Großhändler von Neuyork und Boston oder einer andern amerikanischen Seestadt, welche meistentheils auch noch ein Haus in der Havannah besitzen, und man darf dreist behaupten, daß keine Firma darunter ist, die sich nicht des besten Credits erfreute und in der kaufmännischen Welt den ehrenwerthesten Klang hätte. Ja, die Chefs dieser Firmen gehören sogar meistentheils irgend einer jener überaus frommen und heiligen Religionssecten an, deren man im östlichen dem Puritanismus huldigenden Nordamerika so Viele zählt, und sind in politischer Beziehung fast immer Mitglieder jener großen Partei, welche nach der Emancipation aller Schwarzen strebt und Gut und Blut für die Aufhebung der Sclaverei zu opfern schwört. Trotz dem aber geben sie mit Vergnügen ihr Geld zum Ankauf und zur Ausrüstung eines Sclavenschiffes her, und wenn sie vielleicht am Morgen bei einer großen öffentlichen Versammlung eine donnernde Abolitionistenrede gehalten haben, so schließen sie sich am Abend mit irgend einem Mäkler in ihrem Geheimbureau ein, um einen Akkord in Menschenfleisch abzuschließen! Im Handel kennt der Nordamerikaner weder Religion noch Politik, und gegen einen guten Profit riskirt er immer eine doppelte Portion Frömmigkeit.

Natürlich ganz offen treibt man den Handel nicht. Die Ladung, welche das Schiff einnimmt, ist dem Anschein nach eine ganz unschuldige, und man clarirt das Fahrzeug

in einen Seehafen, der mit dem Sclavenhandel nichts zu thun haben kann. Auch wird die angesehene Kaufmannsfirma, welche das Geld schießt, nie offen genannt und ohnehin versteht man es, die beim Niggerhandel üblichen Waaren, sowie die zum Transport von so viel hundert Sclaven nöthigen Wasserfässer und die für die kleine Schiffsmannschaft unverhältnißmäßig große Menge von Mundvorräthen nebst den Handschellen, Ketten u. s. w. so gut zu verbergen, daß man selbst bei einer Visitation nichts zu befürchten hat. Braucht man doch alle diese Dinge erst, wenn man an Ort und Stelle angekommen, das Schiff „für die lebendige Fracht" klar macht! Allein trotz dieser Heimlichkeit ist der ganze Handel das, was man ein öffentliches Geheimniß nennt, und jedes auch nur halbwegs mit den Verhältnissen vertraute Haus weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es über ein Sclavenschiff Auskunft haben oder ein zu solchem Handel taugliches Fahrzeug ankaufen will. Auch sind die Makler, welche in diesem Artikel Geschäfte machen, Jedermann bekannt, und ebensowenig unterliegt es einer Schwierigkeit, die Handlungsfirmen, welche zu derlei Unternehmungen Geld hergeben, aufzufinden; die Kapitäne aber und die Superkargos, sowie die Dolmetscher und Matrosen, deren man benöthigt ist, haben ihre eigenen Abstandsquartiere, wo man sie zu jeder Zeit auftreiben kann. Kurz das Geschäft wird ganz so regelmäßig betrieben, wie jedes andere Rhedergeschäft, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Aushängeschild kein offenes ist. Man gesteht vielleicht ohne Scheu zu, daß man nach und von der Küste von Afrika Handel treibe, aber man gibt sich den Anschein, als ob man „in Palmöl und Elfenbein mache", denn dieß

sind die beiden Hauptstapel-Artikel der Küste von Guinea und mit ihnen kann man also den Sclavenhandel am besten bemäntelu.

So laufen denn, wie man genau weiß, aus den Häfen des östlichen Nordamerika jährlich fünfundvierzig bis fünfzig Schiffe auf den Sclavenhandel aus, und eben so viele vielleicht aus dem Hafen von Havannah. Hiebei ist aber wohl zu bemerken, daß auch diese Fahrzeuge keine spanischen, sondern blos amerikanische sind, trotz ihres möglicher Weise spanisch klingenden Namens. Jedes Schiff hat eine Mannschaft von fünfzehn bis dreißig Matrosen und somit besteht die Bemannung der ganzen Sclavenflotte aus etwa zweitausend Dienstthuenden ohne die Offiziere. In Beziehung auf ihre Größe wechseln die Fahrzeuge von hundert bis zu sechshundert Tonnen Gehalt, und sie können demnach, da man auf eine Tonne Gehalt etwa einen und einen Drittels-Neger rechnet, je hundertfünfzig bis achthundert Schwarze fassen. Durchweg nimmt man nur die besten Segler zu dem Geschäfte, also wie schon oben gesagt beinahe lauter Klipperschiffe, und in neuester Zeit hat man sogar Dampfboote zu verwenden angefangen. Letztere Schiffe haben nemlich nicht blos den Vorzug, daß sie überhaupt schneller fahren, und daß man also mit ihnen den Kreuzern an der afrikanischen Küste leichter zu entgehen vermag, sondern vermöge der Dampfkraft kann man auch bei conträrem Winde die gerade Richtung beibehalten und also sein Ziel in ungewöhnlich kurzer Zeit erreichen. Allein dessenungeachtet sind Dämpfer doch nicht so beliebt als Klipperschiffe, einmal weil ihre Ausrüstung so wie ihr Ankauf eine ziemliche Portion Geld kostet, zum andern, weil die kreuzenden Kriegsschiffe den Rauch ihrer Kamine

ſchon von weitem bemerken, und zum dritten, weil ſie meiſt einen ziemlichen Tiefgang haben, ſo daß man mit ihnen nicht in jede Bucht an der Küſte von Afrika einlaufen kann. Ueberdieß iſt die Abfahrt eines Dampfers immer von größerem Aufſehen begleitet und der Zweck ſeiner Fahrt ſo wie der Inhalt ſeiner Ladung kann nicht ſo leicht bemäntelt werden, als bei einem Segelſchiffe. Frägt man nun aber nach dem Kapitale, welches alle dieſe Schiffe zuſammen koſten, ſo iſt natürlich eine ganz genaue Antwort nicht zu geben, denn es fehlen alle und jede von Regierungswegen aufgenommenen ſtatiſtiſchen Notizen. Doch iſt die gewöhnliche Annahme, daß das alljährlich im Sclavenhandel angelegte Geld über vier Millionen Dollars betrage, alſo mehr als zehn Millionen Gulden oder ſechs Millionen preußiſche Thaler, und dieſe Annahme wird durch die Nachweiſungen, welche von Zeit zu Zeit öffentlich in den Zeitungen erſcheinen, vollkommen beſtätigt. Man muß nemlich wiſſen, daß die Tagesblätter Nordamerika's ſich ganz und gar nicht ſcheuen, auf den Betrieb des Sclavenhandels des Nähern einzugehen, und zwar ohne daß irgend jemand beſonders Anſtoß daran nähme. Im Gegentheile finden Viele den Handel ganz in der Ordnung, weil ſie die Sclaverei ſelbſt für naturgemäß halten, und ſelbſt diejenigen, welche das beſagte Inſtitut unterdrückt ſehen möchten, verdammen nicht ſowohl die „Speculation", welche mit dem beſagten Artikel Geld zu machen ſucht, als vielmehr die „Speculanten", welche ſo thöricht waren, ſich über dem verbotenen Schmuggel ertappen zu laſſen.

Es iſt aber auch wirklich ein profitabler Handel, dieſer Niggerhandel, denn die Waare läßt ſich um ein geringes Geld anſchaffen und verkauft ſich am rechten Platze gar

leicht um das Zehnfache! Der Platz, an welchem man seine Einkäufe zu machen hat, ist immer noch wie in den frühesten Zeiten die Küste des mittleren Afrika, d. i. die sogenannte „Sclavenküste". Dort gibt es nemlich eine Menge Staaten und Stäätchen, in welchen schwarzes Menschenfleisch um einen geringen Preis zu haben ist, so insbesondere in den sogenannten Königreichen Loango, Congo und Angola, so wie in den Fürstenthümern Matamba und Benguela, lauter Distrikten mit einer Menge von Buchten, Flüssen und Schlupfwinkeln, in welchen sich ein Fahrzeug wochen- und monatelang bequem verbergen kann. Die Verkäufer sind die regierenden Herren selbst, denn da die verschiedenen Negerstämme jener Gegenden in stetigen blutigen Händeln mit einander leben, so werden alljährlich eine Menge Kriegsgefangene gemacht, und diese sämmtlichen Gefangenen wissen zum voraus, daß ihr Loos kein anderes ist, als in die Sclaverei verkauft zu werden. Besteht ja doch fast das ganze Einkommen der Negerfürsten aus dem, was sie aus ihrer lebendigen Kriegsbeute erlösen, warum sollten sie also mit derselben nicht losschlagen? Ja warum sollten sie nicht bei ihren Fehden nur allein auf das Gefangennehmen ausgehen und nicht blos Männer, sondern auch Weiber und Kinder in ihre Gewalt zu bekommen suchen? Der Ankaufspreis ist übrigens, der großen Concurrenz wegen, nicht hoch, sondern schwankt vielmehr zwischen fünfzehn und zwanzig Dollars per Stück. Ueberdem wird nicht in baarem Geld bezahlt, sondern vielmehr in schlechten Flinten und noch schlechteren Pistolen, in kleinen Spiegeln oder in werthlosen Glasperlen, in Scheeren, Messern und Lanzenspitzen, in Spieldosen und leichten Baumwollstoffen, kurz in lauter Flitterkram, der natürlich

immer unſinnig hoch über ſeinen wahren Werth angeſetzt wird. Hat nun ein Schiffskapitän vermittelſt der an der Küſte wohnenden, meiſt portugieſiſchen Zwiſchenhändler ſo viel Menſchenfleiſch angekauft, als er transportiren kann, ſo legt er ſich hart an's Ufer, um ſich die Waare auf ſein Fahrzeug bringen zu laſſen. Dieß geſchieht, wie man ſich in der Kunſtſprache auszudrücken pflegt, „bündelvollweiſe", d. h. die Agenten liefern ihre Nigger in Parthien von je ſechszehn bis zwanzig ab und zwar ſo, daß dieſelben gleich einem Waarenbündel mit Kuhriemen feſt aneinander geſchnallt ſind. Jede Parthie wird, ſo wie ſie vom Superkargo übernommen iſt, in den untern Raum des Schiffs hinabgebracht und dort ſorgfältig verſchloſſen gehalten, bis die ganze Ladung ihr Ende erreicht hat. Hie und da wird man damit in einem einzigen Tage fertig, nicht ſelten aber geht eine ganze Woche darüber hin und die Schiffsmannſchaft hat dann eine ſchwere Zeit, denn es iſt keine Kleinigkeit, die noch nicht gezähmten Gefangenen in Ordnung zu halten. Auch müſſen während des „Faſſens der Waare" alle Matroſen bis an die Zähne bewaffnet ſein, um gleich mit Feuer und Schwert dreinzuſchlagen, wenn es an's Revolutioniren gehen ſollte. So viel Mühe nun aber auch das Einladen koſtet, ſo beginnt die Hauptarbeit doch erſt, wenn das Schiff mit ſeiner Fracht abgefahren iſt. Die gewöhnliche Meinung unter den „Landratten" geht allerdings dahin, daß man von nun an mit den Schwarzen keine weiteren Umſtände mache, ſondern dieſelben vielmehr im Zwiſchendeck auf einander geſtapelt halte und ſich höchſtens ſo viel Zeit nehme, ihnen das nöthige Eſſen zu reichen; allein bei einer ſolchen Behandlungsweiſe würde ein Sclavenſchiff ſeine Rechnung nicht

finden. Das Zwischendeck nemlich oder vielmehr die verschiedenen untern Räume, in welche die Neger zusammengesperrt werden, sind so niedrig, daß man daselbst kaum aufrecht stehen kann, und überdem wird keinem Neger ein größerer Raum zum Liegen oder Sitzen gestattet, als einer von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite. Mehr Ausdehnung kann man ihm nicht geben, weil sonst das Schiff unmöglich so viel Waare aufnehmen könnte, als es aufnehmen muß, um einen guten Profit zu machen. Was wäre nun aber die Folge, wenn man sich um die armen Sclaven nicht weiter bekümmern würde? Die Zusammenspeicherung von so vielen hundert Menschen in einem solch' niederen dumpfigen Raum, in welchem kaum der vierte Theil mit Anspruch auf Gesundheit existiren könnte, müßte nothwendig Krankheiten aller Art erzeugen und man dürfte als sichere Norm annehmen, daß zwei Drittheile der zu importirenden Sclaven auf der Fahrt zu Grunde gingen. Solchem Uebelstande muß also vorgebeugt werden, wenigstens so viel als möglich, denn die Sclaven haben ja „einen Werth", und eine Sache von Werth wird man doch nicht leichtsinnig dem Verderben aussetzen? Freie weiße Auswanderer sind schon oft auf den Transportschiffen von Liverpool oder Havre nach Amerika aus Mangel an Luft und Reinlichkeit, so wie durch Mißhandlung und elende Nahrung zu Hunderten umgekommen. An ihnen liegt nichts, sobald sie nur ihre Passage bezahlt haben! Aber gegen schwarze Sclaven darf man wahrhaftig nicht so rücksichtslos verfahren, da es ja um den eigenen Geldbeutel geht, und man wird daher nirgends eine größere Reinlichkeit und eine gewissenhaftere Pflege finden, als auf Sclavenhandelsschiffen.

Jeden Morgen mit Tagesanbruch, meiſt ſchon um fünf Uhr, werden die ſämmtlichen Nigger: Männer, Weiber und Kinder auf's Oberdeck getrieben und nun geht es vor Allem an eine gründliche Waſchung, ſo ungefähr wie man es mit den Schafen im Monat Mai, ehe ſie geſchoren werden, zu halten pflegt. In Parthien von fünfzehn bis zwanzig müſſen ſie ſich um mächtige mit Seewaſſer gefüllte Kübel herumkauern und die Matroſen beeilen ſich, ſie wiederholt mit vollen Eimern tüchtig zu übergießen. Iſt dieß geſchehen, ſo reibt man ſie mit grobem Segeltuch ab und ſtriegelt ihnen dazuhin noch die Haare, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Schließlich zwingt man ſie ihre Zähne zu reinigen — natürlich nicht auf die zarteſte Weiſe, aber dagegen um ſo wirkſamer — und den weiten Rachen mit einem Gemiſch aus Eſſig, Schießpulver und Seewaſſer auszuſpülen, denn ohne die letztere Procedur wäre die Reinigung nur eine halbe. Ja auf die „Scheuerung" des Mundes und der Zähne wird mit ganz beſonderer Strenge geſehen, weil ſich, wenn man dieß unterließe, nur zu leicht Geſchwüre anſetzen könnten, die in manchen Fällen ſogar einen tödtlichen Ausgang haben. Gewöhnlich dauert die Waſchungsſcene drei volle Stunden, nemlich von fünf bis acht Uhr, und alle Matroſen müſſen ſich dabei müde arbeiten; die Nigger ſelbſt aber fühlen ſich natürlich noch weit mehr angegriffen. Demgemäß läßt der Kapitän ihnen zur Stärkung eine gehörige Portion Schiffszwieback reichen, welche ſie mit etwas Rum und Waſſer hinabwürgen, und nun dürfen ſie eine Stunde lang ausruhen. Gegen zehn Uhr beginnt das Frühſtück, ein Miſchmaſch aus Bohnen, Reis und geſalzenem Fleiſch, der mit Schmalz und Mehl zu einem Brei gekocht iſt. An-

Nahrhaftigkeit fehlt es also dieser Speise nicht, um so mehr aber würde sich ein Europäer über die Art und Weise, wie sie genossen werden muß, entsetzen. Man schüttet sie nemlich in lange Tröge, welche auf dem Deck aufgestellt werden, und theilt die Sache so ein, daß je zwanzig bis fünfundzwanzig Neger auf einen Trog kommen. Zugreifen dürfen die armen Menschen nach Belieben; allein davon ist keine Rede, daß man ihnen einen Löffel reichte, sondern ihre Hände sind vielmehr das einzige Instrument, dessen sie sich zu bedienen haben. Nach diesem glorioſen Frühstück werden die Schwarzen angehalten, sowohl ihr Lager in den untern Räumen, als auch das ganze Verdeck zu reinigen, und mit diesem Geschäft haben sie volle zwei Stunden zu thun, denn man sieht darauf, daß alles recht gründlich genommen wird. Nun folgt abermals eine Ruhezeit von einer bis zwei Stunden, während welcher die Neger auf dem Oberdeck herumliegen und gänzlich unbehelligt bleiben. Um drei Uhr geht es an die Mittagsmahlzeit oder vielmehr an die zweite warme „Fütterung", denn die Speise — ganz dieselbe wie die um zehn Uhr — wird natürlich wieder in Trögen aufgetragen, gerade wie man den Säuen bei uns ihre Nahrung reicht. Von jetzt an bleiben die Schwarzen gänzlich beschäftigungslos bis zu Sonnenuntergang und nicht selten erlaubt man ihnen sogar, statt müßig auf dem Verdeck herumzuliegen, sich mit einem Tanze zu vergnügen. „Mit einem Tanze?" fragt verwundert der Leser, denn er kann es nicht begreifen, daß Menschen in „dieser" Lage noch an's Tanzen denken können. Allein er kennt die Neger nicht und weiß nicht, wie diese halbthierischen Menschen sich nur dem Eindruck des Augenblicks hingeben, ohne sich mit Vergangenheit

oder Zukunft etwas zu schaffen zu machen. Darum sind auch die Gefangenen, wenn sie nur erst ein paar Tage auf dem Schiff zugebracht haben, im Augenblicke bereit, ihre Füße nach dem Takte einer Trommel, die ein Matrose schlägt, in Bewegung zu setzen, und sie lachen sogar so kindisch fröhlich dazu, wie wenn sie gar keine Ursache hätten, vor Verzweiflung außer sich zu sein. Um sieben Uhr Abends wird die dritte warme Mahlzeit aufgetragen, allein sogleich nach Beendigung derselben treibt man die Nigger in die untern Räume hinab, verpackt sie dort sorgfältig gleich einigen hundert Colli's in die verschiedenen Abtheilungen so eng als möglich neben einander, und hält sie daselbst eingesperrt bis an den lichten Morgen.

Solcher Art ist das Leben auf den Sclavenschiffen, und man sieht daraus, daß die strengen Zwangsmaßregeln, welche man gegen „widerspenstige" Gefangene anwenden muß und auch anzuwenden nicht zaudert (denn zu was hätte man sonst die Handschellen, die Fußeisen und die Ochsenziemer oder Sclavenpeitschen mitgenommen?), jedenfalls von der außerordentlichen Sorgfalt, die man den schwarzen Passagieren angedeihen läßt, bei weitem übertroffen werden. Trotz aller dieser Sorgfalt aber ist die Sterblichkeit unter den Niggern doch oft groß genug und nicht selten bringt man von ursprünglichen achthundert nur noch fünf- oder sechshundert nach Amerika hinüber; geht aber blos der achte oder zehnte Theil zu Grunde, so ist man höchlich zufrieden und nennt es eine glückliche Fahrt. Uebrigens auch beim Verlust von der Hälfte der schwarzen Waare würden die Sclavenhändler immer noch „ungeschlagen" davon kommen, und wenn sie blos den dritten Theil als Manco zu rechnen haben, so ist sogar ein Profit vorhanden und

zwar kein geringer. Bei einer nur halbwegs günstigeren Fahrt dagegen haben sie einen so ungeheuern Nutzen, daß es uns nicht mehr wundern kann, wenn die frommen, scheinheiligen Puritaner Neuenglands der Lockung nicht zu widerstehen vermochten. Berechnen wir einmal, um den Beweis für diese unsere Behauptung zu liefern, die Kosten einer solchen Sclaveneinfuhrschmuggelfahrt und nehmen wir dazu das Dampfboot „Pajano del Oceano", das vor noch nicht langer Zeit von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zum Sclavenhandel associrten, angekauft worden ist. Das Schiff wurde seiner Zeit in Boston gebaut, erhielt in der Taufe den Namen „Ocean-Bird", d. i. der Seevogel, und machte darauf als Passagierboot manche Fahrt zwischen New-York und Havannah. Weil es aber seinem Namen in Beziehung auf seine Geschwindigkeit sogar sehr entsprach, so warfen einige Bostoner Großhändler, drei sehr gottesfürchtige Herren, welche den Sclavenhandel öffentlich als die größte aller Schmach, ja sogar als einen Fluch Gottes verdammten, und in den Kirchen für die Abschaffung des Niggerthums zu beten pflegten, ihr Augenmerk darauf, erwarben es sofort um die Summe von hundertfünfzigtausend Dollars und tauften es schließlich, um die Augen der Behörden irre zu führen, und weil sie zugleich in der Havannah eine Kommandite hielten, in's Spanische um. Sehen wir nun, ob diese frommen Herrn ihre Rechnung bei dem Kaufe fanden. Zuerst sahen sie sich nach einem guten Kapitän um, allein natürlich mußte dieß nicht blos ein im Allgemeinen erfahrener Seemann, sondern auch ein insbesondere mit der Küste Afrika's vertrauter Schiffsführer sein, und überdieß durfte er kein engherziges Gewissen haben. Steht ja doch Todesstrafe

darauf, wenn der Kommandant eines Sclavenschiffes, was man sagt: »in flagranti« ertappt wird, so daß sich nur Männer, welche allen bestehenden Gesetzen Trotz bieten, zu einem derartigen Geschäfte hergeben! Der Kapitän also, den sie suchten und auch richtig fanden, war ein gewiegter Bursche, ließ sich aber nicht um ein Nasenwasser zu dem Wagniß herbei, sondern verlangte für seinen Antheil die Kleinigkeit von zwanzigtausend Dollars, welche ihm auch sofort zugesichert wurden. Nun ging es an's Anwerben des gemeinen Schiffsvolks mit den Unterofficieren nebst den übrigen Bediensteten und diese kosteten zusammen nicht weniger als dreißigtausend Dollars. Matrosen, welche sich zu einem solchen Unternehmen hergeben, müssen immer dreimal so gut bezahlt werden, und selbst der geringste unter ihnen bekommt nur selten unter dreihundert Dollars für die Fahrt. Die Steuermänner aber, so wie der Dolmetscher und der Superkargo oder Rechner machen auf achthundert bis tausend Dollars Anspruch. Die Ausgaben betrugen also mit dem Ankauf des Schiffes bereits zweimalhunderttausend Dollars, allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Der Seevogel konnte zweitausendfünfhundert Sclaven fassen, denn es hatten früher, als er noch Paketbootdienste verrichtete, fünfhundert Passagiere auf ihm Platz, und in den Raum, welchen ein gewöhnlicher Reisender einnimmt, bringt man bequem fünf Neger. Somit mußte man das Fahrzeug für zweitausendfünfhundert Schwarze verproviantiren und die Kosten dieser Ausrüstung, so wie später die Kosten für den Ankauf der Nigger betrugen zusammen nicht ganz vierzigtausend Dollars. Dazu kamen noch die verschiedenen Gratificationen, welche man an die Beamten der Küste, an welcher die Neger gelandet

werden ſollten, zu bezahlen hatte, denn nur um Geld iſt die Gerechtigkeit blind. Dieſe betrugen fünfzigtauſend Dollars, nemlich zwanzig Dollars auf den Kopf, nicht mehr, nicht weniger. Für unvorhergeſehene Fälle wurden weitere zehntauſend Dollars in Anſchlag gebracht, und ſomit war die Summa Summarum dreimalhunderttauſend Dollars. Eine ſolch' ungeheure Summe mußte alſo zuſammen geſchoſſen werden, um den Seevogel auszurüſten, und dafür hatte man nichts, als die Hoffnung, an der Küſte von Afrika zweitauſendfünfhundert Stück Sclaven in Empfang zu nehmen. Rechnen wir nun weiter. Das Schiff fuhr ab, kam glücklich am Congofluſſe an, kaufte die zweitauſendfünfhundert Nigger und machte ſich damit auf den Rückweg nach der Inſel Cuba. Dieſe erreichte es auch, ohne von einem der verſchiedenen Kreuzer beſonders moleſtirt worden zu ſein; allein deßwegen war die Fahrt doch keine ganz glückliche zu nennen, denn es gingen während derſelben durch verſchiedene widrige Zufälle gegen fünfhundert Stück der ſchwarzen Ladung zu Grunde. Somit blieben nur etwas über zweitauſend Neger zum Verkaufe übrig; doch — welches Facit ſtellte ſich nun heraus? Der Preis der Waare ſtand gerade nicht allzu hoch, doch zahlte man im Durchſchnitt ſiebenhundertfünfzig Dollars für den Kopf und demgemäß betrug die ganze Erlöſsſumme 1,500,000 Dollars. Ziehen wir nun hievon das ganze Anlagekapital ab, ſo bleiben als Reinprofit nicht weniger als 1,200,000 Dollars übrig, welche die frommen Herren von Boſton unter ſich theilten. War nun um ſolchen Preis nicht etwas zu wagen? Durfte man für einen ſolch' ungeheuren Nutzen nicht ſein Gewiſſen ein klein wenig belaſten?

Dieſes eine Beiſpiel möge den Leſer belehren, wie

außerordentlich profitabel der Handel mit schwarzer Waare ist, und man muß dabei noch extra wohl bedenken, daß Klipperschiffe gewöhnlich noch weit bessere Geschäfte machen, denn sowohl ihr Ankauf als auch ihre Ausrüstung stellt sich verhältnißmäßig um Vieles geringer, als dieß bei einem Dampfboote der Fall ist. Im Durchschnitt berechnet man, daß die vier Millionen Dollars, welche, wie wir oben schon sagten, alljährlich von den Nordamerikanern im Sclavenhandel angelegt werden, die hübsche Summe von zwölf Millionen Dollars, d. i. von dreißig Millionen Gulden eintragen, und es ist schon mancher Kaufmann, nachdem er ein paar Jahre lang Sclavenhandel getrieben, so immens reich geworden, daß er das Geschäft als Millionär aufgeben konnte. Hat Einer aber einmal in Amerika des Geldes genug erworben, so fragt kein Mensch darnach, auf welchen Wegen und durch welche Mittel er zu demselben gekommen ist, sondern der Mann steht im Gegentheil im höchsten Ansehen, einfach deßwegen, „weil" er so viel erworben hat. Läßt er sich sodann etwa noch herbei, einen Theil dieses Blutgeldes, nur wenige tausend Dollars, zu einer milden Stiftung, zu einem Kirchenbau oder noch besser zur Fundirung der Besoldung eines geistlichen Herrn und was dergleichen mehr ist, zu verwenden, so steigt sein moralischer Kredit so sehr, daß er ohne allen Zweifel unter die Heiligen versetzt würde, wenn er nicht zufälligerweise Akatholik wäre. Siehst du nun, o Leser, welch' prächtiges Geschäft der Sclavenhandel ist?

Wegen des Absatzes seiner Waare darf ein Sclavenhändler nie in Verlegenheit sein. Dieser Artikel ist immer gesucht, und sogar so gesucht, daß man die Nachfrage nie ganz befriedigen kann. Man hört daher auch nie „von

gedrückten Preisen", wie bei anderen Waaren, welche der Concurrenz unterliegen, sondern im Gegentheil steigern sich die Preise fast mit jedem Jahre, je mehr die Zucker- und Baumwoll-Plantagen sich ausdehnen. Als Hauptabsatzquelle gilt gegenwärtig die Insel Cuba, die Perle der Antillen, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie steht allerdings unter spanischer Herrschaft, denn sie ist der einzige Ueberbleibsel der einst so großartigen Besitzungen, welche Spanien in Amerika hatte; allein gerade weil sie unter spanischer Herrschaft steht, hat man es um so leichter, die Sclavenwaare dort zu landen. Die Generalkapitäne nemlich, d. i. die Gouverneure von Cuba, betrachten, wie es scheint, die herrliche Insel als einen vollen Schwamm, den man ihnen auszudrücken Gelegenheit gibt, und schließen gegen eine bestimmte Summe Geldes recht gern ein Auge oder vielmehr beide Augen zu. Möglicher Weise besitzt ein solch' vornehmer Herr so viel Schicklichkeitssinn, daß er die Bestechungssumme nicht selbst in eigener Person in Empfang nimmt; aber um so sicherer thut's sein Sekretär, sein geheimes Faktotum, so wie die sämmtliche übrige von ihm abhängige Beamtenwelt, und dem Sclavenhandel wird demnach keinerlei wirkliches Hinderniß in den Weg gelegt. Alles was dagegen geschieht, geschieht nur zum Schein, nur um die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen, und darin liegt auch der Grund, warum noch jeder Generalkapitän von Cuba nach wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist. Die Hauptlandungsplätze auf der Insel sind übrigens nicht Havannah, die Hauptstadt derselben und zugleich deren erster Seehafen, denn hier liegen immer eine Menge englischer und französischer Kriegsschiffe, vor denen man sich in Acht nehmen muß, — sondern vielmehr einige

entferntere Buchten, worunter beſonders „Sierra Morena“ und „Sagua la Grande“. Hier können Kriegsſchiffe, welche einen nur etwas bedeutenden Tiefgang haben, und dieß iſt bekanntlich beinahe immer der Fall, nicht landen, und die Sclavenfahrzeuge, denen es glückt, in eine dieſer heimlichen Baien einzufahren, ſind dann immer ſo ziemlich geſichert. Daß ihnen dieſes aber glückt, dafür ſorgen die vielen Fiſcher- und Lootſenboote, welche an der Küſte von Cuba herumſchwimmen und alle insgeheim im Solde der Sclavenhändler und Sclavenbeſitzer ſtehen. Dieſe benachrichtigen einen herannahenden Sclavenſchiffkapitän immer ganz getreu über den Stand der engliſchen Kreuzer, und zum Ueberfluß kommt auch noch ſtets vom Lande ſelbſt die genaueſte Kunde, wann die beſte Zeit zum Einlaufen ſei. Das Handlungshaus, welchem das Sclavenſchiff gehört, hat nemlich, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſeine verſchiedenen Agenten auf der Inſel, und da dieſe mit den einflußreichſten Landſclavenhändlern, ſo wie mit den Behörden ſelbſt in der intimſten Verbindung ſtehen, ſo wiſſen ſie immer zum voraus, ob Gefahr droht oder nicht. Dem in Sicht kommenden Schiffe wird alſo regelmäßig durch Raketen oder ſonſtige Lichter ein Zeichen gegeben, wann es ſich ungefährdet in die Bucht wagen darf, und natürlich braucht man dann nicht lange Zeit, um die Neger auszuſchiffen. Im Gegentheil ſtehen die Agenten bereits auf der Lauer, zahlen baar oder in guten Wechſeln aus, und eine Stunde nach der Landung iſt die friſch importirte Waare bereits in's Innere transportirt. Erhält nun auch nachträglich ein engliſcher Kreuzer Wind davon, daß ein Sclavenſchiff gelandet ſei, ſo bleibt ihm nichts übrig, als das Nachſehen, denn ſobald er ſich zeigt, wird das Schiff an zehn Punkten

zumal in Brand gesteckt, um hiedurch das Corpus delicti aus dem Wege zu räumen, der werthvolle Inhalt desselben aber, d. h. die Negerwaare ist verschwunden und kann nicht mehr aufgefunden werden. Wer würde auch im Innern der Insel den Angeber machen? Das Bedürfniß nach frischem Menschenfleisch ist ja so groß, daß die Zwischenhändler immer schon lange vor der Ankuft eines Sclavenschiffes von den verschiedenen Plantagenbesitzern Auftrag zum Ankauf von so und so viel Rekruten haben, und deßwegen finden sich stets für die ganze Ladung in unglaublich kurzer Zeit stabile, sichere Herren!

So geht's in unsern Tagen beim Niggerhandel zu. Doch darf man nicht glauben, daß die Insel Cuba der „einzige" Zielpunkt des Sclavenschmugglers sei, sondern es werden im Gegentheil in die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union eben so gut afrikanische Neger eingeführt, als in jenes Ueberbleibsel der spanischen Herrschaft. Ja man berechnet den besagten Import von Afrika auf jährlich mehr denn fünfzehntausend Stück und in manchem Jahre dürfte diese Summe noch weit zu niedrig gegriffen sein. Die Hauptstapelplätze sind: Florida, der südlichste Staat der Union, welcher wegen der Nähe Cuba's (es gehört nur eine Fahrt von wenigen Tagen dazu, um zwischen der Küste von Cuba und Florida hin und her zu fahren) sich besonders gut zu solchem Geschäfte eignet, so wie Louisiana, d. h. der Theil der Küste des Staates Louisiana, welcher sich westlich von New-Orleans an der Mündung der Sabina hindehnt. Auch die Mündung des Pearlflusses im Staate Mississippi wird von Sclavenschiffen oft besucht und nicht selten zeigen dieß die südländischen Zeitungen ganz offen und ungenirt an. Früher

vor dem Jahr 1845, als Texas noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, wurde der Handel noch viel schmunghafter getrieben, da die Buchten an der Grenzscheide von Texas und Louisiana das Einfahren der Sclavenschiffe ganz außerordentlich begünstigten. Damals brachte der Import solcher Waare fast gar keine Gefahr, denn die Schmuggler fanden in dem unabhängigen Texas stets eine sichere Zuflucht; allein nunmehr kreuzen stets Kriegsschiffe vor den Buchten umher. Doch sieht auch jetzt noch die Sache viel ernster und gefährlicher aus, als sie es in der Wirklichkeit ist. Wenn nemlich anders die Plantagenbesitzer mit den Händlern einverstanden sind — und daran ist natürlich um so weniger zu zweifeln, als die frische Waare stets wohlfeiler gegeben werden kann, wie die im Lande gezogene —, so ist an eine Abfassung der gelandeten Neger oder gar an eine Aufbringung des Sclavenschiffes selbst sammt seinem Inhalt kaum zu denken. Dem Ausland gegenüber behaupten allerdings die Nordamerikaner, daß der Handel mit importirten Sclaven in der Union gänzlich aufgehört habe, allein es bedarf blos einer kurzen Reise in den Süden hinab, so wie nur einiger Beobachtungsgabe, um die Unwahrheit dieser Behauptung sogleich einzusehen. Heißt man doch im ganzen Süden allgemein die frisch importirte Waare zum Unterschied von der im Inlande erzeugten: „Guinea-Nigger", und gibt es doch in Mississippi, Louisiana, Florida, Alabama u. s. w. fast keine einzige Plantage, auf welcher nicht wenigstens „einige" Guinea-Nigger anzutreffen wären! Der Nigger-Schmuggelhandel blüht also fort und fort, und die Bewohner des rothen Flusses wissen ohne Zweifel mehr davon zu erzählen, als wir in dieser kurzen Skizze zu thun im Stande waren.

Wie kommt dieß nun aber, da doch die Regierung der Vereinigten Staaten ſich verpflichtet hat, denſelben mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln zu unterdrücken? Konnte England in ſeinen vielen ausgedehnten Kolonieen dieß bewerkſtelligen, warum Nordamerika nicht? Die Antwort hierauf iſt einfach. Einmal geſchah es nicht, weil die Mittel der Vereinigten Staaten nicht „ausreichten", die betreffenden Geſetze durchzuführen, und zum andern, weil die betreffenden Beamten ſie nicht durchführen „wollten". Die Küſte der Staaten, in welchen Sclavenſchiffe willkommen ſind, iſt eine außerordentlich ausgedehnte, und es würde eine mehr als fünfmal ſo große Seemacht, als die Union beſitzt, dazu gehören, um allen Schmuggel zu unterdrücken. Soll man nun der paar tauſend Sclaven wegen das viele Geld ausgeben? Soll man wegen des Bischen Schmuggels das ganze Regierungsſyſtem, welches eine ſo kleine Militär- und Seemacht, als nur irgend möglich iſt, verlangt, um dem Präſidenten der Union nicht zu viele Gewalt in die Hand zu geben, — umändern und umorgeln? Gott bewahre! Die bisherigen Beſtimmungen müſſen ausreichen, und ſie können es auch, wie man amerikaniſcherſeits behauptet. Oder wie? Hat man nicht in den letzten zehn Jahren vielleicht fünfzig Schiffe weggenommen, die auf den Sclavenhandel auslaufen wollten? Gewiß that man das und die Amerikaner haben alſo ganz recht, wenn ſie auf dieſes Reſultat pochen; allein umgekehrt, — gelang es nicht mehr als der zwanzigfachen Anzahl von Sclavenſchiffen ganz ungehindert auszufahren? Ueberdieß wie viele derſelben ſind, nachdem ſie einmal die hohe See erreicht hatten, eingefangen worden? Allerdings hat die Unionsregierung in jedem ihrer Seehäfen einen

Beamten, den ſogenannten „United-States-Marſhal“, welchem die Pflicht obliegt, den geſetzloſen Handel vollſtändig zu unterdrücken. Auch beſitzt dieſer Beamte die ausgedehnteſte Machtvollkommenheit, jedes verdächtige Schiff wegzunehmen und den Kapitän deſſelben nebſt der Mannſchaft vor Gericht zu ſtellen, wo ſich dann bald zeigen muß, ob das Fahrzeug zum Sclavenhandel ausgerüſtet war oder nicht. Ja man gab dem beſagten Marſchal ſogar ein Anſpornmittel und zwar ein ächt amerikaniſches Anſpornmittel, um ſeine Pflicht zu erfüllen; denn das Schiff wird, wenn überwieſen, ſofort für gute Priſe erklärt und ſein Verkauf trägt den Officianten nicht wenig Geld ein. Allein wie ſelten wird es den Behörden nur überhaupt bekannt, daß ein Sclavenſchiff in der Ausrüſtung begriffen iſt? Wie oft verrathen die von der Gegenpartei erkauften Spione, welche der Marſchal hält, das Geheimniß eines ſolchen Fahrzeugs erſt dann, wenn dieſes längſt den Hafen verlaſſen hat? Wie häufig kommt es nicht vor, daß der Marſchal ſelbſt die Augen zudrückt, ſobald man ihm ein ſchwer goldenes Pflaſter über dieſelben legt? Ueberdieß, wenn es auch je gelingt, einen Fang zu machen und ein Schiff zu confiſciren, iſt dann der Ausrüſter deſſelben oder auch nur ſein Kapitän ebenfalls entdeckt? Gott bewahre! Das Schiff führte falſche Papiere und der wahre Kapitän war noch nicht an Bord, als daſſelbe vom Marſchal weggenommen wurde! Der „rechte“ Kapitän beſteigt nemlich ſein Schiff immer erſt außerhalb des Hafens, wo die Jurisdiktion des Marſchals aufhört, und folgt dem Klipper in einem unſchuldigen Fiſchernachen ſo lange von weitem, bis er weiß, daß er ganz ſicher iſt. Darum hat man auch beinahe gar kein Beiſpiel, daß je ein Sclaven-

händler dieſes Handels wegen geſtraft worden wäre, und ſogar die Matroſen, die man etwa in den gekaperten Schiffen vorfand, ſind noch immer oder wenigſtens „faſt immer“ frei ausgegangen, einfach, weil ſie nicht überwieſen werden konnten, vielleicht auch, weil man ſie nicht überweiſen wollte, denn Geld iſt eine Macht in Amerika!

So ſteht es mit den „auslaufenden“ Sclavenſchiffen. Nur ſelten wird eines confiscirt, und wenn auch einmal ein ſolches Unglück paſſirt, was thut es? Eine einzige glückliche Fahrt bringt ja ſo viel ein, daß drei oder vier Schiffe verloren gehen können! Wie ſteht es nun aber mit den bereits „ausgelaufenen“ Fahrzeugen? Du lieber Gott im Himmel, der Fang eines ſolchen auf hoher See oder an den Küſten von Afrika oder endlich beim Anlanden in Cuba und Südamerika gehört zu den größten Seltenheiten! Die Schiffe ſind gute Segler und zu deren Kapitänen nimmt man ſtets die verwegenſten und erfahrenſten Seeleute, die es in der Welt gibt. So entkommen ſie denn den Kreuzern beinahe regelmäßig. Ueberdieß darf kein engliſches Kriegsſchiff ein anderes unterſuchen, das unter amerikaniſcher Flagge ſegelt und eben ſo umgekehrt. Natürlich hiſſen alſo Sclavenſchiffe, die einem Engländer begegnen, die amerikaniſche Flagge auf; werden ſie aber von einem amerikaniſchen Kreuzer verfolgt, ſo zeigen ſie die engliſchen Farben. Zwar führen auch die Kreuzer nicht ſelten falſche Flaggen und weiſen erſt dann ihre wirklichen nationalen Farben, wenn ſie einem Sclavenſchiff ſo nahe gekommen ſind, daß daſſelbe ihnen nicht mehr entgehen kann; allein die Kapitäne, die ſich mit dem Menſchenhandel befaſſen, laſſen ſich durch ein ſolches Manoeuver nur ſelten täuſchen. Kennen ſie doch die ganze Kreuzerflotte

aus dem Fundamente! Sehen sie es doch jedem Kriegsschiff schon von weitem an seiner Bauart an, ob es der englischen oder amerikanischen Nation angehört! Ueberdieß, wenn alle Stränge reißen, so versenken sie lieber die sämmtlichen Schwarzen, die sie an Bord haben, an der Ankerkette in's Meer, ehe sie ihre Fahrzeuge auf hoher See als Sclavenschiffe kapern ließen, denn dann ginge es ja um ihren Kopf. Es ist dieß freilich ein mehr als teuflisches Mittel, aber deßwegen hat man doch den Beweis der so eben angeführten Thatsache in den Händen, und — wie kann dann der Sclavenhandel erwiesen werden, wenn das corpus delicti fehlt? Sind die Sclavenhändler aber erst an der befreundeten Küste angelangt, und haben dort ihre Nigger gelandet, dann ist vollends eine Abfassung und Entdeckung unmöglich, denn, wie weiter oben schon angedeutet, in diesem Falle verbrennen die meisten Kapitäne ihr Schiff, um alle und jede Spur ihres Handels zu vertilgen. Es trägt sich ja aus!

Trotz allem dem aber bleibt der „unmittelbare" Import der Nigger aus Afrika immer ein gefährlicher Erwerbszweig, und nur die verwegensten Gesellen lassen sich mit demselben ein. Ja es sind meistens Bursche, die eben so gut bereit wären, das Piratenhandwerk zu ergreifen, und Viele von ihnen haben schon mehr als einen Mord auf dem Gewissen. Es ist ein Mischmasch aus aller Herren Länder, Portugiesen wie Schweden, Deutsche wie Spanier, Engländer wie Dänen, Amerikaner wie Europäer. Ja sogar Schwarze befinden sich unter denselben und so unglaublich es klingt, so bleibt es deßwegen doch eine erhärtete Thatsache, daß Nigger selbst sich dazu hergeben, Nigger einzufangen! Möglicher Weise verirrt sich hie und da auch,

durch den Mangel getrieben, ein ordentlicheres Subjekt unter jene Cohorte, aber bei weitem die meiſten gehören dem Abſchaum der Menſchheit an, und es bleibt daher immer für einen Rheder oder Kaufmann ein immenſes Wagniß, mit dieſer Seeräuberbrut ein Bündniß zu ſchließen. Eben darum hat auch der Sclavenhandel zur See kein rechtes Gedeihen, und da in Folge deſſen die Zufuhr aus Afrika bei weitem nicht hinreicht, um den Bedarf an Niggerfleiſch für die ſüdlichen Staaten zu decken, ſo mußte man auf andere nachhaltigere Auskunftsmittel denken. Welches Mittel könnte aber von größerem Werthe ſein, als die „künſtliche“ Produktion des Abmangels im eigenen Lande? Allerdings eine äußerſt ſchwierige Aufgabe, weßwegen man noch vorher den Verſuch machte, ſogenannte „freie Nigger“ als Tagelöhner aus Afrika zu importiren. Zu dieſem Zwecke organiſirte ſich z. B. in Louiſiana eine Kompagnie, welcher die Legislatur jenes Staates die Erlaubniß ertheilte, vor der Hand zur Probe zweitauſendfünfhundert ſolcher freiwilligen Tagelöhner mit einer unwiderruflichen Dienſtzeit von fünfzehn Jahren herbeizuſchaffen; allein die Probe fiel ſchlecht aus. Ueberdieß konnte die Bundesregierung nicht umhin, das beſagte Manoeuver für Sclavenhandel zu erklären und als ſolchen zu verbieten. War ja doch der Ausdruck „freiwillige Tagelöhner“ offenbar nur auf eine Täuſchung berechnet, indem dieſelben nicht anders behandelt wurden als die wirklichen Sclaven! Lag doch ſogar ſchon darin eine Fälſchung, daß man jene Nigger nicht auf eine beſtimmte Dienſtzeit „miethete“, ſondern ſie vielmehr von den afrikaniſchen Händlern geradezu „ankaufte“. So erwies ſich denn auch dieſes Mittel als unausführbar und es blieb daher den

Amerikanern nichts übrig, als zu ihrem Hauptremedium zu greifen, nemlich zur „Sclaven- und Niggerzüchterei".

„Niggerzüchterei?" Unsinn! Wahnsinn! Wie können denn „Menschen" gezüchtet werden? Und doch existirt dieser Wahnsinn in der Wirklichkeit! Der Leser begebe sich gefälligst in die sogenannten Bordersstaaten, d. h. in die Staaten der Union, welche zwischen den freien und den Baumwollstaaten mitten inne liegen, also nach Virginien, Nordcarolina, Kentucky, Maryland und Delaware, — so wird er sich sogleich von dem Faktum überzeugen können. Die genannten fünf Staaten oder wenigstens die vier größten derselben (denn das kleine Delaware nähert sich immer mehr der Einrichtung der freien Staaten und ist auf dem Punkte ganz in die Reihen derselben einzutreten) haben zu Bebauung ihrer Felder bei weitem keine so große Anzahl von Negern nothwendig, als die südlicher gelegenen, und dennoch halten sie deren, wenn nicht eben so viele, doch wenigstens eine annähernde Anzahl. Sie halten sie aber nicht wegen ihrer Nothwendigkeit „zum Feldbau", sondern wegen ihrer „Nachkommenschaft". Dieß ist im Augenblicke ersichtlich, wenn man ihre Plantagen besucht, denn sie pflanzen nur ganz wenig, zum Theil gar keine Baumwolle, und Reis, Indigo oder Zucker sind ohnehin vollständig ausgeschlossen. Ihre Produkte sind vielmehr Tabak, Mais, so wie verschiedene andere Erzeugnisse der gemäßigten Zone, welche alle weit weniger Arbeit erfordern, als die Produkte des Südens, und sie könnten daher mit der Hälfte der Nigger auskommen, als sie besitzen. Ja sie könnten sogar die Sclaven leicht gänzlich entbehren und würden, wenn es ihnen blos

um die Bebauung ihrer Felder zu thun wäre, mit freien, weißen Arbeitern weit wohlfeiler und beſſer zurecht kommen. Allein da würden ſie ja am Ende zu „Bauern“ herabſinken, während ſie bisher „Edelhofbeſitzer“ waren, und um dieſem viel befürchteten Uebelſtande vorzubeugen, ſind ſie auf ein Auskunftsmittel verfallen, das ihnen erlaubt, ohne beſondere Einbuße an Vermögen und Einkommen, auf die bisherige Weiſe fortzuwirthſchaften. Dieſes Mittel nun iſt die Produktion oder Züchterei von ſo viel Sclaven, als möglich; natürlich aber nicht, um ſie auf ihren Gütern zu verwenden, ſondern vielmehr, um mit denſelben „loszuſchlagen“, ſobald man ſie bis zur Arbeitsfähigkeit groß gezogen. Alſo gerade wie man auch die Fohlen erſt zu verkaufen pflegt, wenn ſie ſtark genug geworden ſind, um eingeſpannt oder geritten zu werden! Im Süden nennt man dieſen Zweig des Plantagenbetriebs „Stock-Raiſing“, d. h. auf Deutſch: Vermehrung des Viehſtandes (zum beſten Beweis, daß die Herren Pflanzer zwiſchen Niggern und Vieh keinen Unterſchied machen), und fragt man, wo das Stock-Raiſing am meiſten zu Hauſe ſei, ſo werden in erſter Linie immer die Staaten Virginien, Kentucky und Nordcarolina, in zweiter aber Maryland und Delaware genannt werden. In allen dieſen Staaten iſt das Klima ſehr geſund, wenigſtens viel geſünder als weiter ſüdlich, und insbeſondere ſcheint es den Niggern wohl zu bekommen. Auch bringt es die Art der Arbeit, welche die Sclaven hier zu verrichten haben, mit ſich, daß ſie ſich nicht allzuſehr anzuſtrengen brauchen (weil ja keine Baumwolle, Reis u. ſ. w. gepflanzt wird), ſondern daß ihnen ihr Tagwerk nur zur geſunden Motion dient. Dazu kommt noch, daß die Nahrung eine weit kräftigere und

geſündere iſt, als weiter unten in Georgia, Florida, Louiſiana u. ſ. w., denn der Virginier oder Kentuckier, der ſeinen Waizen, ſeinen Mais, ſeine Kartoffel, ſein Fleiſch und ſeine Milch ſelbſt erzeugt, geht nicht ſo ſparſam damit um, als der Baumwollenbaron, welcher dergleichen Artikel kaufen muß. Somit kann es nicht fehlen, daß die Negerheirathen in den ſogenannten Bordersſtaaten ſich ſchon „von Natur aus" weit produktiver erweiſen, als in den übrigen Sclavenländern. Außerdem aber trägt der virginiſche und kentuckiſche Pflanzer, was ihm nur irgend möglich iſt, dazu bei, dieſe Produktivität zu einer recht ergiebigen und nachhaltigen zu machen. Nicht blos nemlich ſieht er (außer der guten Nahrung) auf große Reinlichkeit, ſo wie überhaupt auf Alles, was die Geſundheit und das Wohlbefinden des Körpers befördert und erhält, ſondern er ſorgt auch dafür, daß die jungen Mädchen und Burſche unter ſeinen Negern zu rechter Zeit, d. h. nicht zu frühe und nicht zu ſpät, das Band der Ehe eingehen, wenn man überhaupt das Zuſammenleben dieſer Menſchenklaſſe eine Ehe nennen kann. Auch unterläßt man es nie, Negerinnen, die viele Kinder gebären, zu bevorzugen und beſonders gut zu halten, damit ſie ihren Kamerädinnen zur Nacheiferung dienen. So werden ſie z. B. nie verkauft, ſondern bleiben auf der Plantage ihr Leben lang, während die Unfruchtbaren, die dem Pflanzer nutzlos ſind, verſichert ſein dürfen, daß man ſie ſo ſchnell als möglich fortſchafft. Eben ſo große Sorgfalt erweist man den Kindern, namentlich den Neugeborenen, und nicht blos hält man die Mütter an, daß ſie denſelben gut abwarten, ſondern man zieht auch bei dem geringſten Anzeichen von Krankheit alſobald den Arzt zu Rathe. Es wäre ja ein

Unglück, wenn die schwarze Brut nicht gedeihen würde oder gar stürbe, da dieselbe nach wenigen Jahren einen bedeutenden Werth erlangt! Auf diese Art und durch noch andere Mittel, deren specielle Aufführung mir erlassen bleiben möge, weil die Sprache keine decenten Worte dafür hat, wird es möglich, daß nur allein in Virginien jährlich über zwanzigtausend Sclaven mehr geboren werden, als sterben, und natürlich — diese zwanzigtausend werden exportirt und verkauft. Eben so machen es Kentucky, Nordcarolina und Maryland. Kurz die Bordersstaaten führen zusammen jährlich etwa siebzigtausend Neger mit einem Gesammtwerth von mehr als sechszig Millionen Dollars aus und damit kann der Ausfall des Südens beinahe gänzlich gedeckt werden. Hat nun der Leser einen Begriff davon was unter Niggerzüchterei zu verstehen ist? Er muß sich die Sache gerade so denken, wie z. B. die großen Stutereien in Mecklenburg. Dort zieht der Edelmann und der reiche Bauer sein Haupteinkommen vom Verkauf der herangezogenen Füllen, hier der Pflanzer vom Verkauf der überzähligen Sclaven!

Auch die Art und Weise des Verkaufs ist beinahe ganz dieselbe, denn wie der Pferdehändler die großen Roßmärkte besucht, um seine Waare an den Mann zu bringen, so besucht der Niggerhändler die großen Sclavenmärkte, um sein Eigenthum so theuer als möglich zu verwerthen. Allerdings ist der „Unterderhandverkauf" auch nicht ausgeschlossen, so wenig als der Detailhandel. In Deutschland pflegt ja ebenfalls ein Nachbar vom andern eine Kuh oder ein anderes Stück Vieh zu kaufen, warum sollte also in Amerika kein Pflanzer dem andern einen Sclaven feil machen? Allein ein Ankauf oder Verkauf „im Großen"

iſt auf dieſe Art nicht zu bewerkſtelligen. Der ſüdliche Pflanzer kann nicht im Lande herumziehen, um auf den Gütern der virginiſchen Edelhofbeſitzer die verkäuflichen Nigger in Erfahrung zu bringen, denn dieß würde ihn viel zu viel Zeit koſten und entſpräche auch ſeinem Stande keineswegs. Darum gibt es nicht blos eine eigene Klaſſe von Menſchen, die ſogenannten Mäkler und Agenten, welche ſich mit dem Zwiſchenhandel beſchäftigen, ſondern wir finden auch verſchiedene Städte, in welchen dieſe Art von Geſchäftsbetrieb beſonders zu Hauſe iſt, — Städte, welche ſchon durch ihre gute Lage darauf hingewieſen ſind, den Verkehr des Sclavenhandels in ihre Mauern zu ziehen. In dieſen Städten nun blühen „förmliche Sclavenmärkte", welche von den Händlern mit ihren „Heerden" bezogen werden, und die Ortsbehörden wenden natürlich ſchon der Vortheile wegen, die damit verbunden ſind, Alles auf, um die Märkte ſo ſehr als möglich zu heben. Es werden ja hiedurch eine Menge von Fremden herbeigezogen, warum ſollte man alſo für dieſen Zweck nicht ein Uebriges thun? Früher war ein ſolcher Hauptmark in Waſhington ſelbſt, alſo am Sitze der Centralgewalt dieſes „freien und glücklichen Landes", wie der Amerikaner ſein Vaterland gewöhnlich zu nennen beliebt; allein ſeit dem Jahre 1850 hat doch das Schicklichkeitsgefühl des Kongreſſes ſo weit geſiegt, daß dieſer öffentliche Scandal endlich beſeitigt werden konnte. Seit jener Zeit finden in Waſhington keine öffentlichen Märkte, d. h. keine öffentlichen Sclavenverſteigerungen mehr ſtatt, es müßte denn bei einer Erbtheilung oder bei einem Konkurſe ſein, wo natürlich der Neger eben ſo gut unter den Hammer des Auktionators kommt, wie ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd oder

ein werthvolles Meubel. An Hauptmärkten fehlt es aber doch nicht, ſondern ſie ſind nur etwas weiter gegen Süden hinabgerückt, und als die großartigſten dürften wohl die von Richmond, Charles-Town, Savannah, Nashville, Raleigh, New-Orleans u. ſ. w. gelten. In allen dieſen Städten hat man ein Ziemliches aufgewendet, um recht großartige Verkaufslokale herzuſtellen, und wir erinnern in dieſer Beziehung nur an New-Orleans, wo der Sclavenmarkt im großen Saale der Börſe, nemlich in jener mächtigen runden Halle der Saint Louis Exchange, die mit ihren luftigen griechiſchen Säulen an ein Baudenkmal der alten Zeit erinnert, abgehalten wird. Auch in Richmond iſt das Lokal mit vielem Prunk ausgeſtattet und es finden darin mehr als tauſend Menſchen mit Bequemlichkeit Platz. Kurz, man darf nicht glauben, daß für derlei Märkte nichts geſchehen ſei, allein es war dieß auch um ſo nothwendiger, als die großen Sclavenauktionen ſowohl im Winter als im Sommer nie ausgeſetzt werden, und es alſo leicht hätte paſſiren können, daß man die vornehmen Herren Käufer dem Regen, der Kälte, oder einer ſonſtigen ſchlimmen Witterung hätte ausſetzen müſſen. So rückſichtslos darf man doch nicht gegen Leute ſein, die ſo viel Geld in der Taſche haben, als die Baumwollenbarone! Dieweil es nun aber einem Eingeborenen der alten Welt äußerſt ſchwer iſt, ſich von einem ſolchen Markte einen richtigen Begriff zu machen, ſo wollen wir den Leſer in eine derartige Halle ohne Weiteres einführen.

Wir treten in den Saal ein durch das Schenkzimmer, d. h. durch den ſogenannten Barroom, wo auf einem außerordentlich langen und wohlverzierten Tiſche Getränke aller Art, ſo wie auch einzelne Speiſen zur Schau aufgeſtellt

sind. Während der Auktionstage hat die Bar den ganzen Tag über vollauf zu thun, und fünf oder sechs Kellner, welche hinter derselben stehen, genügen kaum, um die verschiedenen Bedürfnisse der Kunden zu befriedigen. In der Mitte des Saales uns gerade gegenüber befindet sich ein erhöhter Raum, eine Art von Katheder oder Kanzel. Dort hat sich der Auktionator aufgepflanzt, ein lebhafter, beweglicher, listig aussehender Mann, dessen Zunge wie ein Rad schnarrt und dessen Kehle die Eigenthümlichkeit hat, nie heiser zu werden. Vor ihm steht das „Human-Cattle", oder das Menschenvieh, wie man die schwarzen Sclaven im Süden zu nennen beliebt, links in langer Reihe die Niggerinnen, rechts in noch längerer Flur die Neger. Sie sind alle frisch gewaschen, so wie nett und reinlich in Leinwand oder Calico gekleidet. Auch haben sie sämmtlich ein sauberes, zum Theil sogar, besonders was die weiblichen Prachtexemplare betrifft, ein geputztes Aussehen. Ein Pferd, welches dem Kaufsliebhaber vorgeritten wird, ist ebenfalls frisch gestriegelt und hinlänglich gut gefüttert, warum sollte man also mit dem Human-Cattle anders verfahren? Es mögen im Ganzen sieben bis achthundert Sclaven anwesend sein, wie sich von selbst versteht an dem einen Verkauftag mehr, an dem andern weniger. Eben so wechselt auch die Anzahl der Kaufsliebhaber, und im hohen Sommer trifft man deren nicht so viele, als zu Ausgang der Wintermonate. Dieselben bestehen größtentheils aus Mannspersonen oder um uns richtiger auszudrücken aus „Gentlemen", und die meisten haben sich im Reithabit mit der Peitsche in der Hand eingefunden; doch trifft man auch einzelne Damen und diese zeichnen sich dann stets durch den vollkommenen Putz aus, mit welchem sie vor den

„Herren" zu glänzen ſich beſtreben. Käufer wie Käuferinnen gehen im Saale auf und ab; ſie ſchwatzen, ſie erzählen, ſie grüßen ſich, ſie beſehen ſich die Nigger! Jetzt treten einige der Herren in die Reſtauration und laden andere ein, ihnen zu folgen. Sie trinken ein Glas an der Bar, dann kommen ſie wieder, ſtehen in Gruppen zuſammen, gehen abermals auf und ab, lachen, ſcherzen und ſind guter Dinge. Die Nigger aber bleiben unbeweglich, ſchweigſam auf ihrem Platze, als ob ſie Statuen von Ebenholz wären. Fortwährend rollen ihre großen Augen im Kopfe herum; allein es ſieht doch nicht ſo aus, als ob ſie um ihr Schickſal beſonders bekümmert ſeien, denn ſie laſſen die Köpfe nicht hängen. Nur einige Weiber haben den Blick zu Boden geſenkt, und eben ſo ſchauen auch einige Männer finſter darein. Sie gedenken vielleicht ihrer Kinder oder auch ihrer Eltern und ſonſtigen Verwandten, die ſie in der frühern Heimath auf der Plantage, auf welcher ſie geboren und erzogen wurden, zurückgelaſſen haben, — wer kann es wiſſen?

So ſieht es im Saale unmittelbar vor der Auktion aus. Allein ſtille jetzt, denn der Auktionator klopft mit ſeinem Hammer auf den Tiſch und ruft einen der Sclaven mit Namen auf. Es iſt dieß ſtets ein prächtig klingender Name, etwa aus der römiſchen oder griechiſchen Geſchichte, wie Cäſar, Brutus, Cicero, Demoſthenes, Sokrates u. ſ. w. Oder aus dem alten Teſtamente, wie Eliſa, Daniel, Tobias, Eva u. ſ. w. Oder aus der Idyllenwelt, wie Doris, Phyllis, Lais u. ſ. w. Oder endlich aus der proſaiſchen Gegenwart, wie Sally, Harry, Jonny, Jemmy u. ſ. w. Am öfteſten jedoch wiederholen ſich die alten Götternamen, wie Neptun, Jupiter, Juno, Venus, Diana u. ſ. w., denn

der Neger liebt das Prunkvolle über Alles. Der aufgerufene Sclave tritt vor und ſtellt ſich auf die niedere Plattform, welche hart vor dem Katheder des Auktionators errichtet iſt. Hieher muß er ſich ſtellen, damit man ihn von allen Seiten ſehen kann, denn man kann doch niemand zumuthen, eine Katze im Sack zu kaufen. Nun geht's an's Anpreiſen der Waare. Alle guten Eigenſchaften des Niggers werden von dem Auktionator hervorgehoben, die ſchlechten aber bleiben ſo viel möglich verſchwiegen. Er rühmt die Jugend der zu verkaufenden Waare, er rühmt ihre Schönheit, ihre Geſchicklichkeit, ihre Kraft, ihren Fleiß, ihre Folgſamkeit, ihren Verſtand, ihre Treue! Wahrhaftig ein ganzes Lexikon voll Tugenden! Jede Kleinigkeit wird hervorgeſucht, um den Sclaven ſo werthvoll als möglich hinzuſtellen, und der Auktionator vergißt auch nicht einen einzigen Umſtand, der auf den Verkauf günſtig einwirken könnte. „Es iſt ein wahrer Spottpreis, für den dieſer Trajan oder jene Semiramis losgeſchlagen werden ſoll", allein die Kaufsliebhaber gehen doch nicht ſo blindlings darein. Sie beſehen ſich vielmehr ihre Waare, ehe ſie ein Angebot machen; ſie wollen prüfen, ehe ſie kaufen, und darum „muſtern" ſie! Dem Leſer iſt es ohne Zweifel, ſelbſt wenn er in der Stadt wohnt, gar wohl bekannt, wie es unſere Metzger auf dem Lande machen, wenn ſie einen Ochſen, eine Kuh oder auch nur ein Kalb im Handel haben, und gerade dieſelben Manipulationen wendet auch der Nigger-Kaufsliebhaber an. Ja er zeigt ſich zum Theil noch viel minutiöſer und denkt an Dinge, welche ſelbſt der ſcrupulöſeſte Metzger überſehen würde. So öffnet er dem einen Sclaven den Mund, um ſich deſſen Zähne zu betrachten, und einem andern kneipt er

in die Arme oder Beine, um die Muskelstärke zu prüfen. Einem dritten befiehlt er, jetzt langsam, dann schnell, darauf noch schneller auf und ab zu gehen, damit man sehe, wie sich derselbe bewegen könne, und ein vierter muß sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vornen, bald nach hinten biegen und bücken, ob er nicht möglicher Weise gebrochen oder gar lendenlahm sei. So geht es die ganze Zeit über und der Sclave fügt sich Allem geduldig. Er weiß es ja, daß er sich eine solche Musterung gefallen lassen muß, und überdieß ist er bereits an die Sache gewöhnt, oder haben ihm seine Mitsclaven schon oft hievon erzählt. Eben deßwegen kommt es ihm auch nicht sonderbar vor, wenn ihm möglicher Weise zugemuthet wird, sich seiner Kleider gänzlich zu entledigen, damit man etwaige Körpermängel entdecken könne, und er unterwirft sich einer solchen Procedur ohne irgend Schamgefühl zu zeigen. Man glaube aber ja nicht, daß blos männliche Sclaven hiezu angehalten werden, sondern ganz der nemliche Befehl ergeht auch an die weiblichen Exemplare, und kein Mensch im Saale nimmt irgend Anstoß daran. Ja sogar die anwesenden Damen geniren sich nicht im geringsten, eine derartige Musterung mit durchzumachen, und stellen sich oft sogar in die erste Reihe der Zuschauer. Eine bloße „Sache" kann man doch sicherlich ohne zu erröthen in ihrer Nacktheit besehen und mehr als eine geschlechtslose Sache ist ein Sclave in den Augen einer Südländerin nicht! Zugegeben muß übrigens werden, daß seit den letzten zehn Jahren auf das Decorum bei weitem mehr Rücksicht genommen wird, als früher; denn es gibt nun neben dem Auktions[illegible] besonderes Lokal, in welchem man die „nackten [illegible] nimmt,

und in so fern also ist der Gemeinheit wenigstens in Etwas ein Riegel vorgeschoben.

Endlich hat einer drauf geschlagen!

„Zwölfhundert Dollars zum ersten!“ ruft der Auktionator. „Ein Prachtexemplar von einer Sclavin! Ist ihre fünfzehnhundert unter Brüdern werth!“

Jetzt schlägt ein anderer drauf.

„Zwölfhundertundfünfzig!“ schreit der Auktionator. „Sehen Sie den straffen Körper, die volle Brust! Eine wahre Juno! Wird herrliche Kinder gebären und hat schon Beweise geliefert! Kann sie wahrhaft unter vierzehnhundert Dollars nicht losschlagen!“

So geht es fort und fort, bis endlich der Zuschlag kommt. Dann wird ein neuer Sclave vorgeführt, und die so eben beschriebene Scene wiederholt sich von neuem. So wie jedoch ein Nigger verkauft ist, übergibt ihn der Auktionator dem neuen Eigenthümer, und der Gerichtsschreiber stellt eine Urkunde über den Verkauf aus, welche der Sheriff, der die Auktion als Magistratsperson überwacht, unterschreibt. Gegen Mittag nimmt das Schauspiel gewöhnlich ein Ende und die nicht verkauften Stücke werden sofort in die „Sclavenställe“ zurückgeführt. Diese aber sind nichts anderes, als lange hölzerne Schuppen in der Nähe der Markthalle, in welchen die Nigger zu hunderten auf dem bloßen Boden, übrigens bei guter Verpflegung, aufgestapelt bleiben, bis sie endlich an den Mann gebracht sind oder auf einen andern Markt weiter geführt werden.

Der Preis für einen kräftigen Burschen von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, oder für eine tadellose Dirne von sechszehn bis zweiundzwanzig Jahren steht zwischen vierzehnhundert und sechszehnhundert Dollars mitten inne.

Junge Schlingel von zwölf bis siebzehn oder Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren gelten von sechshundert Thalern an. Aeltere Sclaven in gleichem Verhältniß. Ueber vierzig Jahre alte, zur Arbeit schon etwas untauglich gewordene Exemplare können nicht mehr leicht verkauft werden und man sieht daher auf den größeren Märkten nur wenige bejahrte Nigger, es müßten denn solche sein, die wegen einer Erbschaft oder aus einem andern ähnlichen Grunde „um jeden Preis" verkauft werden müssen. Auffallender übrigens als alle diese Besonderheiten ist für einen Fremden die oft fast ganz weiße Farbe der sogenannten Nigger, denn es gibt unter denselben nicht wenige, welche sogar einem Europäer in dieser Beziehung nichts nachgeben, wenn dieser nemlich etliche Sommer unter der heißen Zone Georgia's oder Alabama's zugebracht hat. Es sind dieß Sprößlinge von Weißen und Halbmulatten, sogenannte Quadronen oder auch Quinteronen, die in Europa für ebenbürtig gehalten würden. Oft sind es aber auch „wirkliche" Weiße, welche irgendwo in einer großen Stadt des Nordens als Kinder geraubt wurden, und nun, nachdem man sie bis in's zwölfte Jahr groß gefüttert, als Sclaven unter den Hammer kommen. „Kidnapping" heißt man diese Art von Handel, und derselbe kommt öfter vor, als man glaubt. Auch „wirklich freie" Neger, d. h. solche, die entweder von ihren Herren freigelassen waren oder die sich selbst losgekauft haben, werden nicht selten versteigert, sei es wegen Schulden, die sie nicht bezahlen können (in diesem Fall haftet der Neger mit seinem Körper für das Geld), sei es weil sie das Dokument ihrer Freiheit nicht mehr aufzuweisen vermögen. In Amerika macht man nicht viele Umstände! Das Schändlichste bei dem ganzen schmählichen

Handel iſt jedoch die oft gewaltſame Trennung zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Mutter und Tochter. Früher, noch vor zwanzig Jahren, erkannte der Süden keine „Familie" unter den Sclaven an. Die Ehe des Niggers galt nur als ein wildes Zuſammenleben, als ein geduldetes oder vielmehr erwünſchtes, d. h. wegen der Nachkommenſchaft erwünſchtes Konkubinat; keineswegs aber als ein geſetzliches, geheiligtes Bündniß. Sogar die Kinder gehörten nicht den Eltern, ſondern ſie wurden der Mutter nur ſo lange gelaſſen, bis ſie im Stande waren, ihre Nahrung ſelbſt zu ſich zu nehmen. Auch verkaufte der Sclavenhalter die Mitglieder einer Niggerfamilie nach Belieben ganz getrennt von einander, den Sohn nach Louiſiana, die Mutter nach Carolina, den Vater nach Texas, die Tochter nach Arkanſas. „Findet einander wieder, wenn ihr könnt," ſo hieß es damals! Jetzt iſt ſolche gewaltſame Trennung in den meiſten ſüdlichen Staaten der Union geſetzlich verboten, und es dürfen ganze Familien nur noch „zuſammen" verkauft werden; alſo der Gatte nur mit der Gattin, und die Kinder, d. h. die unter vierzehn Jahren alten Kinder nur mit den Eltern. Deßwegen kommt aber eine Umgehung des Geſetzes trotz aller der unmenſchlichen Grauſamkeit, die darin liegt, doch noch oft genug vor; zwar allerdings nicht bei ſoliden und gebildeten Pflanzern, dagegen um ſo häufiger bei liederlichen Subjekten, bei Tyrannen oder bei Geizhälſen, welchen der Vortheil über alles geht. Warum auch nicht? Wer ſoll denn einen Pflanzer verklagen, wenn es ihm beliebt, das Geſetz nicht zu beobachten? Etwa der betheiligte Nigger? Er hat kein Klagerecht, ſondern muß zuſehen, ob ihm nicht etwa ein Weißer aus Mitleid beiſpringt; allein wie ſelten ſind ſolche mitleidsvolle Seelen?

Die meiſten Einkäufe auf den Sclavenmärkten machen die Pflanzer von Louiſiana und Miſſiſſippi, denn dort werden die meiſten Nigger „verbraucht“. Darum fürchtet ſich aber auch ein Sclave nicht wenig vor einem ſolchen Verkaufe und man ſieht es der Verzweiflung in ſeinem Geſichte an, was er fühlt, wenn er dem Eigenthümer einer Zuckerplantage zugeſchlagen wird. Es iſt gerade, als ob man ihm ſein Todesurtheil vorläſe! Noch mehr, als das Klima von Louiſiana, fürchten die Sclaven den Verkauf an einen Plantagenbeſitzer franzöſiſcher oder ſpaniſcher Abkunft. Zwar iſt ohnehin auf allen ganz ſüdlichen Pflanzungen eine weit härtere Disciplin eingeführt, als auf den mehr „gemäßigt“ gelegenen, denn jene Plantagen erfordern ihrer großen Ausdehnung wegen auch eine größere Anzahl von Negern und machen eben deßwegen, um alle Meuterei ſchon im Keime zu erſticken, eine ſtrengere Aufſicht nothwendig. Allein deßwegen findet doch ſelbſt auf den ſüdlichſten Pflanzungen, ja ſogar auf den Zuckerplantagen, welche in jeder Beziehung die härteſten ſind, ein großer Unterſchied in der Behandlung ſtatt, und man zieht von Seiten der Nigger die Abkömmlinge der angelſächſiſchen Race den Kreolen bei weitem vor. Jene haben, wenn ſie auch als noch ſo gebieteriſche Herren auftreten, doch immer noch ein Herz im Leibe, den franzöſiſchen Kreolen aber, ſo wie insbeſondere den franzöſiſchen Sclavenaufſehern ſcheint alles Gefühl gänzlich abhanden gekommen zu ſein. Deßwegen hat man auch ſchon Beiſpiele erlebt, daß ſich einzelne Neger ſogleich nach ſtattgehabter Auktion ſelbſt zu entleiben verſuchten, nur um der langſamen Tortur ihrer kreoliſchen Käufer zu entgehen! Im Allgemeinen genommen jedoch geht der Schwarze, wenn er verkauft iſt,

seinem Schicksale mit stoischem Gleichmuthe oder vielmehr mit thierisch-stumpfer Ergebenheit entgegen. Er hat ja nicht gelernt, sich über sich selbst und seine Zukunft Gedanken zu machen, warum sollte er sich also grämen?

Die Tage, so lange die Auktion dauert, sind einem Neger die liebsten, denn während dieser Zeit hat er nichts zu arbeiten und bekommt zu essen, ja sogar zu trinken im Vollauf. Wenn diese Zeit nur ewig währte!

14.

Hotel Park in New-York.

Wenn in Deutſchland ein Handwerksburſche reist, ſo weiß er, wo er einzukehren und zu übernachten hat, nemlich in der Herberge; wenn ein ehrlicher Bürgersmann ſich über Feld macht und fremder Herren Länder beſucht, ſo geht er, falls er ſich müde gelaufen und ſich nach einem guten Bette ſehnt, in ein Gaſthaus, ſei es nun das Gaſthaus zum ſchwarzen Mohren oder zum rothen Ochſen; iſt's ein Student oder ein Weinreiſender oder Einer, der in Leder macht, oder ſonſt Einer, der auf „dieſer" Stufe der Bildung ſteht, ſo wird ein Gaſthof aufgeſucht, denn wenn auch die „Herberge" vielleicht dem Inhalt des Geldbeutels mehr entſpräche, ſo erlaubt es doch der Rang, den man in der Geſellſchaft einnimmt, nicht, ein anderes Wirthshaus zu erwählen; thut aber vollends ein Staatsdiener, oder ein Offizier, oder ein Adeliger, oder überhaupt ein Mann aus den höheren Klaſſen eine Reiſe, ſo genügt ihm ein „Gaſthof" nicht mehr, ſondern er ſucht ein Hotel auf, alſo das Hotel de Ruſſie, oder das d'Angleterre, oder das de Bavière, oder ein anderes mit noch großartigerem Titel.

So iſt im lieben Deutſchland Alles recht hübſch ein-

getheilt und es weiß ein Jeder, wohin er gehört, beinahe ſchon gleich nach ſeiner Geburt. Wie gar ſonderbar muß es alſo Einem von uns vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieſer wohllöblichen Ordnung gar keinen Begriff hat; ja wo man dieſelbe vollſtändig umkehrt und auf den Kopf ſtellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur ſeinen Schoppen trinken, ſeinen Braten eſſen und ſein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen ſolle, denn wenn z. B. „jedes“ Einkehrhaus „Hotel“ getauft iſt, ſo kann einen ja das Schickſal bei Nacht und Nebel in eine Lokalität führen, wo man zwei Thaler für ſein bischen Bequemlichkeit zahlen muß, während das ganze Vermögen vielleicht blos in dreißig Kreuzern beſteht! Es iſt ſchrecklich nur daran zu denken, daß es Städte von ſolcher Polizeiwidrigkeit geben ſoll, und doch gibt es dergleichen, wie z. B. die große Stadt New-York in Nordamerika. Dort heißt nemlich jedes Wirthshaus, in welchem man Nachtherberge finden kann, ohne Unterſchied entweder „Hotel“ oder „Houſe“, und es kommt am Ende auf Eins heraus, ob es dieſen oder jenen Titel führt, dieweil man hieraus, aus dem Titel nemlich, durchaus nicht auf die Qualität und Beſchaffenheit deſſelben, oder auch nur auf ſeine mehr oder minder großen Preiſe ſchließen kann.

Alſo jede Herberge oder Logir-Gelegenheit, ob ſie nun vornehm ſei oder gering, groß oder klein, theuer oder wohlfeil, heißt in Nordamerika „Houſe oder Hotel“. Aber, du grundgütiger Vater im Himmel, welch' furchtbarer Unterſchied zwiſchen Hotel und Hotel! Welch' ungeheurer Gegenſatz zwiſchen Houſe und Houſe! Da ſtehſt Du vielleicht vor einem. Es führt den ſtolzen Titel „European

Hotel", zu Deutſch: „Europäiſcher Hof". Du ſiehſt es Dir etwas näher an und es kommt Dir akkurat vor, wie eine erbärmliche Holzbarake, welche über Nacht von ſelbſt einfallen wird. Du gehſt hinein, indem Du denkſt, in einem Hauſe, das einen ſo grandioſen Namen führt, könne es doch nicht ſo gar ſchlecht ſeyn. Aber, welche Täuſchung! Eine Wirthsſtube voll Schmutz und Unrath; eine Wirthin mit zwei Schnupftabaksprise-Tropfen unter der Naſe, ſo wie mit wirrem, ungekämmtem Haar; ein Gaſtgeber mit ſchnapsgerötheten Augen und ſchwerbetrunkenen Knieen empfangen Dich. Du verlangſt ein Zimmer. „Ein Zimmer?" Es gibt im ganzen Hauſe nur zwei Fremdenzimmer und dieſe müſſen für die Geſammtheit der Gäſte genügen! Man führt Dich die ſchmale wankende Treppe hinauf, und richtig da ſind die zwei Zimmer, wenn man nemlich derartigen, den Ratten zum Spielplatz dienenden Lokalitäten den Namen „Zimmer" geben darf. In jedem derſelben ſtehen drei, vielleicht vier Betten, und zwar lauter große breite Betten; aber jedes iſt für zwei, zur Noth für drei Perſonen beſtimmt. Du kannſt wählen; mußt Dir es jedoch jedenfalls gefallen laſſen, einen Schlafkameraden zu bekommen, und zwar was für einen? Einen Burſchen, der polternd tief in der Nacht ankömmt und es vielleicht vergißt, auch nur ſeine kothigen Stiefel auszuziehen, oder gar Einen, der möglicherweiſe noch ſchlimmere Gewohnheiten hat! In Gottes Namen, denkſt Du, und beſiehſt Dir das Bett etwas näher. Es beſteht aus nichts, als aus einer mächtigen Seegrasmatrazze, einem Seegraskopfkiſſen, einem wollenen Teppich und einem Leintuche, das nicht aus Linnen, ſondern aus Shirting gefertigt iſt. Beſonders weich und warm wird alſo das Bett nicht ſein,

überlegst Du bei Dir selbst; allein was thut's, wenn's nur reinlich ist. Du deckst also den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen sollst, um einen Blick in's Innere zu werfen, aber hilf Himmel, mit welchem Schauder fährst Du zurück! Das Leintuch ist vielleicht seit sechs Wochen nicht gewechselt worden, und die Millionen Wanzen, welche das Bett bevölkern, haben es wie mit Blut besprenkelt. Wem sollte es bei solchem Anblick nicht übel werden? Voll Ekel also wendest Du Dich ab und bist mit drei Sätzen zum Hause hinaus, der Besitzer des European-Hotels aber flucht hinter Dir drein und nennt Dich einen verdammten eigensinnigen deutschen Lumpen, der schon noch lernen werde, sich in die Welt zu fügen.

So sieht es in dem „Europäischen Hofe" aus, schlimmer, als in der schlimmsten deutschen Herberge, in der man auf Stroh schlafen muß. Aber siehe da, nach wenigen Schritten stehst Du vor einem andern Hotel. Dieses führt keinen so stolzen Titel, wie das so eben beschriebene, sondern heißt ganz einfach „St. Nicolas Hotel". Hier wird besser wohnen sein, denkst Du bei Dir selbst, und betrachtest Dir das Haus von außen. Es hat eine Höhe von fünf Stockwerken, eine Front von zweihundertfünfzig Fuß, ist ganz aus Marmor erbaut und steht in Broadway. Mit dem letzteren Wort ist eigentlich schon genug gesagt, denn der Broadway in New-York übertrifft bekanntlich selbst das schönste Boulevard von Paris an Splendidität, Reichthum und Großartigkeit. Um Dich jedoch über das wahre Wesen dieses Hotels sogleich in's Klare zu setzen, halten vor dessen großer breiter Freitreppe mehr denn zwanzig elegante Fuhrwerke, und die Damen oder Herren, welche denselben entsteigen, gehören sämmtlich wenn nicht der

vornehmſten, doch wenigſtens der vornehmſt gekleideten Menſchenklaſſe an. Du betrittſt die Treppe. Sie iſt von Marmor, aber doch mit Teppichen belegt. Ein breiter Gang führt Dich in den Barroom oder die Herrentrinkſtube. Welchen Luxus entfaltet nicht der mächtige Schenktiſch! Wie hell blinken nicht die kryſtallenen Karaffen! Wie einladend ſchimmert nicht ihr goldener Inhalt! Welch' außerordentliche Gewandtheit entwickeln nicht die Kellner hinter der Bar! Wie ſchnell biſt Du nicht bedient, Du magſt auch verlangen, was Du willſt! Nachdem Du Dich erquickt, ſchreiteſt Du weiter und betrittſt den Billardſalon. Beim Himmel, die gleiche luxuriöſe Ausſtattung! Die Spieler ſämmtlich gekleidet, als wären ſie Fürſten! Die Billards ſämmtlich aus der Hand der erſten Meiſter und keines im Werth von weniger als fünfhundert Dollars! Nach dem Billardſalon kommt der Leſeſalon. Welche Unmaſſe von Zeitungen, deren Benützung Dir vollkommen frei ſteht! Welche Bequemlichkeit der Lehnſtühle, um ſich darin auszuruhen und mit Muſe zu ſtudiren! Unmittelbar an den Leſeſalon grenzt der Schreib- oder Geſellſchaftsſalon, und wahrhaftig dieſer ſieht noch eleganter aus als die früheren. Lauter kleine Marmortiſchchen und auf jedem ein zierlicher Schreibzeug mit dem feinſten Poſtpapier und den niedlichſten Briefcouverts daneben! Kein Wunder, daß faſt jedes dieſer Tiſchchen in Anſpruch genommen iſt, denn es muß eine wahre Freude ſein, hier ſeine Korreſpondenz zu führen! Haſt Du nun aber all dieſe Bequemlichkeiten und all dieſen Luxus zur Genüge betrachtet, ſo wendeſt Du Dich ſeitwärts, um auf einem andern Wege in das Schenkzimmer zurückzukehren, aber wohin geräthſt Du nun auf einmal? Bisher ſahſt Du lauter Zimmer ober

mehr Säle, deren jeder wenigſtens alle Deine „Erwartungen“ befriedigte, aber nun trittſt Du in einen Salon, deſſen Reichthum, Pracht und Herrlichkeit Dich förmlich „ſchwindeln“ macht. Rechts und links nichts als Sammt und Seide! Unten und oben nur Gold und Goldeswerth! Schwellende Teppiche zieren den Boden, der Spiegel reicht von der Decke bis an die Erde, die Meubels ſind von Paliſanderholz, an den Vorhängen wurde die Stickerei verſchwendet und auf ſolchen Ottomanen mit ſolchen Springfedern haſt Du in Deinem Leben noch nicht geruht! Das iſt der Damenſalon des Hotels, und da die Damen nach amerikaniſchen Begriffen weniger Menſchen als Engel ſind, ſo mußte natürlich auch himmliſche Pracht an ihn verſchwendet werden. Doch nun regt ſich der Hunger in Dir und Du läßſt Dir den Speiſeſalon zeigen. Auch ſeine Einrichtung iſt ſplendid genug, aber Du nimmſt Dir keine Zeit zu langen Beobachtungen, ſondern ſetzſt Dich gleich an die Tafel. Das Frühſtück allda beſteht aus Thee, Kaffee oder Chocolade, und dazu haſt Du Eier, Boeufſteaks, Cottelets, Schinken, Fiſche, Geflügel, nach Belieben. Ganz im ſelben Verhältniſſe fällt das Mittag- und Abendeſſen aus und wollteſt Du von Allem nur „verſuchen“, ſo müßteſt Du einen herkuliſchen Appetit haben. Ich unterlaſſe daher die Beſchreibung, denn ſie würde uns für jetzt zu weit führen, dagegen — haſt Du vielleicht Luſt ein Bad zu nehmen? Eine ganze Reihe von Zimmern ſteht zu dieſem Zweck parat und Du brauchſt keine Minute zu warten, bis das naſſe Element Dich aufnimmt. Oder willſt Du Dich raſiren und friſiren laſſen? Du darfſt Dich nur die Treppe hinabbemühen und ſogleich nimmt Dich der Barbier mit ſeinen Gehülfen in Behandlung. Ihm

iſt ja ein beſonderes Lokal im Souterrain angewieſen und eine ſolche Barbierſtube findeſt Du in ganz Deutſchland nicht. Wahrhaftig wer in dem St. Nicolas Hotel ſeine Befriedigung nicht findet, den möchte ich ſehen! Die ganze Nacht ſchimmert daſſelbe in einem Gasmeere, denn das Gas wird im Hauſe ſelbſt bereitet, und man geht damit um, als ob ſeine Fabrikation keinen Heller koſtete. Tauſend Perſonen können alle Tage logirt werden und vierhundert Dienſtboten ſind in den verſchiedenen Zimmern und Salons, ſo wie in Küche und Keller aufgeſtellt, um die Gäſte zu bedienen. Ja fünfhundert Fremde „müſſen“ jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht fallit gehen ſoll; ſo groß iſt der tägliche Aufwand! Dafür zahlt aber auch eine Perſon täglich von dreieinhalb bis ſieben Dollars für Koſt und Logis, je nachdem die letztere feiner oder einfacher verlangt wird. Haſt Du nun einen Begriff vom St. Nicolas Hotel in New-York?

Sicherleich kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus übertreffen; aber doch fallen Dir einige Dinge darin widerwärtig auf. Abgeſehen nemlich von den Speiſen und Getränken, die zwar äußerlich prächtig ausſehen und im reichlichſten Maßſtabe vorhanden ſind, die aber dennoch möglicher oder vielmehr wahrſcheinlicher Weiſe Deinem Gaumen nicht entſprechen, findeſt Du auch keine Geſellſchaft, die Dich anzieht. In allen Salons, beſonders im Barroom, triffſt Du nur Raucher und Trinker, deren jeder für ſich lebt, ohne daß Einer den Andern anſpricht. Dazu ſpuken ſie ekelerregend aus, und wenn ſie ſitzen, mußt Du froh ſein, wenn ſie ihre Füße nicht auf Deine Achſel legen. Eben ſo einſam und verlaſſen fühlſt Du Dich im Damenſalon, es müßte denn ſein, Du fändeſt darin eine B

ſchützerin. Iſt aber letzteres nicht der Fall, ſo ſieht man Dich mit ſonderbaren Augen an, wenn Du den Saal nicht ſogleich wieder verläßſt, und am Ende frägt Dich ſogar eine der Schönheiten, ob Du ein Recht habeſt, hier zu erſcheinen. Noch weniger befriedigt biſt Du von Deinem Schlafzimmer. Einige wenige der hiezu beſtimmten Gemächer ſind allerdings geräumig und ſchön, wenn nicht gar prächtig eingerichtet, nemlich die, welche man den verheiratheten Paaren anweist, und insbeſondere die ſogenannten „Brautzimmer“, denn es gibt in jedem großen Hotel eigene Weddingrooms, in welchen blos „Hochzeitsreiſende“ einlogirt werden. Hierunter verſtehen wir junge Paare, welche den Honigmonat auf Reiſen feiern, und deren Name regelmäßig immer den andern Tag als „Inhaber eines Weddingroom“ zu Deinem großen Entſetzen mit breiter Schrift in den Zeitungen prangt. „Zu Deinem großen Entſetzen,“ ſage ich, „denn Du biſt noch nicht über Dein dummes deutſches Schamgefühl hinaus, und meinſt, über eine ſolche gemeine Profanation des Gottes Hymen müſſe ſich Dein Innerſtes umkehren, während eine amerikaniſche Lady, wenn ſie den Zeitungsbericht über ihr eigenes Logement im Hochzeitsnachtbett lieſt, noch nicht einmal erröthet! Allein ſo prächtig auch derartige Appartements ausgerüſtet ſein mögen, ſo hat doch das „Dir“ angewieſene Zimmer nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einem Weddingroom, ſondern iſt vielmehr „ſehr“ klein und „ſehr“ einfach. Ja ſogar „äußerſt“ klein und einfach kommt es Dir vor, denn es enthält außer einem Bett, einem Stuhl und einem Waſchtiſch höchſtens ein paar Nägel, an welchen Du Rock und Hoſen aufhängen kannſt. Da ſieht es doch in den Gaſtzimmern der deutſchen Hotels ganz anders aus, allein

wozu die vielen Umstände? Wozu einen Sopha, einen Schreibtisch, eine Kommode und was dergleichen mehr ist? Du hältst Dich ja den ganzen Tag nicht in Deinem Privatzimmer, sondern vielmehr in den verschiedenen Salons, deren Benützung Dir vollkommen frei steht, auf, was brauchst Du also mehr, als ein Eckchen im Hause, in welchem Du Platz hast „zum übernachten"? So ist es Sitte in Amerika und nach jedes Landes Sitte muß man sich richten!

Mitten inne zwischen dem European Hotel und dem St. Nicolas Hotel liegen die übrigen Gasthöfe New-Yorks, und nicht wenige derselben nähern sich in Größe und Luxus dem Nicolas Hotel, so z. B. das Metropolitan Hotel, das Astor House, das Lafarge Hotel, das Girard House, das Delmonico Hotel, das Howard Hotel und wie sie alle heißen; viele aber, sogar sehr viele, gehen eine Stufe um die andere weiter herunter und kommen am Ende auf dem Standpunkte an, welchen die Winkelherberge, genannt European Hotel einnimmt. Doch „Ein" Hotel haben wir vergessen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte Hotel Park! Wie gesagt, saubere und unsaubere, theure und wohlfeile, großartige und winzige Gasthäuser findet man in Leipzig, wie in Paris, in Stuttgart, wie in Katzenellenbogen, aber ein „Hotel Park" gibt es nur in New-York. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweisen, sondern nur die einzige Stadt New-York besitzt es. Ja, es ist das größte und besuchteste, so wie das wohlfeilste und zugänglichste in der ganzen Welt, und so weit man reisen mag in Asien, Europa oder Afrika, so findet man nicht seinesgleichen!

Vor dem großen Marmor-Rathhause in New-York, der

ſogenannten Cityhall, dehnt ſich ein ziemlich weitläuftiger Park aus, mit grünen Raſen und ſchattigen Bäumen. Er mag wohl zehn Acres groß ſein, dieſer Park, und im Sommer, wenn die Sonnenſtrahlen glühend herabfallen, ergehen ſich täglich Zehntauſende in demſelben, denn er erſcheint wie eine liebliche Oaſe mitten in dem ungeheuern Häuſermeere. Hier ſäuſeln Dir die hohen Bäume eine herrliche friſche Luft entgegen und die Waſſerwerke inmitten der grünen Umgebung erfriſchen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorſtufen führen zu der Cityhall hinauf und doriſche Säulen ſchmücken den Eingang. Zierliche Fußwege, von friſchem Raſen eingefaßt, führen im Zickzack um das weißglänzende Rathhaus herum, und man fühlt ſich im Freien, in Gottes Natur, mitten in der geſchäftsdurchwühlten, von Luxus und Elend gepeitſchten Stadt. Iſt es alſo ein Wunder, wenn den Tag über Zehntauſende hieherkommen, um einen geſunden Athemzug zu thun? Iſt es ein Wunder, wenn die ſchöne Welt ſich hier ſammelt und ihren Luxus entfaltet? Iſt es ein Wunder, wenn die ganze liebliche Kinderwelt ſich hier Rendezvous gibt und wenn ſogar alte Matronen von neuem aufleben, ſobald ſie die kleine Oaſe betreten? Umgekehrt aber, wenn die Sonne längſt hinuntergegangen iſt im fernen Weſten; wenn das Regiment des Mondes und der Sterne beginnen; wenn das Gewühl in den Straßen ſich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe genießen; wenn man nichts mehr hört, als die fernen Karoſſen, welche die Reichen aus den Theatern und Concerten heimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Nymphe, die ſich am Arme des Galans verſpätet und nun mit geflügelter Eile ihr kleines Zimmerchen aufſucht; wenn man nichts mehr ſieht als den

lauernden Dieb, der an einer Straßenecke ſich niederduckt, oder den faulen Polizeiſchutzmann, welcher das Auge kaum offen zu halten vermag; dann — dann ſammelt ſich's wieder an im berühmten Parke von Cityhall! Von allen Seiten kommen ſie herbei, leiſen und unſicheren Trittes, kraftlos, wie von Elend niedergebeugt. Vom Broadway und der Cathamſtreet, von der Centreſtreet und von der Williamsſtreet, vom Nordriver wie vom Eaſtriver, von überall her nahen ſie ſich und laſſen ſich im Parke nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu ſprechen, ſchleichen ſie ſich heran, und Keiner wagt es, dem Nachbar auch nur einen Gruß zuzuflüſtern. Der Eine ſetzt ſich auf die breiten Marmorſtufen, die zum Rathhauſe hinaufführen; der Andere lehnt ſich an eine der doriſchen Säulen; der Dritte macht ſich's in einer Ecke bequem und der Vierte ſtreckt ſich unter einem der hohen Bäume. Wohl denen, die einen dieſer bevorzugten Plätze bekommen haben! Die Meiſten müſſen ſich damit begnügen, auf die harten Platten oder den eben ſo harten Grasboden zu liegen, weil die beſſeren Lokalitäten ſchon alle beſetzt ſind. Ein Stein iſt dann das Kopfkiſſen, auf welches das müde Haupt niederſinkt, die nackte Erde iſt die Matraze, auf welcher ſich der Leib dehnt, der abgeſchabte Rock iſt die Bettdecke, die vor Kälte, Sturm und Regen ſchützen ſoll!

Und nicht „Einzelne" ſind's, die allda ihr Nachtquartier aufſchlagen. Auch nicht Dutzende ſind es, ſondern man kann ſie vielmehr nach Hunderten zählen! Freilich im Winter geht dieſe Zahl etwas zuſammen, denn die Meiſten ſuchen dann eine Unterkunft in den Stationshäuſern. Die Polizei in New-York hat nemlich in jedem ihrer acht Diſtrikte vier oder fünf Quartiere, ſogenannte Stationshäuſer, und

in keinem dieſer Häuſer fehlt ein geheiztes Zimmer für die „Mühſeligen und Beladenen", welche kein Nachtquartier fanden. Aber wie oft ſind deren ſo viele, daß ſie die Stationshäuſer nicht alle zu faſſen vermögen! Wie oft fängt die Polizei eine ſolche Menge von Vagabunden, Betrunkenen und Dieben ein, daß die „freiwillig Gekommenen", alſo die „Mühſeligen und Beladenen" keinen Raum mehr finden! Wohin ſollen ſich nun „dieſe" wenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park vor Cityhall? Haben ſie eine Stunde da geſchlafen, ſo weckt ſie der Hunger; dann richten ſie ſich auf, recken die ſtarren Glieder, rennen durch ein paar Straßen, bis das Blut wieder warm fließt, und treffen ſofort abermals auf den harten Marmorſtufen von Cityhall zuſammen. Der Hunger iſt es alſo allein, welcher ſie vor dem Erfrieren rettet, und doch gibt es unter ihnen nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter ganz ſteif und kalt findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn aus dem Spitale kehrt nur ſelten einer geſund und friſch in's Leben zurück!

Das iſt das berühmte „Hotel Park", der beſuchteſte Gaſthof in ganz New-York!

Und wer ſind nun dieſe Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier aufſchlagen? Sind's Bettler und Vagabunden, oder ſind's gar Diebe und Räuber? O nein, es ſind weder Bettler noch Vagabunden, weder Diebe noch Räuber! Der Bettler in New-York iſt nicht ſchlecht daran. Gibt man ihm nicht „gern", ſo gibt man ihm doch „ungern", nur um den Zudringlichen los zu werden. Er hat ſeine Heimath, ſeine Familie, ſein Nachtquartier, und mancher Abend vergeht ihm in Saus und Braus, wenn das Tage-

werk ein glückliches gewesen! Noch besser steht's mit dem Diebe und Räuber. Ihm darf es nicht bange sein, etwas „Stehlbares" zu finden, und an Absatzwegen des Gestohlenen fehlt es noch weniger. Der Schlechte, der Nichtsnutzige, der, dem alle Mittel recht sind, kommt sicherlich durch in New-York. Ja, er hat sogar ein gutes Leben und braucht sich nicht davor zu fürchten, einmal die Marmorstufen von Cityhall als Schlafkabinet benützen zu müssen! Diejenigen dagegen, welche sich hiezu genöthigt sehen, sind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden. Es sind Menschen, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Gabe zu erflehen und zu viel Gewissen, um nach fremdem Gute zu greifen. Es sind Menschen, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern rennen, um sich ein Geschäft zu verschaffen, Menschen, die keine Mühe scheuen, um nur ein Stückchen Brod auf rechtliche Weise zu erwerben, Menschen, welche, nachdem sie den letzten Heller ausgegeben, nicht wissen, wie sie eine Schlafstätte bezahlen sollen.

„Wie," fragt der Leser verwundert, „in New-York gibt's Leute, die so schrecklich herabgekommen sind? In New-York, wo doch jeder Beschäftigung und Lohn findet, der nur den Willen hat, die Hände zu rühren?" O ja, freilich, die Gevatter Schneider und Schuhmacher finden Arbeit. Auch die Schreiner und Polsterer oder die Schlosser und Schmiede finden solche, und sogar für die Tagelöhner und Bauernknechte von Haus aus gibt's immer was zu thun, wenigstens so viel, daß sie selbst in den schlechtesten Zeiten ihr „Warmes" verdienen, sowie ein Plätzchen unter dem Dache zum Schlafen. Aber wie steht es mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbge-

lehrten? Den Proviſoren und Schulmeiſtern, den Theologen und Juriſten, den Philologen und Philoſophen, den Künſtlern und Kaufleuten? Das ſchwindelt und windbeutelt in den deutſchen Zeitungen, wenn das Frühjahr herankömmt! Das lobpreist und lobhudelt in den Anlockungsannoncen zur Auswanderung! Das lügt und betrügt in Reiſehandbüchern und anderen im Solde der amerikaniſchen Ländereienbeſitzer geſchriebenen Broſchüren, und wenn dann Einer, dem die Luft zu ſchwül wurde im alten Vaterlande, wenn Einer, der ſein Glück nicht fand auf dem heimiſchem Boden, wenn ſolch Einer ſich verlocken läßt, hinüberzugehen in's Eldorado nicht der Auswanderer, ſondern der Auswanderungs-Agenten und Agenturen, was bleibt ihm gewöhnlich? Das Loos ein Handarbeiter zu werden, d. h. ein Bauernknecht oder ein Schneider, wenn er nicht etwa das Schreinerhandwerk vorzieht! Und Monate braucht er, um ſich an ein neues Geſchäft zu gewöhnen, Monate, es zu erlernen! Wenn ihm aber inzwiſchen das Geld ausgeht, ſo iſt ſein Loos: — ein Nachtquartier im Hotel Park!

Eingeborene Amerikaner ſieht man unter den Gäſten dieſes berühmten Hotels keine oder jedenfalls nur ſehr wenige. Wenn ſich aber einer unter ihnen befindet, ſo iſt es ſicherlich ein ſolcher, der vor Jahren vielleicht Hunderttauſende beſaß, aber durch einen ſpeculativen Wurf um Alles kam, auch um den beſten Freund! Oder ein ſolcher, der früher als Stadtbeamter oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cityhall hinanſtieg, nunmehr aber durch Spiel und Freudenhäuſer ruinirt, durch Betrug und Schlechtigkeit blamirt, keinen Weg mehr findet, in die alte Geſellſchaft zurückzukehren! Jedenfalls iſt's ein Auswürfling, ein von Freund und Feind Verlaſſener, und ſo tief ſinkt nur ſelten

ein Eingeborener hinunter. Weit öfter sieht man allda Irländer, aber diese wissen sich auch hier zu trösten, und ihr Trost ist der Branntwein, der Whisky. Wir kennen den Sohn Grün-Erins aus einer früheren Beschreibung, und wissen also, daß er als Lastträger, als Kohlenführer, als Holzspälter u. s. w. immer etwas verdient. Kommt nun auch eine Zeit, wo dieser Verdienst nicht groß genug ist, um sich ehrlich und redlich „in einem Kosthause" durchzuschlagen, so nimmt er doch immer noch so viel ein, um Brod und Whisky kaufen zu können. Hat er aber Branntwein, was will er mehr? Zwei Gläser „Niggerbrändy" — ein Mischmasch aus Scheidewasser und Alcohol, das in New-York als „starker Franzbranntwein" verkauft wird — zwei Gläser Niggerbrändy um einen Sixpence, also um zwei gute Groschen oder neun Kreuzer, machen ihn schon taumeln, gießt er dann das dritte Glas hinab, so wird er toll, verrückt, wahnwitzig, und nun sieht er die steinernen Stufen von Cityhall für ein Flaumenbett an, das die Houris des Paradieses gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn allerdings wie zerschlagen, gerädert, zermalmt; seine Augen triefen, seine Zunge klebt ihm am Gaumen, seine Glieder zittern von Frost und Hitze; aber — ein neues Glas Niggerbrändy und Alles ist wieder im Blei. Fort eilt er so schnell als möglich, wieder ein paar Groschen zu verdienen, und die nächste Nacht schläft er wieder so selig im Hotel Park, als läge er im besten Bette von St. Nicolas.

Doch auch nicht Irländer sind die Hauptbesucher von Hotel Park, und ebensowenig Franzosen oder Italiener, wenn auch vielleicht einzelne darunter sein mögen. Nein, die Hauptbesucher sind Deutsche, und zwar zu mehr als

Dreiviertheilen Deutſche! Sie, unſere Landsleute, darf man die „Stammgäſte“ nennen, und wie könnte dieß auch anders ſein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrſchenden Sprache mächtig zu ſein; und gehören alſo zu den letzten, auf welchen ein Amerikaner beim Beſchäftigunggeben Rückſicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil wenigſtens ohne ein Handwerk zu verſtehen, wie ſollen ſie ſich alſo fortbringen unter Menſchen, welche durch und durch praktiſch ſind, in einem Lande, wo Wiſſenſchaft und Kunſt erſt anfangen, Wurzeln zu ſchlagen? In Deutſchland hat man vielleicht keine Ahnung davon, wie viele Profeſſoren und Doctoren, freilich nicht Medicinae aber Philosophiae und Juris utriusque, an den Canälen und Eiſenbahnen New-Yorks und Pennſylvaniens arbeiteten, weil es für ſie unmöglich war, mit geiſtiger Beſchäftigung ſich ein Fortkommen zu erwerben; aber beträgt nicht ihre Zahl viele Hunderte, und war es beinahe nicht immer das Ende ihres traurigen Geſchickes, daß ſie Stammgäſte im Hotel Park wurden? Freilich ihre Verwandten und Angehörigen in der alten Heimath erfuhren nichts von dieſem ihrem herben Looſe, denn ſie ſchämten ſich, die Wahrheit hinauszuberichten, und ſtarben lieber unbekannt und unbeweint, aber wie mancher liegt nicht auf dem Armenkirchhof in Pottersfield eingeſcharrt, der „draußen“ ſeiner Zeit die Univerſitäten beſucht oder ſonſtigen gelehrten Studien obgelegen hatte?

Noch immer ſehe ich ihn vor mir, den dicken Profeſſor aus dem Heſſenlande. Er verſtand lateiniſch, griechiſch und hebräiſch. Er verſtand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Weil er ſich aber drüben im alten Vaterlande mit ſeiner Behörde überworfen, ergriff er den

Wanderstab und ging in die neue Welt. Er wollte den Amerikanern Unterricht ertheilen und — wie sollte es einem Manne mit so vielen Kenntnissen fehlen? Natürlich war er klug genug, sich vorher, ehe er ging, auf's Englische zu werfen und studirte diese Sprache sogar noch während der Reise, zu welchem Zwecke er immer ein Lexikon und eine Grammatik in der Tasche hatte; aber wie er nun nach New-York kam, sah er ein, daß er eigentlich gar nicht englisch verstehe, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachsten Satz richtig zu sprechen. Das Verständniß eines englischen Buches hatte er wohl, allein wenn er den Mund aufthat und ein paar Worte herwälschte, so schüttelten die Amerikaner den Kopf und kein Mensch wollte ihn verstehen. Nun gab er sich Mühe, unsäglich viele Mühe, und nach einem Vierteljahr konnte er sich in der That erträglicher ausdrücken. Freilich, dieses Vierteljahr kostete ihn fast all sein baar Geld, doch hoffte er nun das ausgelegte Kapital mit Zinsen wieder hereinzubringen. Allein wie sehr täuschte er sich nicht! Kein Mensch wollte griechisch, lateinisch oder gar hebräisch lernen; kein Mensch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu studiren! Er wandte sich an Dutzende von Instituts- und Collegienvorstehern. Alle Stellen waren besetzt, und wenn je eine solche vakant werden sollte, so hatten sich schon so viele Kandidaten vor ihm gemeldet, daß „seine" Kandidatur erst weit hintendreinkam. Vor Jahr und Tag war also gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er im Unmuth in eine andere Stadt gegangen wäre, um dort sein Glück zu versuchen, so hätte er mit dem Suppliciren natürlich wieder von vorne anfangen müssen. Somit blieb er und suchte sich da oder dort bei Landsleuten so

gut es ging mit Briefschreiben, Rechnungenstellen u. s. w. nützlich zu machen; aber von Tag zu Tag wurde er magerer, von Tag zu Tag bläſſer. Er logirte ſo wohlfeil als nur immer möglich, er ſpeiste in dem gewöhnlichſten oder vielmehr in einem der ärmlichſten Eßhäuſer. Ja am Ende ſchränkte er ſich ſo ein, daß er nur noch eine einzige Mahlzeit den Tag zu ſich nahm, und vom Trinken, d. h. vom Bier- oder Weintrinken war bei ihm ohnehin ſchon lange keine Rede mehr. „Dieſen" Luxus hatte er gleich in den erſten vier Wochen nach ſeiner Ankunft in Amerika aufgegeben! Aber dennoch ſchrumpfte ſein Geldbeutel immer mehr zuſammen, und er konnte den Tag vorausſehen, an welchem förmliche Ebbe eintreten mußte. Auf einmal war er verſchwunden und kein Menſch wußte, wohin er gerathen ſein konnte; allein wer kümmerte ſich auch viel darum? In einem ſo ſelbſtſüchtigen Lande, wie Amerika iſt, hat Jeder für ſich ſelbſt zu ſorgen, und wenn man auch hie und da nach einem andern fragt, ſo geſchieht's mit ſolcher Gleichgültigkeit, daß man wohl ſieht, es kommt nicht von Herzen. Der Profeſſor war alſo verſchwunden, ohne daß ſich Jemand daran gekehrt hätte, doch ſiehe da, eines Tags war er wieder da! Aber — Gott im Himmel wie ſah er aus! Hatte er nemlich ſchon lange keine Farbe im Geſicht und kein Fleiſch auf dem Leibe gehabt, ſo ſchien er jetzt förmlich zum Skelett geworden zu ſein, und ich wunderte mich auch nicht darüber, als ich ſpäter die näheren Umſtände erfuhr. Wie der arme Mann nemlich ſah, daß ſein Geld total verſchwunden und keine Hoffnung da ſei, etwas zu erwerben, beſchloß er unter fremdem Namen an dem großen Kanale, der damals gegraben wurde, zu arbeiten. Geſagt, gethan; aber der gute Profeſſor dachte

nicht daran, daß er in seinem Leben nie eine Schaufel oder Hacke in der Hand gehabt habe. Somit hielt er es kaum drei Wochen aus; dann warf ihn die harte Arbeit sowie die ungesunde sumpfige Luft in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, so daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon, zu seinem eigenen Leidwesen! Als man ihn nun aber „als gesund" entließ, während er doch noch zu schwach war, auf seinen Beinen zu stehen, schleppte er sich nach New-York zurück. Nach unsäglichen Mühseligkeiten kam er dort an, allein ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gebrochenem Herzen, mit siechem Leibe! Jetzt ward das Hotel Park sein Kost- und Logishaus zu gleicher Zeit, denn er wußte weder wo zu übernachten, noch was zu speisen. So ging es noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erfroren. Man brachte ihn abermals in's Spital, und einige Landsleute, die von seinem Unglück hörten, sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich gütlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Am zweiten Tage starb er; denn das herbe Unglück hatte seinen Lebensnerv total zerstört. Man schleppte seine Leiche nach Pottersfield, wo die Lumpen und Selbstmörder liegen, und scharrte ihn dort ein ohne Sang und Klang. Was kann ein deutscher Professor in Amerika mehr verlangen?

Einem Andern ging's besser; ja das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes! Er war zwar kein Professor und auch kein Doctor, wohl aber ein Kaufmann und noch dazuhin ein sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und zwar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern gehörten in Deutschland zu den wohlhabendsten

Familien, und ſomit wurde er nicht nur im Reichthum erzogen, ſondern er lernte auch Anſprüche machen, wie ſie die Reichen zu machen gewohnt ſind. Da ſtarb ſein Vater, und nun zeigte es ſich, daß die Wohlhabenheit deſſelben auf einem hohlen Grunde geſtanden hatte. Man ſprach den Bankerott über ſeinem Grabe aus und aus Scham und Gram legte ſich auch die Mutter auf's Todtenbett. So ſtand der reich erzogene Sohn plötzlich verlaſſen da und hatte keine andere Ausſicht, als eine Commisſtelle anzunehmen. Dazu jedoch konnte er ſich nicht entſchließen, denn er glaubte, man deute mit Fingern auf ihn. Demgemäß ergriff er den Wanderſtab und ging nach Amerika. Ohne Zweifel dachte er, es könne ihm dort bei ſeinen kaufmänniſchen Kenntniſſen nicht fehlen, allein der Menſch denkt und Gott lenkt. Im Anfang war er nämlich etwas ſcrupulös und wollte ſich nicht zu jedem Dienſt hergeben; allein es fand ſich keine Stelle, wie er eine anſprechen zu dürfen glaubte. Er wartete alſo und hoffte auf beſſere Zeiten; doch dieſe wollten ſich nicht einſtellen. Einmal hätte er einen geringen Platz auf einem Comptoir erhalten können, — einen Platz, der ihn doch wenigſtens ernährt hätte, allein er ſchlug ihn aus als zu gering. Der deutſche Hochmuth war ihm immer noch nicht vergangen! Gleich darauf aber verging er ihm. Das mitgebrachte Geld verſchwand; ein Kleidungsſtück nach dem andern wanderte in's Pfandhaus, und urplötzlich ſtand er da ſo hilflos, als Einer. Wie es nun nichts mehr zum Verſetzen gab, wurde das Hotel Park ſein Nachtquartier; allein welches Ausſehen hiedurch Rock und Beinkleider, die einzigen, die er noch hatte, bekommen mußten, kann man ſich denken. Eines Abends, als er ſich eben zu früherer Stunde als

gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — in sein Hotel zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter seiner Amme, und sie hatten also ihre erste Jugendzeit in Deutschland zusammen gelebt.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?" rief das Mädchen erschrocken, denn der Jüngling, welchen es sich nur als den Sohn des reichen Fabrikanten, bei dem ihre Mutter in Diensten gewesen, denken konnte, sah gar zu herabgekommen aus. Zwar war es nicht das erste Mal, daß sie sich in New-York sahen — das Mädchen, welches Verwandte allda besaß, war schon vor einigen Jahren nach Amerika gegangen —, allein „damals" besaß der junge Kaufmann noch Geld und lebte standesgemäß im Gasthof; jetzt aber —!"

„Gewiß Marie, ich bin's," erwiderte der junge Mann. „Doch warum erschrickst du so gar sehr an mir?"

Marie stotterte. Sie mochte ihm nicht sagen, wie sehr er sich zu seinem Nachtheile verändert habe.

„O, ich sehe schon," versetzte der Jüngling mit bitterem Hohne; „du scheust dich mit der Sprache herauszurücken. Allein, was ist da zu verhehlen? Du siehst ja, ich logire im Hotel Park!"

Wenn nun aber Jemand in New-York zu einem andern sagt, er logire im Hotel Park, so weiß dieser schon, was solches bedeuten soll, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Holzschlegel zu winken. Marie wurde daher tief innerlich bewegt. Er, ihr Milchbruder, der reiche schöne Jüngling, der nur das Theuerste und Ausgesuchteste gewöhnt war, Er im Hotel Park! Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie schnell, damit er's nicht merke und dadurch beleidigt werde.

„Ich habe mir etwas erspart," sagte sie endlich schüchtern. „Es ist zwar nicht viel, aber vielleicht würde es doch ausreichen, um...."

Sie konnte nicht fortfahren, denn er hielt ihr den Mund mit der Hand zu. „Sprich nicht weiter," rief er, „denn jedes deiner Worte bringt mir wie ein Dolchstich in's Herz. Gewiß, gewiß, es ist eine Todschande, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es so weit kommen ließ, aber noch tiefer will ich nicht sinken. Beim Himmel, ich würde lieber verhungern, ehe ich eine Unterstützung annähme!"

„Doch," warf sie mit ihrer schüchternen Stimme ein, „ich bewohne ein Stübchen für mich allein und die Meubles darinnen sind mein Eigenthum. Wenn ich nun auf die nächsten paar Tage zu meinen Verwandten zöge, und gewiß und wahrhaftig ich bin dort ganz willkommen, so könnten Sie auch so lang mein Zimmer benützen. Es ist zwar nicht nicht so, wie Sie's sonst gewohnt waren, allein...."

Abermals lag seine Hand auf ihrem Munde. „Du bist das beste, treueste Herz auf der Welt," sagte er, seine Rührung nur mit Mühe unterdrückend. Auf ihren Antrag jedoch gab er ihr keine Antwort, denn er dachte wohl, es verstehe sich von selbst, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen könne. „Du bist das beste treueste Herz von der Welt," wiederholte er nach einer kurzen Pause, ihr tief in die Augen sehend, „allein sprechen wir jetzt statt von mir, auch von dir. Wie geht es dir, Marie? Wo arbeitest du gegenwärtig?"

„O mir geht es ganz gut," erwiderte sie. „Ich bin nämlich jetzt in einer Tintenfabrik in Duanestreet beschäftigt, wo ich mehr verdiene, als ich brauche. Da habe ich

die kleinen Gläser (in New-York verkauft man die Tinte nicht dem Maaße nach, sondern immer in kleinen Fläschchen) zu füllen und petschiren, wofür man mir per Dutzend vier Cents bezahlt. Es ist dieß zwar kein sehr hoher Lohn, allein man kann ganz gut seine sechszehn bis achtzehn Dutzend den Tag über fertig bringen, und somit stelle ich mich in der Woche immerhin auf vier bis viereinhalb Dollars. Nur leider sind wir gegenwärtig etwas aufgehalten, weil unser Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden ist, und so viele Mühe sich auch schon der Bos — in der New-Yorker Sprache nennt man den Meister, so wie überhaupt den Arbeitgeber immer Bos — gab, einen andern zu finden, so wollte es sich doch bis jetzt nicht schicken. Er selbst aber versteht sich nicht recht auf die Sache und . . . ."

„Was sagst du?" unterbrach sie der Jüngling hastig. „Dein Bos sucht einen Chemiker, wie viel Nummer ist dein Shop, Marie?"

Marie merkte nun sogleich, wo er hinaus wolle, als er nach der Nummer ihres Arbeitslocales — dieß ist nämlich die Bedeutung des Wortes Shop — fragte, denn es konnte in dieser Frage doch nichts anderes liegen, als daß er sich um die Stelle des Chemikers bewerben wolle. Somit nannte sie ihm nicht blos die Nummer, sondern gab ihm auch noch überdieß in der Freude ihres Herzens ungefragt jedwede weitere Auskunft, die er nur immer wünschen konnte. Freilich, hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher gesagt, er werde noch froh daran sein, die Stelle eines „Tintenmischers" zu bekommen, so hätte Er einen die Treppe hinabgeworfen, jetzt aber war sein Stolz gebrochen und zwar durch das Hotel Park. Doch trug

vielleicht auch die Begegnung der Marie und ſein Geſpräch mit ihr Manches dazu bei, ſeinem Hochmuth ein Ende zu machen. Was ſollen wir aber nun noch weiter hinzuſetzen? Es war dieß die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Park zubrachte. Den andern Tag nämlich ſtellte er ſich in aller Frühe bei dem „Tintenbos" ein und erhielt auch wirklich, nachdem er ſich über ſeine Befähigung zur Tintenfabrikation praktiſch ausgewieſen, die Stelle des Chemikers. Abends begleitete er die Marie nach ihrer Wohnung und genirte ſich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er ſich in einem anſtändigen Logirhauſe einmiethen könne. Ueberdieß blieb es nicht einmal beim Geldentlehnen, ſondern er verlangte von ihr noch etwas mehr, nämlich ihr Herz und ihre Hand. Das ging allerdings etwas ſchnell, allein er hatte längſt ſchon bemerkt, wie unſäglich ihn das Mädchen liebe; doch bei ihm ließ es der anerzogene Hochmuth jetzt erſt zu, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß auch er dem lieben Kinde gut ſei, ob es gleich nur ſeiner Amme Töchterlein war!

Mit der Hochzeit — und obgleich eine ſtille, war's doch eine recht fröhliche — ſtand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenbos merkte bald, daß ſein Chemiker außer dem Tintenmiſchen noch verſchiedene andere Dinge verſtehe, mit denen man Geld machen könne. So kamen ſie zuerſt über das Produkt einer neuen Stiefelwichſe, ſowie ſpäter über die Fabrikation einer unübertrefflichen Waſchbläue mit einander in's Reine und am Ende wurde gar eine Schwefelhölzchenfabrik errichtet, in welche der junge Kaufmann als Aſſocié eintrat. Die Fabrik gedieh über Erwarten und die Schwefelhölzchen, ganz nach Wiener Art und Färbung, fanden überall Anklang; die junge Frau des

Herrn Wilhelm ließ es ſich aber nicht nehmen, die Aufſicht über die Sortirmädchen zu übernehmen, damit ſie doch wenigſtens ſo viel verdiene, als die einfache Haushaltung koſtete.

Ob Herr Wilhelm jetzt noch Schwefelhölzchen fabricirt oder ob er abermals eine Stufe weiter nach Aufwärts erklommen hat, kann ich dem Leſer leider nicht mittheilen, allein ſo viel erhellt ſchon aus dem Bisherigen, daß das Hotel Park doch hie und da auch ſeinen Nutzen hat, alldieweil es dem Stolz und Hochmuth das Genick bricht.

15.

Indianerjagd im Westen.

In den sogenannten civilisirten Staaten der amerikanischen Union existiren nur noch wenige Reste von Indianern und diese wenigen sogar kann man nicht mehr den „reinen" Rothhäuten beizählen. Die Kultur ist über sie gekommen und hat sich ihrem Blute mitgetheilt! Man wollte sie bekehren und in der Bekehrungswuth umarmten die weißen Missionäre die rothen Weiber, so daß die ursprüngliche Race eine mehr oder minder vollständige Umwandlung erlitten hat. Hierüber in's Nähere einzugehen, fühle ich mich nicht verpflichtet, sondern bemerke nur statt alles Weitern, daß viele der indianischen Männer ihre neugeborenen Kinder selbst mit Hohn und Spott „Missionaries" zu nennen pflegen, zum besten Beweise, was sie von der Sache denken. Civilisirt aber kann man deßwegen diese indianischen Ueberreste doch nicht nennen, sondern sie nehmen vielmehr den Standpunkt der Halbwilden ein und gehören weder der Neuzeit noch der Vergangenheit an. Zum Christenthum sind sie allerdings bekehrt, allein von der Religion verstehen sie nichts, als einige äußere Gebräuche, und heimlich verehren sie noch immer ihre alten Idole. Ebenso zwitterhaft erscheinen sie in Beziehung auf

ihre Kleidung. Sie tragen nämlich Sommers und Winters eine wollene Decke, welche sie vermittelst einer bunten Schärpe um den Leib befestigen und ihre Füße stecken in Mocassins aus Hirsch- oder Elendshaut, unter den Mocassins aber sieht man keine nackten Beine mehr, wie früher, sondern vielmehr Strümpfe, die bis an die Knie reichen, und auf dem Kopfe prangt ganz im Gegensatze gegen die Sitte ihrer Vorfahren, fast regelmäßig eine rothe oder blaue Mütze. Ihr Anzug ist also ein Mischmasch aus dem Altindianischen und Neuamerikanischen, denn wo hätte je eine Vollblutrothhaut daran gedacht, sich das Haupt zu bedecken oder die Beine in Wolle zu kleiden? Ganz dieselbe Halbheit zeigt auch ihre Lebensweise. Krieg und Jagd war früher die Losung des Indianers, jetzt aber ist der Krieg vollständig verschwunden und von der Jagd blieb nur ein ganz kleiner Rest übrig. Umgekehrt jedoch verstehen sich die genannten Halbwilden keineswegs zum Ackerbau oder zum Betrieb eines regelmäßigen Gewerbes, sondern sie finden vielmehr ihre Hauptnahrung im Fischfang, sowie in der Anfertigung von Fischergeräthschaften. Ueberdieß verfertigen die Frauen perlengestickte Pantoffeln sowie einige andere ähnliche Kleinigkeiten, welche sich leicht verkaufen lassen. Kurz sie leben auf eine ganz ähnliche Weise, wie bei uns vor wenigen Jahren noch die Zigeuner, und von Seiten der Amerikaner werden sie auch als nichts Besseres angesehen. Allzulange dürfte es jedoch nicht mehr dauern, bis sie gänzlich verschwunden sind, denn ihre Anzahl nimmt von Jahr zu Jahr ab, und von den sogenannten sechs Nationen, welche ehemals die weiten Reviere des östlichen Amerika bevölkerten, gibt's jetzt nur noch um die großen Seen herum, besonders am Erin- und

Ontariosee, einige wenige nichtssagende Trümmer. Die dürftige Lebensweise, der Branntwein und die Pocken haben furchtbar unter ihnen aufgeräumt, und überdieß darf man ja diejenigen, welche in den östlichen Staaten zurückblieben, eigentlich nur als den Auswurf oder als den Hefensatz ansehen, da die Lebensfähigen unter ihnen sich nach Beendigung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges sämmtlich nach dem Westen zurückzogen. Das Wild verläßt stets die Wälder, in welchen die Axt des Ansiedlers erklingt und gerade so machten es auch die Indianer!

Wenn man also von eigentlichen und wahrhaftigen Rothhäuten sprechen will, so darf man nicht an jene wenige hundert verkommene Familien denken, welche ihre Fabrikate in die Curiositätensammlungen — die Amerikaner nennen derartige Anstalten „Museen" — am Niagarafalle abliefern, sondern man muß vielmehr nach den Felsengebirgen und über diese hinüberziehen, denn nur dort, in den großen Territorien Washington, Utah, Missourie u. s. w., sowie in den weiten Gebieten von Oregon und Californien sind noch wirkliche Indianer zu Hause. Dort leben sie, wie vor Jahrhunderten, von der Jagd und vom Kriege, und nur selten lassen sie sich dazu herbei, auch ein klein wenig Mais zu bauen! Dort wohnen sie, wie ihre Voreltern, in schlechten Zelten, und wenn auch im Winter die Kälte sie fast erstarren macht, so daß sie dann selbst in den tiefsten und windgeschütztesten Wäldern dem Elemente kaum zu trotzen vermögen, so wollen sie sich doch um keinen Preis dazu verstehen, feste Wohnungen zu bauen! Leider jedoch blieben sie selbst in diesen fernen Regionen nicht lange ungestört, sondern der Fuß des Weißen drang mit jedem Jahre weiter vorwärts, und als endlich gar die

Goldminen von Californien entdeckt wurden, kamen die Bleichgesichter, statt zu Dutzenden, — zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden. Ohne zu fragen, durchzogen dieselben die Jagdgründe des rothen Mannes, schossen dessen Wild weg, wie es ihnen beliebte, und nahmen Besitz von dem Grund und-Boden, als hätten sie ein vollkommenes Recht dazu. Hierüber wurden, wie man wohl sich denken kann, die Indianer im höchsten Grade empört und setzten sich nicht nur in einzelnen Fällen zur Wehre, sondern vereinigten sich sogar nicht selten zu gemeinsamen Angriffen. Der weiße Mann galt ihnen ohne Ausnahme als Dieb und Räuber, und deßwegen suchten sie die „ganze" Race zu vertilgen! Natürlich konnte die Regierung der Vereinigten Staaten ein derartiges Vergehen nicht dulden, sondern fühlte sich gedrungen, die angelsächsischen Einwanderer zu schützen, und errichtete also in den verschiedenen Territorien kleine Forts oder Festungen, deren Besatzungen die Rothhäute im Zaum halten sollten. Man suchte also die Indianer mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen, und dachte nicht daran, dieselben durch Milde und Unterricht in einen Bruderstamm zu verwandeln! Freilich unterließ man es nicht, bei jeder kleinen Festung im Indianergebiet auch eine Missionsstation zu errichten, allein was lag den Missionären an der „Bildung" der Rothhäute? Was lag ihnen an ihrer „Erziehung"? Das ganze Missionsgeschäft bestand vielmehr darin, nach Hause berichten zu können, man habe so und so viel Heiden „getauft", und zu diesem Zwecke versprach man den indianischen Kindern eine lockere Mahlzeit, den Erwachsenen aber irgend ein Kleidungsstück oder eine werthlose Zierrath, wenn sie sich herbeiließen, das heilige Wasser über sich ausgießen zu

laſſen. Konnten unter ſolchen Umſtänden die Indianer wirklich civiliſirt werden?

Von Jahr zu Jahr nahm die weiße Bevölkerung zu und mit jeder neuen Anſiedlung ſteigerte ſich auch der Haß zwiſchen den Rothhäuten und Bleichgeſichtern. In der alten Welt gingen, wie wir aus der Geſchichte wiſſen, die eroberten Völker regelmäßig in den Eroberern auf, ſo daß am Ende ein neuer Volksſtamm mit neuer Sprache daraus entſtand; zwiſchen den Indianern und Weißen aber herrſchte ein wahrer Racenhaß und es handelte ſich nie und nimmer um „Amalgamation", ſondern ſtets blos um „Aufreibung". Ja der Weiße hielt ſich geradezu für berechtigt, eine Rothhaut, wo er ſie nur irgend treffe, wie einen Fuchs oder Haſen niederzuſchießen. — Wie kam dieß nun aber ſo? Ei nun ſehr einfach! Die erſten Angloſachſen nämlich, welche über die Felſengebirge hinüber nach Oregon und Californien kamen, waren meiſt eben ſo rohe als wilde Abenteurer, und hatten ſelbſt in ihrer frühern Heimath das Eigenthum ihrer Nebenmenſchen nur ſelten reſpektirt. Um ſo weniger machten ſie ſich ein Gewiſſen daraus, das Beſitzthum eines Indianers ohne Weiteres an ſich zu reißen und ihm ſogar Weib und Kind zu ſtehlen. Eine Rothhaut hatte in ihren Augen gar kein Recht, ſondern galt vielmehr, eben ihrer rothen Haut wegen, keineswegs als ein Bruder und Mitmenſch, ſondern als ein Weſen niederer Gattung (gerade wie der Nigger), ja als vollkommen vogelfrei; warum hätte ſich alſo einer jener rohen Geſellen nur im Geringſten bedenken ſollen, ſich die nächſte beſte Indianerin als Kebsweib beizulegen? An weißen Frauen und Mädchen war ja im Anfange der Beſitznahme Californiens vollkommener Mangel, die Stellvertretung

der rothen Weiber ſchien alſo von der Natur geboten! Eben ſo ſehr mangelte es in jenen Zeiten an Dienſtboten und man mußte einem ſolchen in St. Francisko monatlich nebſt freier Koſt und Wohnung immerhin 60 bis 70 Dollars Lohn geben. Somit zahlte eine Familie für ein erwachſenes Indianermädchen ohne Anſtand ein für allemal 2 bis 300 Dollars, behandelte dann aber daſſelbe natürlich wie eine erkaufte Sclavin, welche nie mehr über die Freiheit ihrer Perſon disponiren könne. So ſtand es in den Jahren 1848—54, allein wie hätte ſich unter ſolchen Umſtänden ein weißer Strolch abhalten laſſen, in den Gebirgen indianiſche Mädchen zu ſtehlen, um ſie ſofort in der Hauptſtadt für einige hundert Dollars zu verwerthen? Man ſieht, an Gründen oder vielmehr Motiven zum Diebſtahl indianiſcher Weiber und Kinder fehlte es jenen wilden Burſchen, welche zuerſt die Goldminen Californiens ausbeuteten, nicht und es verging daher kein Tag, an welchem nicht irgend eine ſolche Raubthat begangen worden wäre. Wenn nun aber ein auf dieſe Art ſchwer beleidigter Indianer ſeiner Rache freien Lauf ließ und ſich anſchickte, Widervergeltung zu üben, was blieb dann ſchließlich weiter übrig, als denſelben wie ein wildes Thier niederzuſchießen? Dieß geſchah auch regelmäßig, und es fiel keinem Menſchen ein, einen Weißen deßhalb zur Rechenſchaft zu ziehen. Mit der Zeit jedoch, als die weiße Bevölkerung jedes Jahr um's Drei- und Vierfache ſtieg, ordneten ſich die Zuſtände ein wenig beſſer, denn es kamen auch ehrliche und geſittete Menſchen in's Land, welche derartige Niederträchtigkeiten verdammten, und endlich conſolidirte ſich Californien förmlich zu einem Staate, in welchem die Willkühr dem Rechte und die Gewaltthat dem

Geſetze weichen mußte. Allein erging es deßhalb den armen Indianern auch nur um ein Jota anders, denn früher?

Allerdings das Weiber- und Kinderſtehlen hörte jetzt ſo ziemlich auf, allein ſie wurden dagegen als Diebe und Mörder gebrandmarkt, und ihre Verfolgung, die man bisher mit einem „Pürſchgang" vergleichen konnte, ward in Folge deſſen in ein vollſtändiges „Treibjagen" verwandelt. Es kam nämlich, wie man unbedingt zugeben muß, hie und da vor, daß Indianer, wenn die Jagd beſonders unergiebig war und wenn ſie ſich in Folge deſſen dem Hungertode nahe ſahen, einem Weißen ein Stück Rind oder ein Schaf oder irgend etwas anderes Eßbares ſtahlen, oder daß man ſie wenigſtens im Verdacht hatte, den Diebſtahl begangen zu haben. Noch öfter aber kam es vor, daß einzelne verwegene Geſellen, ſeien es nun eingewanderte Amerikaner oder eingeborene mexikaniſche Deſperados geweſen, ſich in Indianer verkleideten und in dieſer Verkleidung große Diebſtähle an Pferden und Maulthieren ausübten. Ihre Abſicht war, den Verdacht des Raubes auf das Geſchlecht der Rothhäute zu wälzen, damit man ja nie einen Argwohn gegen ſie ſelbſt faſſen könne, und dieſe Abſicht gelang ihnen bei dem gemeinen Volke nur zu gut, obwohl die beſſer Unterrichteten ganz genau wußten, wie es um die Sache ſtehe. Dazu kam denn noch, daß hie und da ein Weißer, der vereinzelt nach Gold ſuchte, unter ſolchen Umſtänden ermordet gefunden wurde, daß man glauben mußte, die That ſei von Rothhäuten begangen worden, oder auch daß Menſchen in indianiſcher Kleidung, um zu plündern und zu rauben, auf die Nachzügler einer Karawane einen Angriff machten, in Folge

dessen vielleicht ein halb Dutzend von Bleichgesichtern ihr Leben lassen mußten. Wir sagten: „Menschen in indianischer Kleidung", denn obwohl es nicht selten der Fall sein mochte, daß „wirkliche" Indianer, um sich an dem Geschlechte der Weißen zu rächen, eine solch mörderische That begingen, so ereignete es sich doch viel häufiger, daß entartete weiße Gesellen, nachdem sie sich in Indianertracht gesteckt und ihren Körper braunroth angemalt hatten, die besagten Angriffe vollführten oder auch einzelne Goldgräber mordeten, und natürlich konnten sie bei dieser ihrer Verkleidung ebenfalls keinen andern Zweck haben, als für sich selbst ungestraft davon zu kommen und den ganzen Haß auf die Indianer zu werfen. Dieß alles sind bewiesene Thatsachen, denn es wurden verschiedene der Schurken, welche sich bei der Begehung ihrer Verbrechen dieser teuflischen List bedienten, über der That ertappt und vollständig entlarvt; aber deßwegen erhob sich doch unter der großen Masse der damaligen weißen Bevölkerung Californiens und der angrenzenden Regionen ein allgemeines Rachegeschrei gegen die Indianer. Das ungebildete Volk, meist aus rohen Abenteurern bestehend, nahm sich nicht die Mühe, zu untersuchen, ob die verschiedenen Diebereien, Räubereien und Mordthaten von „wirklichen" oder nur „angeblichen" Rothhäuten ausgegangen seien, sondern es stimmte vielmehr, da gegen die Indianer schon zum Voraus ein Vorurtheil vorhanden war, die große Masse dafür, daß man die verrätherischen rothen Teufel massakriren müsse. Am grimmigsten gebärdeten sich natürlich diejenigen, welche sich bewußt waren, unter dem Deckmantel des Indianerthums Schlimmes verübt zu haben, und sie waren es insbesondere, welche Tag für Tag falsche Gerüchte über

neue Indianerunthaten verbreiteten, um die Wuth der Menge wo möglich noch mehr aufzureizen. Ueberdem erschienen durch ihre Veranlassung, sowie in Folge der Angst, welche sich Vieler, die hinter jedem Busche eine mordlustige Rothhaut lauern zu sehen vermeinten, bemächtigt hatte, in allen Zeitungen des neu entdeckten Goldlandes haarsträubende Berichte von gräßlichen Ungeheuerlichkeiten, welche die Rothhäute begangen haben sollten, und es wurde mit aller Macht darauf gedrungen, dem schrecklichen Unwesen endlich einmal mit Gewalt zu steuern. „Die Indianer sind geborene Diebe, Räuber und Mörder", hieß es allgemein, „und es bleibt nichts übrig, als sie sämmtlich auszurotten, wenn nicht die halbe weiße Bevölkerung ihnen zum Opfer fallen soll." Die Folge hievon war, daß man die Regierung des Staates von allen Seiten bestürmte, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, und in der That ordnete auch der Gouverneur von Californien sofort Streifzüge an, um die Indianer zu Paaren zu treiben, und überdieß wurden einzelne Männer, welche sich freiwillig dazu erboten, beauftragt, freiwillige Compagnien zu errichten, die denselben Zweck verfolgen sollten. Kurz, man veranstaltete von Obrigkeitswegen einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Rothhäute, gerade wie früher im Mittelalter die Päbste Kreuzzüge gegen die Albigenser, Waldenser und andere Ketzer angeordnet haben. Ohnehin aber glaubte sich jeder Einzelne berechtigt, auf eigene Faust gegen den rothen Mann zu Felde zu ziehen und denselben, wo er ihn treffe, gleich einem Wolfe oder einem andern Raubthiere niederzuschießen, und man betrachtete bald die sogenannte „Buck-Jagd" — man hieß nämlich die Indianer ihrer rothen Haut wegen kurzweg nur „Buck", d. h. Reh- oder Hirsch-

böcke — für ein eben so großes Vergnügen, als in Europa die Hühner- oder Hasenjagd. Ja man gab sich mit der Jagd der indianischen „Männer" nicht einmal zufrieden, sondern man schoß auch auf indianische Weiber und Mädchen, und ging überhaupt mit einer Grausamkeit zu Werke, die an die Zeiten des Kanibalismus erinnert. Um nun dem Leser einen Begriff davon zu geben, auf welche Weise diese Indianerjagden getrieben wurden, erlauben wir ihm einige wenige authentische Beispiele vorzuführen, in der Ueberzeugung, daß er dann die ruhmredneriſchen Berichte der Nordamerikaner „über die Fortschritte der Civiliſation in den Ländern jenseits der Felsengebirge" gehörig zu würdigen vermag.

Im März des Jahrs 1859 stieß ein gewisser Henley, als er — natürlich gut bewaffnet — mit einer Koppel Pferde den Erlriver in Californien entlang ritt, auf einige Indianer, welche sich vor ihm in das Dickicht flüchteten, denn es war damals längst so weit gekommen, daß die Rothhäute sich so schnell als möglich auf die Socken machten, sobald sie nur einen Weißen sahen. Henley rief ihnen zu, hervorzukommen, indem er ihnen betheuerte, daß er keine böse Absicht gegen sie habe, sondern daß er nur Auskunft von ihnen verlange, welchen Weg er einschlagen solle. Vertrauensvoll nahten sich die Indianer, aber sowie sie auf fünfzig Schritte herbeigekommen waren, schoß der Elende seine vierläufige Büchse auf sie ab und tödtete ihrer Dreie. Warum nun aber that er dieß? Etwa weil sie ihn bestohlen hatten? „Ei Gott bewahre," erwiderte er, als man ihn deßhalb befragte. „Ich schoß auf sie, weil sie Böcke waren und weil sie mich möglicher Weise hätten bestehlen können!"

Wenige Monate ſpäter traf derſelbe Henley, während er mit einigen andern Gleichgeſinnten auf der Jagd begriffen war, auf eine größere Schaar Indianer, welche ſich ſofort ſammt und ſonders in eine Hütte, die ſie da von Zweigen errichtet hatten, flüchteten. Alſobald begannen die Weißen den Angriff, ſteckten die Hütte in Brand, ſo daß die Rothhäute es vor Hitze und Rauch nicht mehr aushielten, und ſchoßen ſofort viere von ihnen nieder. Warum? „Ei nun," erwiderte Henley, „die Rothhäute hätten ſich ihm dadurch verdächtig gemacht, daß ſie vor ihm in die Hütte geflohen ſeien, und in der That habe er auch nachher, als er mit ſeinen Kameraden das halbniedergebrannte Anweſen durchſuchte, ein Pferdsohr und zwei Pferdszungen darin gefunden, zum beſten Beweiſe, daß die Rothhäute Diebe geweſen ſeien." Hierin lag die ganze Verantwortung des Mörders und davon, daß man ihn zur Strafe gezogen hätte, war natürlich keine Rede.

Weiter! Am 26. Februar 1860, einem Sonntage, fand ein Farmer in der Nähe von Humboldsbay, daß ihm in der Nacht ein Stück Vieh abhanden gekommen ſei, und da er nun natürlich im Augenblick vermuthete, daß irgend welche Indianer ihn beſtohlen hätten, ſo eilte er zu ſeinem nächſten Nachbar, um ihn zu einem Streifzuge gegen das räuberiſche rothe Geſchlecht aufzufordern. Dieſer war auch ſogleich bereit, und nachdem ſich nun beide Männer nebſt ihren Knechten von Kopf bis zu Fuß bewaffnet hatten, ſchlichen ſie ſich gegen ein in der Nähe gelegenes kleines Indianerdörfchen heran, um an deſſen Bewohnern ihre Rache zu kühlen. Die Rothhäute dachten an keinen Ueberfall und ſetzten ſich alſo auf keine Weiſe zur Wehre. Auch wäre ihnen dieß beinahe unmöglich geweſen, da ſie keinerlei

Waffen besaßen, und somit gelang es den weißen Unholden, nicht weniger als vierzig ihrer vermeintlichen Feinde, worunter dreißig Weiber und Kinder, niederzuschießen. Mit dieser sonntäglichen Heldenthat waren sie aber noch nicht einmal zufrieden, sondern sie zogen sofort weiter südlich, stießen da auf ein Lager von etlichen und fünfzig Rothhäuten, ebenfalls Männer, Weiber und Kinder, griffen dieselben ohne weitere Präliminarien an und erschlugen alle bis auf Einen, dem es gelang, seine Flucht zu bewerkstelligen. Nun erst hielten sie ihre Rache für befriedigt und kehrten triumphirend nach Hause; davon aber, daß man sie zur Rechenschaft gezogen hätte, war abermals keine Rede.

Weiter! Major Johnson bezeugt in einem Berichte an das californische Gouvernement, daß ein gewisser Jarboe auf einer Streifjagd fünfzig Indianer und gleich darauf abermals sechs weitere Rothhäute nebst vier Kindern und vier Frauen getödtet habe, weßhalb er den Mann für würdig erachte, eine Staatsbelohnung zu erhalten. Als Grund dieses großartigen Mordes gibt er an, „die Indianer hätten den Jarboe bestehlen wollen, allein dieser sei denselben zuvorgekommen". Was war nun die Folge? Wurde Jarboe vor Gericht gestellt? Nein und abermals nein, sondern er erhielt vielmehr die von ihm beanspruchte Belohnung, denn das Treibjagen auf Rothhäute war ja gesetzlich geboten! Derselbe Jarboe rühmte sich öffentlich, im Ganzen genommen nicht weniger als 283 Bucks getödtet zu haben, wobei er jedoch wohlweislich verschwieg, daß es lauter wehrlose Personen, insbesondere Frauen und Kinder waren, welche er massakrirte; allein deßwegen wuchs doch sein Ruhm von Tag zu Tag, und als er vollends bekannt machte, daß er nun

durch dieſen Mord im Großen die Blutthaten der Indianer, welche dieſe kurz zuvor an ſiebzehn Weißen begangen hätten, hinlänglich gerächt glaube, vergötterte man ihn beinahe. Worin beſtanden nun aber dieſe ſogenannten „ſiebzehn Blutthaten?“ Waren wirklich ſiebzehn Weiße von den Rothhäuten getödtet worden? Gott bewahre, ſondern dieſe ſiebzehn Morde reducirten ſich auf einen einzigen, indem ein indianiſcher Ehemann einen weißen Schurken, der ſein Weib gewaltſam geſchändet hatte, mit einem Prügel niederſchlug. Der rothe Mann hatte alſo nur einen Akt der Selbſtjuſtiz begangen, und um dieſen zu rächen wurden mehrere hundert unſchuldige Menſchen niedergemezelt!

Weiter! Colonel Harries, ein Staatsbeamter, der als ſolcher doppelt verpflichtet war, nach Recht und Geſetz zu verfahren, begegnete im Auguſt 1859, als er mit einigen Koloniſten von Roundvalley auf der Jagd begriffen war, eilf Indianern und tödtete dieſelben vom erſten bis zum letzten. Sie hatten ihm auch nicht den geringſten Anlaß gegeben; allein er meinte lachend: „Die Rothhäute pflegen alle zu ſtehlen und folglich werden auch dieſe keine Ausnahme gemacht haben!“

Weiter! Colonel Imley traf mit einigen Freunden auf einen kleinen Indianerſtamm, machte alſobald Jagd auf denſelben und ſchoß zweiunddreißig Stücke nieder. Wie beſchönigte er aber dieſe ſeine Blutthat? „Ei nun,“ erklärte er; „weiter oben im Gebirge iſt vor kurzem eine Karawane von Rothhäuten angefallen worden, und es wäre wohl möglich geweſen, daß dieſe hier — die Niedergeſchoſſenen nemlich — ihren Brüdern hätten Munition bringen wollen!“

Weiter! Am 26. Februar 1860 ſetzten dreißig Koloniſten von Eureka nach Indian-Island über, um ein durch-

gegangenes Pferd einzufangen. Das Pferd fanden sie nicht, dagegen aber stießen sie auf ein Indianerlager, griffen dasselbe im Momente an und schlachteten mit ihren Messern und Aexten nicht weniger als sechsunddreißig Rothhäute, Männer, Weiber und Kinder, ab. Sie hatten nun doch wenigstens eine Genugthuung für das verlorene Pferd!

Weiter! An demselben 26. Februar fielen einige andere weiße Kolonisten aus purer Jagdlust über ein Indianerlager am Tablebluff her und tödteten über vierzig Stück ohne Unterschied des Geschlechtes; wie man sie nun aber fragte, warum sie dieß gethan hätten, meinten sie: „Das Wild wäre rar gewesen und sie hätten doch nicht nach Hause kehren können, ohne wenigstens einige Böcke geschossen zu haben."

Weiter! Am Neujahrstag 1860 erschoß in der Stadt Stockton ein Amerikaner einen Indianer auf offener Straße. Und warum? Einfach deßwegen, um seine Büchse, die er gerade gekauft hatte, zu probiren! In derselben Stadt wettete ein gewisser Darley mit einem Andern um ein Zehndollarstück, wer zuerst einen Indianer niederschieße. Beide bewaffneten sich sofort und traten ihren Feldzug an, nach einer halben Stunde aber konnte Darley bereits den Beweis beibringen, daß er gewonnen habe.

Solcher Beispiele könnten wir noch Hunderte anführen. Lauter Morde ohne die geringste Provocation! Allein sie sind noch geringfügig gegen die großartigen Blutthaten, welche die von der Regierung autorisirten Treibjagd-Kompagnieen verrichteten. So überfielen ihrer etliche Zwanzig, die sich zu einer solchen Kompagnie vereinigt hatten, bei Ralphs-Ranch ein Lager von sechshundert Rothhäuten und massakrirten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Aber

wie massakrirten sie? Säuglinge wurden mit der Axt in zwei Hälften gespalten und jede Hälfte als Siegeszeichen an einen Baum aufgehängt! Weibern schnitten sie die Brüste ab und spießten sie auf ihre Bajonette! Den-Männern schlitzten sie den Bauch auf und schleppten sie an den Eingeweiden weiter! Viele der Opfer flehten fußfällig um Gnade, aber die Mörder kannten keinen Pardon. Im Gegentheil mischten sie Blut unter ihren Schnaps, um sich vollständig in thierische Wuth zu versetzen. Und doch waren die Indianer, wie sich nachher herausstellte, vollkommen unschuldig!

Nicht minder grausam verfuhr unter der Anführung eines gewissen Lee eine andere weiße Bande gegen die sogenannten Pittriver-Indianer, in deren Gebiet ein Weißer erschossen gefunden worden war. Die genannten Rothhäute hatten zwar erwiesenermaßen keine Gewehre, allein deßwegen beschuldigte man sie doch der That, und Kapitän Lee beschloß sofort den ganzen Stamm auszurotten. Auch wurde dieser Beschluß alsbald ausgeführt, und zwar auf eine so scheußliche Weise, daß wir Anstand nehmen müssen, die verschiedenen Einzelnheiten zu berichten. Das Allerniederträchtigste bei der ganzen Mordscene bestand aber darin, daß nicht Wenige der Weißen, welche unter Lee fochten, früher mit Indianerinnen des Pittriverstammes zusammengelebt und Kinder erzeugt hatten, denn in dem allgemeinen Massacre tödteten sie ihre eigenen Kebsweiber und sogar ihre eigenen Kinder! Hat man je irgendwo sonst in der Welt von solcher Bestialität gehört?

Fast noch ärger machte es der sogenannte General Kibb — er nannte sich General, weil er ein Milizenregiment kommandirte, denn diesem berühmten Feldherrn gelang es

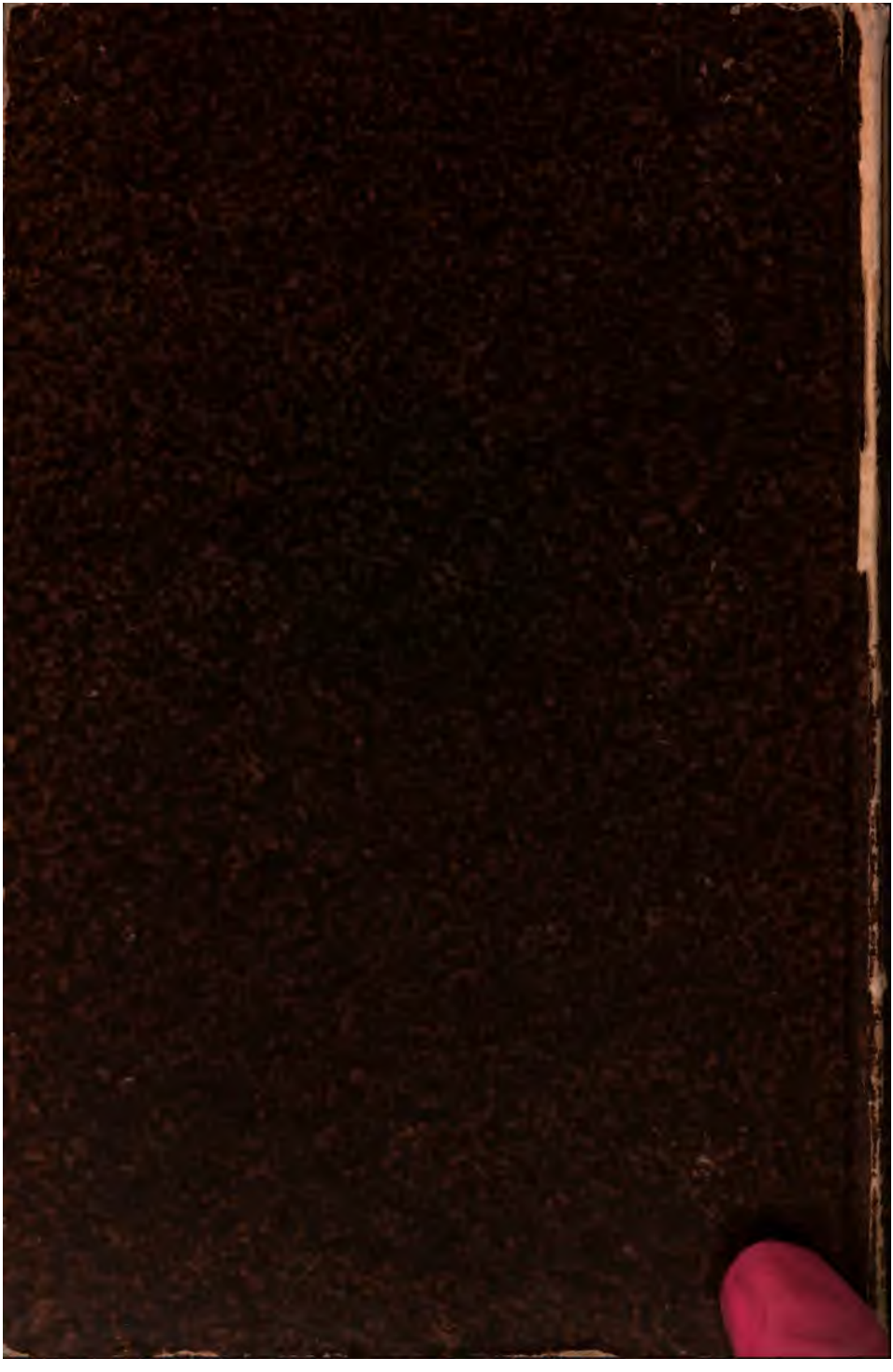
auf ſeinen verſchiedenen Indianerfeldzügen nicht weniger als vierhundertfünfzig Rothhäute zu tödten. Aber auf welche Weiſe bewerkſtelligte er dieß? Man höre und ſchaudere! Ein paar Tagereiſen von St. Francisco entfernt überfiel der große Held einen in ſeinen Hütten ſchlafenden Indianerſtamm, beſtehend aus ſechszig Weibern und Mädchen, aus einer Anzahl Kinder und Säuglinge, ſowie aus zehn älteren unbewaffneten Männern, und natürlich war es eine leichte Sache, die Ueberfallenen oder vielmehr im Schlafe Ueberraſchten mit Säbeln und Dolchen niederzumachen. Einige verſuchten zu entfliehen, allein man ſchoß nach ihnen, wie nach Haſen, und erlegte ſie ſämmtlich. Pardon wurde keiner gegeben, und Mütter mit den Säuglingen an der Bruſt, welche jammernd um ihr Leben baten, ſtieß man ohne weiteres nieder, während man ihren Kindern die Schädel an einem Steine zerſchmetterte. Zum Schluß warf man ſämmtliche Leichen auf einen großen Haufen, zündete ein Feuer daneben an und hielt einen großartigen Siegesſchmauß, bei dem man nicht unterließ, einige wenige kleine Knaben und Mädchen, die noch nicht ganz todt waren und erbärmlich ſchrieen, in die Gluth zu werfen und ſie ſo für ewig ſtumm zu machen. Was denkt nun der Leſer zu ſolchem Kanibalismus?

Wir glauben, die bisherigen Beiſpiele werden genügen, um zu beweiſen, daß es offenbar auf nichts anderes abgeſehen iſt, als das Geſchlecht der Indianer vollſtändig auszurotten, und dieſe Heldenthat dürfte auch in wenigen Jahrzehnten vollbracht ſein. Betrug doch zu der Zeit, als die Nordamerikaner Californien okkupirten, die Indianerbevölkerung des Staates etwas über ſechszigtauſend Seelen, während ſie jetzt bereits auf fünfzehntauſend herabgeſunken

ist! Ja einzelne Stämme sind vollständig von der Erde verschwunden, und von anderen, die vor fünfzig Jahren noch sechstausend und mehr zählten, existiren kaum noch einige wenige Hunderte! Wie aber in Californien, so auch in Oregon und den verschiedenen Territorien. Am Felsengebirge allerdings ist diese Decimirung noch nicht so stark, denn die Weißen haben sich dort noch nicht in Masse angesiedelt, aber wenn einmal erst die projektirte Eisenbahn über jene Gebiete führen, und wenn in Folge dessen an den verschiedenen Stationen Niederlassungen entstehen, wie viel Jahre werden dann nöthig sein, um unter den dortigen Rothhäuten eben so stark aufzuräumen, als in Californien innerhalb weniger Jahre aufgeräumt worden ist?

Doch, fragt man verwundert, ist es denn möglich, daß die Vereinigte-Staatenregierung, welche doch die Pflicht hat, für alle ihre Unterthanen, also auch für die Indianer, auf gleich gerechte Weise zu sorgen, nicht einschreitet und solchem Barbarismus ein Ziel setzt? Man weiß ja, daß bei den Engländern, auf deren weitläuftigen nordamerikanischen Besitzungen eine große Menge von Rothhäuten hausen, die Zahl derselben eher zu- als abnimmt, warum ahmen also nicht die Oberbehörden der Union dieses Beispiel nach? Du lieber Gott, wenn man die Nordamerikaner hört, so wird das besagte Beispiel sogar noch übertroffen, denn sie wollen förmliche „Kulturanstalten" für die Indianer errichtet haben! Dem Wortlaute nach haben sie auch vollkommen Recht. Die Vereinigte-Staatenregierung hat nemlich sowohl in Kalifornien als in Oregon sogenannte „Indian-Reservations", d. h. Kolonieen in's Leben gerufen, auf welchen die Rothhäute zu Bauern herangebildet werden sollten, und es wurde Befehl gegeben, ihnen daselbst Woh-

nung, Nahrung und Kleidung, so wie Ackergeräthschaften und Unterricht zukommen zu lassen, damit sie sich nach und nach vollständig an ein civilisirtes Leben gewöhnten. Allein wie steht es nun mit der Verwaltung dieser sogenannten Reservationen? Die damit vertrauten Beamten behielten einfach, statt Nahrungsmittel zu kaufen, die Regierungsgelder in der Tasche und ließen die armen Indianer vollständig Hunger leiden! Ja sie waren sogar damit nicht einmal zufrieden, sondern sie vermietheten dieselben auch noch an benachbarte Farmer oder in die Minendistrikte als Sclaven, und ließen jeden der armen Bursche, der sich solcher Qual durch die Flucht entziehen wollte, ohne weiteres als widerspenstig aufhängen! So ist z. B. bewiesen, daß Colonel Imley, einer der Superintendenten »of indian affairs« (derselbe, dessen wir oben schon erwähnten) innerhalb drei Jahre nicht weniger als zweihundertfünfzig Indianer als Meuterer zum Strange verurtheilte, während er in derselben Zeit die Summe von dreimalhunderttausend Dollars, welche er zum Besten der Reservationen verwenden sollte, erübrigte. So machte ein anderer Superintendent, Namens Davis, in einem einzigen Jahre einhundertundsiebzigtausend Dollars und schoß mit eigener Hand über hundert Indianer, die sich wegen Hunger bei ihm beklagten, nieder. Andere verfuhren allerdings nicht so grausam, d. h. sie unterließen es, die unzufriedenen Rothhäute ohne weiteres zu tödten, dagegen aber verabsäumten sie es nie, die anvertrauten Gelder zu stehlen und dafür Berichte an die Regierung einzusenden, in welchen sie die rothe Menschenrace „als eine unverbesserliche“ schilderten. Ist es nun unter solchen Umständen zu verwundern, wenn der Versuch mit den sogenannten Reservationen voll-

ſtändig mißlang? Iſt es zu verwundern, wenn die Indianer, ſtatt in den Kolonieen zu verhungern oder ſich durch den Strang tödten zu laſſen, zu ihren Brüdern in die Berge flüchteten und ſich mit ihnen auf Tod und Leben zur Bekämpfung der Weißen verbündeten? Auch glaube man ja nicht, daß wir auch nur im geringſten in dieſem unſerem Berichte übertrieben haben, ſondern wir blieben vielmehr rein auf dem Boden der Thatſachen, und wenn es dem Leſer gefallen würde, eine amerikaniſche Zeitnng, welche ſich mit dieſem Gegenſtand befaßt, durchzuleſen, oder wenn er ſich gar die Mühe nähme, die öffentlichen Verhandlungen, welche hierüber in den letzten Kongreßſitzungen ſtattfanden, zu ſtudiren, ſo dürfte er uns leicht den Vorwurf machen, wir ſeien noch viel zu gelind aufgetreten. Gibt es doch unter den gebildeteren Nordamerikanern keinen Einzigen, der nicht ſowohl über die Schwäche der Regierung als auch über die Niederträchtigkeit ihrer Agenten, ſo wie endlich über die grauſame Verblendung der Koloniſten, welche die Indianer nur als jagdbare Thiere anſehen, das unbedingteſte Verdammungsurtheil ausſpräche!

So ſteht es mit der Indianerjagd im Weſten, und wer wollte alſo dem rothen Manne Unrecht geben, wenn dieſer den Weißen ohne Ausnahme mit tiefer Verachtung einen „Boſtonman“, d. h. einen Lumpen und Betrüger nennt?